This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

46:

1470.

# Reise nach Java

und

Ausflüge

nach den

## Inseln Madura und St. Helena.

# Reise nach Java

und

## Ausflüge

nach den

# Inseln Madura und St. Helena,

von

**Dr. *Eduard Selberg.***

*Mit einem Plane von Batavia und Umgebungen.*

---

**Oldenburg, 1846.**
**Druck und Verlag von Gerhard Stalling.**

**Amsterdam,**
**bei M. H. Schonekat.**

1470.

# Vorwort.

Mein früheres Werkchen „Ueber die vergangene und gegenwärtige Lage der Insel Java“ und die nachfolgende Reisebeschreibung ergänzen sich gegenseitig. In jenem beschäftigte mich die Administration auf Java und ihre Ergebnisse, in dieser Gegenstände von allgemeinerem Interesse, Land und Volk, Erlebtes und Erschautes. Wenn auch diesen die Frische, welche die Darstellung ungewöhnlicher Verhältnisse zu haben pflegt, dem Leser gegenüber eine günstigere, dem Schriftsteller vortheilhaftere Stellung giebt, so empfinde ich dennoch bei der Veröffentlichung eine Scheu und Aengstlichkeit, welche mir bei der Herausgabe des früheren Schriftchens fehlten. Hier war es ein scharf abgegrenzter, isoliter Gegenstand, welchen man geistig umfassen und umspannen konnte. Die Beschreibung einer Reise in ferne Gegenden aber erfordert die Bekanntschaft mit den

meisten Fächern des menschlichen Wissens und macht dem Beschreibenden jede Lücke in der eigenen Kenntniss fühlbar. Der Leser pflegt nachsichtiger zu sein, indem er nur beurtheilt, was der Schriftsteller gab, nicht was er hätte geben können. Möge auch mir diese Billigkeit und Nachsicht zu Gute kommen.

Bei der Anordnung des Stoffes habe ich mein Reisetagebuch, wie ich es an Ort und Stelle niederschrieb, als Faden benutzt, um Beschreibungen und Darstellungen darauf zu reihen, in deren Wesen es liegt, dass sie eine selbstständigere Behandlungsart erfordern. Hierdurch hoffte ich einem doppelten Kreise von Lesern zu genügen, sowohl dem, welcher eine Unterhaltungslektüre wünscht, als auch jenem, welcher eine rein objektive Auffassung verlangt.

Möge es mir gelungen sein, diesen Zweck wenigstens zum Theil zu erreichen.

Rinteln in Kurhessen, October 1845.

*Eduard Selberg.*

# Inhalt.


Seite

Motive zur Reise. — Abreise. — Der Helder. — Kolonial-Militär. — Seekrankheit. — Nächtlicher Sturm. — Selbstmord des Lieutenants L. . . . . 1

Tropischer Abendhimmel. — Farbe des Meeres. — Fliegende Fische. — Delphine. — Haijagd. — Hitze. — Leuchten des Meeres . . . . . 12

Mangel an Nationalstolz bei den Deutschen. — Soziales Leben auf dem Schiffe. — Späterer Tod meiner Schiffsgenossen. — Passiren der Linie. — Physische Folgen der Hitze. — Schnelles Sinken der Temperatur. — Kapsche Taube. — Verwünschter Schiffskapitän. — Albatross . . . . . 25

Ankunft vor Batavia. — Wanderung durch die Stadt. — Araber. — Chinesen. — Weltevrede. — Aschantesen. Javanischer Kampong. — Malaische Festlichkeiten. — Geschichte und Plan Batavia's . . . . . 33

Ursachen der Ungesundheit Batavia's. — Wirkung des Aufenthaltes daselbst während der Nacht. — Eintheilung Java's rücksichtlich seines Einflusses auf die Gesundheit. — Batavisches Fieber. — Ursachen der jetzt verminderten Sterblichkeit. — Sie ist besonders gross während der Regenzeit. — Doch in verschiedenen Jahren verschieden. — Prophylaxis . . . . . 51

Wichtigkeit Batavia's. — Arabische Priester . . . . . 63

Bemerkungen über den Zustand der Medizin auf der Insel Java . . . . . 65

Die Medizin bei den Javanen . . . . . 66

Seite

Die Medizin bei den Chinesen . . . . . 72

Die Medizin bei den Europäern auf Java . . . . . 74

Ankunft vor Surabaya. — Marktscene auf dem Meere. — Einfache Kanots. — Land- und See-Wind. — Klargestirnter Himmel. — Chinesische Junke. — Innere Einrichtung derselben. — Zwei chinesische Anekdoten. — Kleine eiserne Dampfboote zur Verfolgung der Seeräuber. — Schiffe der letzteren. — Kapitän Pfefferkorn . . . . . 82

Hafen von Surabaya. — Scenerie in demselben. — Javanischer Kampong. — Moralischer Karakter mancher Kolonisten. — Weine. — Schlafgemach. — Die Kreolin. — Surabaya. — Seine Wichtigkeit. — Konstruktie-Winkel. — Eigenthümliche Eigenschaft der Atmosphäre. — Münze. — Kupfergeld. — Weg nach dem Hospital. — Chinesischer Kamp bei Nacht. — Verschiedenartigkeit der Scenen. — Töne des Gong-gong. Beschreibung des javanischen Orchesters. — Schauspiele der Javanen. — Wayang. — Topeng . . . . 96

Geringe europäische Bevölkerung. — Residentschaft Surabaya. — Geographische Verhältnisse derselben. — Produkte. — Tectonia grandis. — Termes fatalis . . 121

Fortsetzung meiner Wanderung. — Herr Dr. F. — Das Hospital. — Krankheiten. — Ruhr. — Deren Behandlung . . . . . 127

Ueber malaische Sprache und Poesie . . . . . 132

Tigerjagd in der Nähe von Surabaya. — Nacht. — Tigerfellen. — Kampf zwischen dem Tiger und Büffel. — Muth der Javanen. — Eigenthümlichkeit der Tiger. — Hahnenkampf. — Wachtelnkampf. — Heuschreckenkampf. — Javanische Spielwuth . . . . . 150

Rückkehr nach Simpang. — Wiedersehen der Kreolin. — Ihre Geschichte. — Befremdende Scene. — Haushälterin der Europäer. — Der rothe Hund . . . . . 162

Seite

Die Javanen. — Lage und klimatische Eigenthümlichkeit der Insel. — Aeussere Gestalt der Javanen. — Begriffe von Schönheit. — Sinnliche Eigenthümlichkeiten. — Negativer Muth. — Geistige Eigenthümlichkeiten. — Bildungsfähigkeit. — Die Anlage zu abstrakten Wissenschaften fehlt ihnen. — Leichtgläubigkeit. — Aberglauben. — Tugenden. — Fehler. — Amok. — Eifersucht. — Häusliche Eigenschaften. — Ehe. — Geschwisterliebe. — Vaterlandsliebe. — Freundschaft . . . . . 175

Rangverhältnisse der Javanen. — Regierungsform. — Adel 219

Gerichtsverfassung und Landesverwaltung in den niederländischen Besitzungen auf Java . . . . . 235

Ueber die Gesetze der Javanen . . . . . 243

Die Zeitrechnung und der Almanach der Javanen . . . 263

Ueber die Sprache und Literatur der Javanen . . . . . 275

Ausflug nach der Insel Madura. — Noch Einiges über Surabaya. — Das Sturmschauer. — Kritische Lage. — Die Meerenge von Madura. — Zusammenhang mit Java. — Die Maduresen. — Naturalien. — Gräber. — Dieberei. — Abentheuer. — Salinen auf Madura. — Indianische Vogelnester . . . . . 303

Fortsetzung der Reise. — Krankheit. — Haverie. — Pasaruang. — Strasse von Bali. — Sturm. — St. Helena. Beschreibung der Insel. — Wohnung und Grab Napoleons. — Klima. — Geschichtliche Momente . . . . 322

Durch die Entfernung des Verfassers vom Druckorte haben sich folgende Druckfehler eingeschlichen, welche der Leser verzeihen und, damit sie weniger den Sinn stören, vor dem Lesen des Buchs zu verbessern gebeten wird.

Seite 24 Zeile 5 von unten statt Lichtscheine lies Luft einen.

„ 54 „ 14 „ oben st. Ematicum l. Emeticum.

„ 57 „ 9 „ u. st. sie sich l. sich diese.

„ 60 „ 3 „ o. st. nur wenig, dem Grade nach l. nur wenig dem Grade nach,.

„ 68 „ 3 „ u. st. sub viridi l. subviridi.

„ 83 „ 12 „ u. st. Entwurf l. Vorwurf.

„ 92 „ 6 „ u. st. um l. und.

„ 96 „ 5 „ o. st. Kampang l. Kampong.

„ 96 „ 10 „ o. st. Sonnen l. Töne.

„ 103 „ 11 „ o. st. Umfang l. Umhang.

„ 113 „ 19 „ o. st. sechs l. zwölf.

„ 120 „ 7 „ u. st. cyllus l. cyclus.

„ 120 „ 6 „ u. st. hören l. haben.

„ 123 „ 4 „ o. st. zugeschwellt l. angeschwellt.

„ 143 „ 15 „ o. st. doch l. auch.

„ 151 „ 11 „ o. st. Kolimal l. Kolonial.

„ 158 „ 12 „ o. st. Klebes l. Celebes

„ 163 „ 2 „ u. st. demüthiger l. demüthigender.

„ 174 „ 2 „ u. st. nach l. noch.

„ 178 „ 7 „ o. st. grosse l. grösste.

„ 183 „ 7 „ o. st. welcher l. welchen.

„ 191 „ 12 „ u. muss „jedoch“ gestrichen werden.

„ 192 „ 13 „ u. st. Naturfrüchte l. Naturkräfte.

„ 196 „ 2 „ o. st. welche l. welcher.

„ 205 „ 15 „ o. st. natürlich l. unnatürlich.

Seite 214 Zeile 3 von u. st. polypinische l. polygynische.
„ 222 „ 14 „ o. st. schützten l. schürzten.
„ 226 „ 12 „ o. st. Sturber l. Sturler, eben so in der Not
„ 230 „ 4 „ u. st. nur l. nun.
„ 233 „ 11 „ u. st. der l. den.
„ 236 „ 11 „ u. st. Bestimmung l. Beistimmung.
„ 239 „ 6 „ o. st. oben l. oben als.
„ 239 „ 11 „ u. muss „und" gestrichen werden.
„ 240 „ 16 „ o. st. wohl l. wohlthätig.
„ 242 „ 5 „ u. st. wird l. wird er.
„ 244 „ 5 „ u. st. entschiedenen l. entscheidenden.
„ 249 „ 1 „ o. st. Passirform l. Passivform.
„ 277 „ 7 „ o. st. Sekten l. Seiten.
„ 278 „ 8 „ o. st. Banfey l. Benfey.
„ 280 „ 2 „ u. st. 7 l. 6.
„ 281 „ 2 „ u. st. Rundasprache l. Sundasprache.
„ 282 „ 15 „ u. st. diesen l. diese.
„ 283 „ 3 „ o. st. nur l. meistens.
„ 284 „ 2 „ o. st. Passivum l. Possessivum.
„ 284 „ 10 „ u. st. Ende l. Anfang.
„ 296 „ 2 „ u. st. aber l. eben.
„ 320 „ 13 „ u. st. Verlauf l. Verlust.
„ 322 „ 11 „ u. st. Analen l. Qualen.
„ 327 „ 13 „ o. st. Juckas l. Geckos.
„ 340 „ 15 „ o. st. 366 l. 346.

*Motive zur Reise. — Abreise. — Der Helder. — Colonial-Militair. — Seekrankheit. — Selbstmord des Lieutenants L. — Nächtlicher Sturm.*

Indem ich die folgenden Seiten niederschreibe und zu diesem Endzwecke mein Tagebuch durchblättere, wird mir ein interessanter Abschnitt meines Lebens wieder vorgeführt, welcher lange gehegten Wünschen, die durch Hindernisse aller Art noch gesteigert waren, genügen sollte, indem er mich in den ostindischen Archipel führte. Von allen Gegenden, die mich Reise- und Länderbeschreibungen kennen lehrten, hatte dieser Theil der Erde schon früh am meisten meinen Geist und meine Phantasie beschäftigt. Je weniger derselbe von deutschen Reisenden besucht worden war, welche ein treffendes Gemälde davon entworfen hatten, um so mehr erregte er meine Sehnsucht durch den Zauber, womit eine warme Einbildungskraft so gerne das Unbekanntere auszuschmücken pflegt. Eine lange Seereise, auf welcher Entbehrungen, Gefahren und erhabene Naturerscheinungen mit einander abwechseln, der Anblick eines Landes, das durch seine vulkanische Entstehung abenteuerlich geformt, mit einer üppigen tropischen Vegetation bedeckt ist, Bewohner, die durch Gestalt, Sitte und Bildung so bedeutend von uns abweichen, gesellschaftliche Zustände, welche an

ein lange vergangenes patriarchalisches Zeitalter erinnern mussten eben so wohl einen Geist anregen, der für wissenschaftliche Forschungen glühte, als auch ein Gemüth, welches für grossartige Naturerscheinungen so empfänglich war in einem Lebensalter, wo die vollständig erwachte geistige Kraft sich gleichsam selbst probirt, indem sie die Fesseln zu durchbrechen sucht, mit welchen die Verhältnisse sie umzogen. Das Studium der Medicin gab später meinem Drange, die ostindische Inselgruppe kennen zu lernen, eine bestimmtere Richtung. — Anthropologische und medicinische Forschungen unter einem glühenden Himmel, auf dem üppigen Boden Indiens, schienen mir eben so anziehend, als lehrreich. Der Mensch trägt, wie die Pflanze, in seinen Lebenserscheinungen den Karakter des Bodens an sich, welcher ihn hervorbrachte. Das Klima, die Art des Bodens, seine Hebung und Senkung sind eben so viel Momente, welche seine geistige und körperliche Eigenthümlichkeit bestimmen. Eine genauere Betrachtung der verschiedenen Menschenracen unter ihren eigenen äusseren Lebensverhältnissen zeigt dies unwiderleglich. Wenn nun schon die Beobachtung der geographischen Verhältnisse der Vegetabilien das Interesse mächtig anregt, so muss dies noch viel mehr der Fall sein, wenn der vollkommenste Organismus, in dessen Erschaffung die Natur sich zu ihrer grössten Höhe erhob, zum Gegenstande der Beobachtung gemacht wird.

Indem der Entschluss, jene Gegenden zu besuchen, immer fester bei mir ward, bildete sich zu gleicher Zeit ein deutlicheres, wissenschaftlicheres Ziel vor meinen Blicken. Wenn auch der schrankenlose jugendliche Thatendrang zu leichtsinnig die Kraft überschätzt, so ist er es doch, wel-

cher gewöhnlich die ganze Richtung des spätern Lebens bestimmt.

Nachdem ich meine ärztlichen Studien beendigt hatte, zwangen mich persönliche Verhältnisse, in meine Heimat zurückzukehren, welche wenig geeignet war, meinem Drange für die Wissenschaften Nahrung und Unterhaltung zu geben. Die Schwierigkeiten, von einem im Binnenlande isolirt liegenden Städtchen aus meinen Reiseplan auszuführen, häuften sich mehr und mehr, je weniger ich im Stande war, aus eigenen Mitteln die Reisekosten zu bestreiten. Hierzu gesellten sich noch traurigere Empfindungen über die völlige Unmöglichkeit, mir in einer Heimat, welche kein literarisches Hülfsmittel darbot, alle die Kenntnisse und Apparate zu verschaffen, die eine Reise um wissenschaftlicher Zwecke willen erfordert. Da mir aber jede Hoffnung fehlte, das mir Mangelnde zu ersetzen, so stand mein Entschluss um so fester, die Reise, so bald ich es nur möglich machen konnte, anzutreten und sie so gut zu benutzen, wie es nur irgend angehen wollte. Auf eigene Kosten konnte ich nicht reisen, da ich kein Vermögen hatte; auf Kosten eines Landes oder einer Regierung — dazu hatte ich nicht die geringste Aussicht. Daher entstand die Idee bei mir, mich durch meine ärztlichen Kenntnisse in den Stand zu setzen, meine Absichten ausführen zu können. Verschiedene Wege konnten sich mir hierzu öffnen. Da Holland seine hauptsächlichsten Colonien in den ostindischen Gewässern hat, so konnte ich in den ärztlichen Colonialdienst dieses Landes treten. Verehrte Freunde in Amsterdam jedoch riethen mir ab, weil ich hierdurch die mir nöthige Freiheit verlieren würde, machten mir dagegen den Vorschlag, als Schiffsarzt ein Truppen-

Detachement nach Java zu bringen. Dies schien mir annehmbar. Nachdem ich nun noch mehrere Monate mit Studien aller Art verbracht hatte, welche mich passend zu einer Reise nach Java vorbereiten konnten, erhielt ich im August des Jahres 1837 die Nachricht, dass ich mich nach Amsterdam verfügen sollte, um mich der erforderlichen ärztlichen Prüfung zu unterwerfen. So näherte sich denn endlich nach so vielen vergeblichen Bemühungen, nach so vielen zerstörten Plänen einer meiner innigsten Wünsche seiner Erfüllung, an welcher ich in meinem Innern rastlos gearbeitet hatte. Mit triumphirender Freude mischte sich ein Zagen rücksichtlich meiner Kräfte. Nicht durfte ich es mir verhehlen, dass ich mich nimmer jenen Vorbildern nähern konnte, welchen ich so gerne nachgestrebt hätte. Diese waren glücklicher gewesen als ich. Aeussere Verhältnisse aller Art hatten sie begünstigt, während mir alle Umstände feindlich entgegen traten. Doch freute ich mich innig auf eine Reise, welche neben reichen Belehrungen aller Art eine angenehme, anregende Unterhaltung zu geben versprach, sowohl durch den Wechsel der fremdartigsten Scenen, als auch durch zufällige Gestaltungen der Verhältnisse, welche auf jeder grösseren Reise so häufig Statt finden. Indem ich die Tagebuchform bei der Beschreibung der Reise zum Grunde lege, werde ich häufig genöthigt sein, mich selbst in dem Verlaufe derselben zu erwähnen. Der Leser möge es mir, um der Nothwendigkeit willen, vergeben. Der Reisende ist gleichsam der Prüfstein und seine Erlebnisse sind eben so viel Striche auf denselben, welche dem Aufmerksamen die Eigenthümlichkeiten der Länder und Völker kennen lehren, mit denen jener in Berührung kam.

Nachdem ich in Amsterdam alle meine Obliegenheiten erfüllt, mich mit den nöthigen Büchern und dem geringen physikalischen Apparate versehen hatte, welchen ich zu meiner Verfügung stellen konnte, eilte ich rasch dem Helder zu, wo die Fregatte Betsy en Sara segelfertig lag, auf der ich die Reise machen sollte. Am 5. September traf ich dort ein und begab mich noch an demselben Tage an Bord des Schiffes. Der Wind war noch ungünstig, die Mannschaft noch nicht vollzählig, der Kapitain selbst noch in Amsterdam.

Der Helder bietet wenig dar. Er besteht aus einer langen Reihe von Läden und Wirthshäusern, in welchen Alles feil geboten wird, was irgend zum Schiffsbedarf gehört. Der Schein der Wohlhabenheit und Gemächlichkeit, der in den grossen holländischen Städten herrscht und dem Aeussern derselben einen gemüthlichen Anstrich giebt, hat hier der reinen Zweckmässigkeit Platz gemacht. Man sieht der Bevölkerung sowohl als ihren Häusern an, dass das Leben hier nur dem materiellen Erwerb, nicht aber dem Genusse desselben gewidmet ist. Alles ist reinlich, aber ohne Schmuck, ohne Behaglichkeit, desshalb auch kalt und unfreundlich. Das einzige schöne Gebäude ist die jüdische Synagoge. Ohne alle architektonische Schönheit, aber vortrefflich eingerichtet sind die Werften und Magazine, welche Alles enthalten, was die Ausrüstung der Kriegsschiffe erfordert. Eine Anzahl der letzteren lag hier im Nieuwendiep, und ihre bunten Flaggen und Wimpel, mit welchen der Wind spielt, machen einen angenehmern Eindruck, als die starren weissen Häuser mit ihren Läden. Dazu kommen täglich aus allen Weltgegenden Schiffe an, deren Bewohner im Verein mit jenen der Schiffe, welche zum Aus-

laufen bereit sind, dem Helder einen neuen Karakter hinzufügen, nämlich den des Drängens und Stürzens zum Genusse. Die Wirthshäuser sind vom Morgen bis zum Abend überfüllt. Ein Theil der Ankömmlinge sucht sich daselbst für Monate lange Entbehrungen auf dem Meere zu entschädigen, ein anderer drückt noch einmal das Leben warm an die warme Brust, ehe er dem Vaterlande, vielleicht auf immer, Lebewohl sagt. Diese Geniessenden aber sondern sich scharf von dem eigentlichen Helder und gewinnen hier nicht einmal eine momentane Heimat; denn die Gasthäuser sind schlecht und nur den Genüssen unterster Art geweiht. Selbst Freundlichkeit im Aeussern und die Eleganz fehlt ihnen durchaus.

Nach und nach füllte sich unser Schiff. Victualien, Wasser, Pulver wurden an Bord gebracht. Auch der Kapitain, 100 Mann Soldaten mit zwei Offizieren und einem Militairwundarzte kam an und wir warteten nur auf günstigen Wind, um auslaufen zu können.

Auch ich hatte mich in meiner Kammer, welche ungefähr sechs Kubikfuss mass, heimisch eingerichtet und gab mich jenen Gefühlen hin, die unwillkürlich Jeden ergreifen, der eine so lange Seereise anzutreten im Begriff ist und in ein Land übersiedeln will, das so häufig durch seine klimatischen Verhältnisse zum frühen Grab für den Ankömmling wird. Man schliesst ab mit dem vergangenen Leben und beginnt ein neues, dessen unbekannte Wechselfälle wie dunkle Ahnungen das Gemüth ergreifen. Man durchblickt die Vergangenheit und beschaut noch einmal sinnend die Bilder, welche sich auf ihren bald dunklen, bald hellen Grund eingemalt haben. Tief fühlt man, dass man sich von Allem losreisst, was uns werth und theuer

ist und wendet den fernen Lieben noch die letzten schmerzlichen Abschiedsgedanken zu. Man prüft noch einmal die Gründe, welche uns nöthigten, die vielen Fäden zu zerreissen, die uns so mächtig an die Heimat fesseln, und geht dann mit ruhigem Entschlusse und besonnenem Ernste der Zukunft entgegen. Man empfindet tief in sich, dass man dem, was sie bringt, gewachsen sein werde, wie man dem Schmerze gewachsen war, der uns bei dem Abschied ergriff, welchem vielleicht kein Wiedersehen folgt. Dies sind Gefühle, denen man sich umsonst zu entziehen sucht und die selbst den Seemann bei jeder neuen Reise überwältigen.

Unter den Soldaten waren Subjecte von den verschiedensten Nationen, Holländer, Belgier, Franzosen, Schweizer; jedoch beinahe die Hälfte nahm der Auswurf aus den verschiedensten Staaten Deutschlands ein. Physiognomien waren darunter, in denen alle Laster und alle Klimata gewühlt und den vielleicht ursprünglichen Karakter der Gemeinheit noch mehr hervorgehoben hatten, Leute, die in Frankreich, Algier, Spanien und Westindien gedient, dann der Sehnsucht nach dem Vaterlande gefolgt waren und, nach wenigen Monaten der heimischen Erde überdrüssig, niederländisch-ostindische Dienste nahmen. Andere wieder, namentlich der Theil der Holländer, bestand aus Sträflingen, deren Gefängnisshaft abgekürzt war, unter der Bedingung, in den Colonialdienst zu treten. Dieser Theil war der schlechteste des ganzen Detachements, welcher sich täglich durch Excesse, Insubordination und Streitsucht auszeichnete, die um so schwerer zu verhindern waren, da er keine Strafen mehr scheute, indem er Tod und Verderben durch das Klima auf Java für gewiss hielt. Ein anderer kleinerer

Theil bestand aus Abenteurern, welche leichtsinnig nach Java hinübergehen wollten, um einem sanguinisch erträumten Glücke nachzujagen, das sie nimmer finden sollten. Sie hatten sich anwerben lassen, um hierdurch ohne Kosten hinüber zu kommen, wo sie für alle Mühsale Entschädigung zu finden vergebens hofften.

Da Müssiggang es doppelt schwer machen würde, eine Menge Menschen, welche aus so verschiedenartigen und zum Theil so schlechten Elementen besteht, überzuführen, so sorgt die holländische Regierung besonders für Beschäftigung und Zerstreuung. Desshalb wurde regelmässiger Wachtdienst gethan und ausserdem erhielten die Truppen Pfeifen, Tabak, Domino, Mühlen- und Lottospiele, um vor Allem Langeweile von ihnen abzuhalten. Denjenigen unter ihnen, welche musikalisch waren, hatte man auch Instrumente geliefert. Nicht selten schallten muntere musikalische Töne über das Verdeck, denen auch die Offiziere mit Vergnügen lauschten.

Endlich liefen wir am 20. September aus dem Nieuwendiep mit dem Lootsen an Bord, welcher uns durch den Canal führen sollte. Schon nach wenig Stunden war ich seekrank und blieb dies 11 Tage hindurch. Die heftige nach allen Seiten hin schaukelnde Bewegung des Schiffes war mir unausstehlich und erweckte in mir ein Angstgefühl mit Schwindel, Kopfschmerz, Magenkrampf und Erbrechen, gegen welches alle Mittel nichts vermochten. Da ich Gelegenheit hatte, bei ungefähr 100 Personen diese Krankheit zu beobachten und die gepriesensten Heilmittel bei Vielen zugleich zu versuchen, so überzeugte ich mich bald, dass sie alle nichts vermochten. Die Gewöhnung an das Schlingern und Stossen des Schiffes ist das einzige Heilmittel

bei diesem häßlichen Uebel, dessen schrecklichstes Symptom das gänzliche Fehlen jeder moralischen Kraft eine grenzenlose Apathie ist.

Taumelnd lag ich im Bette, als ich am 21. Morgens gegen 6 Uhr durch einen Musketenschuss, welcher dicht neben mir fiel, auf einen Moment erwachte, aber auch sogleich apathisch meine Augen wieder schloss. Jedoch schon nach einer Minute wurde ich wiederholt gerufen. Ich sprang auf. Der zweite Lieutenant L., welcher in der Kammer neben mir wohnte, hatte sich erschossen; Kopf und Gesicht waren unkenntlich zerschmettert und das Blut floss in einem langen Strom aus seiner Kammer. Es war keine Spur von Leben mehr in ihm vorhanden. Ich musste auf das Verdeck, um dem Kapitän den nöthigen Bericht zu erstatten. Hier ging Alles in seinem ruhigen Gange fort. Der wachthabende Offizier herrschte in rauhen, abgebrochenen Tönen den Matrosen seine Befehle zu, diese arbeiteten, und nach zwei Stunden wurde der Leichnam in das Meer gesenkt. Mit günstigem Winde flogen wir an den Kreidefelsen, woraus die Küste Englands besteht, vorüber. Sie glänzten hell im Sonnenschein, aber ich war trübe und krank. Durch den jähen Tod des Offiziers erschüttert, mit welchem ich manche heitere Stunde verbracht hatte, schlich ich in meine Koje zurück. Er war ein liebenswürdiger junger Mann, welcher, um schneller zu avanciren, seine Familie und eine liebende Braut verlassen hatte. Sein Ehrgeiz war aber weder durch moralische Kraft, noch durch feste Entschlossenheit unterstützt. Schon in den ersten Minuten der Abreise war er ausser sich vor Schmerz und Trübsinn. Die Reue über seinen Entschluss hatte ihn erfasst, als der Rücktritt unmöglich war. Dazu

kam noch die harte, herzlose Etikette, welche seine Vorgesetzten gegen ihn, der durch die Liebe der Seinigen verweichlicht war, beobachteten. Die Seekrankheit raubte ihm die letzte moralische Stütze und nun warf er das Leben ab, das ihm unerträglich geworden war.

Die folgende Nacht war nicht geeignet, meinen geistigen und körperlichen Zustand zu verbessern. Schon am Nachmittage war das Wetter stürmisch, kalt und nass geworden. Das Schiff stiess und stampfte heftig und ich lag sehr erbärmlich darnieder. Es wurde Nacht. Der Sturm wuchs immer mehr, heulte und tobte über mir in den Rahen und Tauen, die See brauste wüthend unter mir und schlug unaufhörlich tosend an die Wand, an welcher meine Koje angebracht war. Dazwischen raste der Donner, und mit seinem Krachen mischte sich das Dröhnen und Knattern des Schiffes, welches sich mühsam durch die Wellen arbeitete, das Prasseln des Regens, der auf das Verdeck niederschlug, und das grelle Licht der Blitze, welche für Momente meine Kammer erhellten. Ich lag im Bette und hielt mich mit beiden Händen, um nicht herausgeschleudert zu werden. Durch das beschriebene Getöse schallte die grelle Kommandostimme des Kapitäns, die Guttoraltöne der Matrosen, das Rollen und Stampfen der Arbeitenden über meinem Haupte. Alle diese Geräusche wurden mit einem Male heftiger, so dass ich nur einen lauten, widrigen, betäubenden Ton hörte, und dann folgte tiefe Stille, welche nur durch das Seufzen des hin- und herfahrenden Schiffes und das dumpfe Brausen des Meeres unterbrochen wurde. Gespannt lauschte ich vergebens auf den Fusstritt eines lebenden Wesens. Endlich kam ein Schiffsoffizier an meiner Kammer vorüber, welcher mir sagte, dass wir fortwährend

in Gefahr gewesen wären, mit einem andern grossen Schiffe zusammen geworfen zu werden, dessen Bewegungen die finstere Nacht zum Theil verborgen hatte. Dazwischen wurden alle Arbeiten vorgenommen, welche das Sturmschauer an den Segeln und Tauen nothwendig machte. Der Kampf des Schiffes mit dem wüthenden Elemente, das Wirken der Matrosen, die fortwährend ihrer Oberen Befehle laut wiederholen, so dass diese über das ganze Schiff schallen, das scheinbar verwirrte Laufen durcheinander und die grosse körperliche Anstrengung bei ihren Arbeiten, welche dennoch mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit und Präzision vor sich gehen, haben für den Unerfahrenen, der leicht Gefahr muthmasst, etwas beängstigendes; aber ungleich schlimmer war jene Stille, welche meiner kranken Phantasie freien Spielraum gab. Nach zehn Tagen jedoch war ich wieder gesund und unterzog mich mit Liebe meinen Obliegenheiten. Nach und nach fühlten wir an der Temperatur, dass wir uns den Tropen nahten. Am sechsten Oktober hatten wir Madera im Gesichte. Als es mir gezeigt wurde, konnte ich im Anfange nichts erkennen, nachher jedoch eine dunkle Wolkenschicht am äussersten Horizonte, welche nach und nach immer schärfere Umrisse erhielt und zuletzt die Gestalt eines Berges annahm. Von Porto Santo erkannten wir nur den höchsten Punkt, der über eine hellere Wolke, in Gestalt eines schwarzen Flecks, hervorragte. Es gehört einige Uebung dazu, um von dem Meere aus in einer grösseren Entfernung das Land erkennen zu können. Der Ungeübte verwechselt es leicht auf acht bis zehn Meilen mit einer Wolke.

*Tropischer Abendhimmel. — Farbe des Meeres. — Fliegende Fische. — Delphine. — Haijagd. — Hitze. — Leuchten des Meeres.*

Wir hatten jetzt fortwährend ruhiges und klares Wetter und die Wärme wurde sehr bemerkbar. Der Nordpassat hauchte uns nur an. Die Abende waren besonders schön und entschädigten für den heissen Tag. Kurz nachdem die Sonne ins Meer gesunken ist, strahlt die westliche Hälfte des Horisontes im warmen Goldglanze und geht nach und nach, die feurigen Tinten mässigend, in alle Farbennuancen über, welche allmälig in ein Blaugrau verschwimmen, das die östliche Hälfte des Gesichtskreises einnimmt. Der Glanz des Mondes ist in dieser Zeit von einer grünlichen Goldfarbe, welche erst nach und nach zum Goldgelb wird. Mit diesem erscheint, so weit das Auge blicken kann, eine Bahn von goldenen Schuppen auf dem Meere, dessen sich kräuselnde Flächen das Mondlicht reflektiren. Die Bahn gleicht einer ungeheuren, fabelhaften Schlange, deren Schuppen zaubrisch lieblich im Sonnenscheine prangen, während sie sich spielend hin und her ringelt.

So lange wir im nordatlantischen Ocean waren, fand ich die Farbe des Meeres so intensiv indigoblau, dass es undurchsichtig zu sein schien. Dieses Blau scheint am unabhängigsten von der Farbe des Himmels zu sein. Die weissesten Wolken färben es nicht lichter, bedeckter Himmel lässt seine Farbe nicht weniger rein erscheinen; nur die dunkelsten Gewitterwolken gaben ihm, durch Spiegelung an der entsprechenden Stelle auf dem Meere, aber auch nur an dieser, ein fast dintenartiges Ansehen. In den höheren nördlichen und südlichen Breiten bemerkt

man diese blaue Farbe nicht mehr in jener Intensität, welche nur dem Ocean unter den Tropen eigen zu sein scheint. Es ist mir keine Theorie bekannt, welche mit einiger Sicherheit diese Farbenveränderungen des Meeres und des Wassers überhaupt erklärte. Weder die Farbenlehre, noch die Chemie ist im Stande, dieses interessante Phänomen zu lösen.

Unter den nördlichen Breiten des atlantischen Oceans bemerkt man selten Fische. Ueberhaupt erblickt man oft auf langen Seereisen in acht bis vierzehn Tagen nicht Einen, während wieder andere Stellen des Meeres davon überfüllt zu sein scheinen. So glaubten wir am 14. Oktober, während wir uns unter 16° 47′ nördlicher Breite und 27° 16′ westlicher Länge befanden, Morgens um 10 Uhr, etwa eine halbe Meile östlich von uns, eine Bank von ohngefähr 18 Schritt Länge im Meere zu erblicken, auf welcher sich schäumend die sonst ruhigen Wogen brachen. Eine genaue Untersuchung mit dem Teleskope ergab jedoch, dass die ganze Bank aus Fischen bestand, die sich drängten, in grosser Anzahl emporsprangen und im Sonnenlichte wie weisser Schaum glänzten. Ganze Schwärme von fliegenden Fischen pflegen anzudeuten, dass man den Wendekreis überschritten hat. Ausserhalb des tropischen Meeres habe ich diese niemals gesehen. In grossen Schaaren erheben sie sich aus dem Meere, fliegen 70—100 Schritte weit, während sie in der Luft wie silberweisse Vögel glänzen und fallen dann plätschernd wieder in das Meer. Da ich immer ihre heftigsten Verfolger, die Delphine, in der Nähe sah, so glaube ich, dass die Furcht es ist, welche sie treibt, ihr heimisches Element zu verlassen. Sie sind von der Grösse der Heringe und haben

einen sehr breiten fleischigen Rücken. Ihre Flossen nehmen zwei Drittheile der Körperlänge ein und breiten sich im Fliegen flügelartig aus. Ausserdem scheint ihnen diese Art der Bewegung durch eine ungewöhnlich grosse Schwimmblase erleichtert zu sein, welche wenigstens bei keinem anderen Fische einen verhältnissmässig so grossen Raum einnimmt. Ich kenne keinen Fisch, welcher einen feineren Geschmack hätte, als dieser. Man fängt ihn durch Fangnetze, welche man an die Seiten des Schiffes befestigt; oder man liest Dutzende zugleich von dem Verdecke auf, wo sie bei dem Versuche, über das Schiff hinwegzufliegen, niederfallen.

Da die Delphine die fliegenden Fische besonders zur Speise lieben, so benutzt man ein Phantom, was diesen ähnlich sieht, um sich ihrer zu bemächtigen. Gewöhnlich befestigt man ein kleines Fischchen von Holz oder Blei, das mit einer Angel versehen ist und an dessen Seiten ein Läppchen Leinen oder eine Feder geheftet ist, an eine Linie, welche an das Bugspriet gehängt wird und das Phantom grade auf dem Spiegel des Meeres liegen lässt. Indem die Wellen das Schiff heben und dann wieder senken, wird das scheinbare Fischchen in die Höhe gezogen und wieder niedergelassen. Die Täuschung für den Delphin wird hierdurch so vollkommen gemacht, dass er sich mit Gier auf seine vermeintliche Beute stürzt und so durch die verborgene Angel gefangen wird. Oft reicht ein weisses Läppchen hin, um ihn zu locken. Eine noch gewöhnlichere Weise, die Delphine zu fangen, ist die vermittelst des Elchers, einer Art Harpune, mit mehren eisernen neben und hinter einander stehenden Spitzen mit Widerhaken. Der Fischer schleudert oder schiesst, wie sich die

Seeleute ausdrücken, diesen Elcher auf den Fisch und zieht ihn vermittelst einer Linie, welche an der Stange befestigt ist, wieder zurück. Auch die Tonine, welche schon in nördlichen Zonen den Zuschauer durch ihre hohen Sprünge belustigen, fängt man auf dieselbe Weise. Ihrer Aehnlichkeit wegen mit dem Körper eines Schweines werden sie von den holländischen Seeleuten „Boer met zyne varkens“ genannt. Sie sollen durch ihre höheren Sprünge stürmisches Wetter ankündigen, und durch den Weg, welchen sie nehmen, die Himmelsgegend bezeichnen, aus welcher der Wind kommen wird. Ich habe mich nicht überzeugen können, dass wirklich ihre Sympathie mit der unbelebten Natur so durchgehends wahrzunehmen ist. Gewöhnlich ziehen und springen sie in grossen Schwärmen immer nach einer Himmelsgegend hin, aber nicht immer folgt der Wind aus dieser. Die grössten Exemplare, welche ich sah, waren ohngefähr fünf Fuss lang.

Ein anderer Genosse der Schiffe, welcher diese unter den Tropen nur zu oft begleitet, ist der Hai. Besonders wenn es trübe, heiss und windstill ist, Haiwetter, wie sich die Seeleute ausdrücken, erscheint dies gefrässige Ungeheuer und verschlingt, was über Bord geworfen wird. Lappen, Hobelspäne, Unrath — Alles wird seine Beute. Wehe dem Unglücklichen, welcher über Bord fällt, denn er wird augenblicklich verstümmelt. Auf der Rhede vor Passaruang auf Java sah ich einen Matrosen baden, weil hier keine Haie sein sollten. Er hatte sich kaum zwei Minuten, nicht weit von unserm Schiffe, im Wasser befunden, als ich ihn mit einem lauten Schrei versinken sah und gleich darauf wieder in die Höhe kommen. Mehre Malaien, welche in einem Kanot, ganz in seiner Nähe

waren, nahmen ihn auf, aber sein rechtes Bein war in der Mitte des Oberschenkels abgerissen. Der Unglückliche gab Tages darauf seinen Geist auf. Einem grossen Hai, welchen wir gefangen hatten, hielt ich, während er auf dem Verdecke lag, ein mehre Zoll dickes Stück Holz hin, welches er fasste und augenblicklich mit seinen starken Kiefern zermalmte. Gewöhnlich begleiten ihn Delphine, und der Lootse, ein schönes, einen halben Fuss langes Fischchen, dessen Körper blaue Streifen umgeben, scheint ihm den Weg zu zeigen. Oft geben auch Schwärme von Malaviten, kleinen, fast schwarzen Seevögeln, unsern Schwalben ähnlich, durch Schreien und indem sie mit ihren Füssen das Meer berühren, die Stelle an, wo sich Haie oder Delphine befinden. Wenn der Wind schwach ist und der Lauf des Schiffes träge, so verbreitet sich dann alsbald Leben und Munterkeit unter der Schiffsmannschaft, welche sich anschickt, den Hai zu fangen. Da er sehr langsam schwimmt, so kann man ihn nur unter den bezeichneten Verhältnissen angeln. Die Angel, welche man hierzu gebraucht, ist ohngefähr zwei Pfund schwer und hat die Dicke eines Fingers. An ihr befindet sich eine eiserne Kette, welche etwa drei Fuss lang, mit einem langen und starken Tau in Verbindung steht, welches er abbeissen würde, wenn es unmittelbar mit der Angel befestigt wäre. Als Köder nimmt man gewöhnlich ein Stück Speck. Der Hai ist dumm und geht leicht an die Angel. Da wir unter dem Aequator häufig Stille hatten, so fingen wir oft diese gefrässigen Thiere. In dem Magen eines derselben, welches ich öffnete, fanden wir einen alten Strumpf, den ein Matrose zwei Tage zuvor über Bord geworfen hatte. Ein anderes war trächtig; das

völlig ausgebildete Junge, welches ich in Weingeist aufbewahrte, befindet sich in dem anatomischen Kabinete zu Marburg.

Am 20. Oktober befanden wir uns unter dem 4.° nördlicher Breite. Der frische Passatwind hatte uns verlassen und wir waren allen Unbequemlichkeiten ausgesetzt, welche die glühende Temperatur unter diesen Breiten bei tiefer Windstille mit sich führt. Das Meer war glatt wie ein Spiegel und hauchte die brennende Gluth der Sonne zurück. Das Schiff, das bei der völligen Windstille nicht steuerte, wurde durch die Schwellung des Meeres, wie ein schwimmender Kork, von einer Seite auf die andere geworfen. Das Innere desselben war so durchhitzt, dass man augenblicklich mit Schweiss bedeckt wurde, wenn man in das Zwischendeck trat. Durch den Gestank des faulenden Wassers im Kielraume und durch den Geruch der Speisekammern, welche in der Nähe waren, wurde der Aufenthalt darin noch unerträglicher gemacht. Auf dem Verdeck lag die brennende Sonne und hatte dies so durchglüht, dass das Pech schmolz und in Blasen zwischen den einzelnen Balken desselben hervorquoll. Der Fuss schmerzte, welchen man darauf setzte. Sehnsüchtig, aber vergebens, sucht man nach einer Spur von Schatten, und sitzt dann stundenlang mit schmerzendem Kopfe, betäubtem Geiste halb taumelnd neben seinen Reisegenossen. Man ist stumm, matt, müde, aber die Hitze hält den Schlaf ab. Die Glieder sind wie zerschlagen, die Zunge klebt am Gaumen, man dürstet und mag sich nicht erheben, um mit dem faulenden, ebenfalls erwärmten Wasser dies quälende Bedürfniss zu befriedigen. Gleichgültigkeit, stummer und

schlaffer Egoismus sind die Feinde, denen man kämpfend zu entrinnen sucht.

Einen komischen Anblick boten die Soldaten dar. Ihr ganzer Anzug bestand aus einer leichten Nachtmütze, vermittelst welcher sie den Kopf gegen die Sonnenstrahlen zu schützen suchten, einem Hemde, kurzen Unterbeinkleidern und Schuhen von weissem Leinen. Ueber diese Montur hing ihr Seitengewehr und so standen sie auf ihren Posten. Da das schlechte Wasser wenig geeignet war, ihren Durst zu löschen, so wurde ihnen guter Weinessig geliefert, um es kühlender und trinkbarer zu machen. Wir waren weit empfindlicher gegen die Hitze als das Thermometer, dessen höchster Stand unter den Tropen auf dem Meere 88° F. im Schatten betrug. (Das Thermometer hing in meiner Kammer.) In der Sonne stieg es freilich bis zu 130° F. Wenn man aber bedenkt, dass ein Schiff, wenn es einmal erhitzt ist, Wochen bedarf, um die kühlere Temperatur der Atmosphäre wieder anzunehmen, dass ferner das Meer wie ein Spiegel die Wärmestrahlen konzentrirt zurückwirft, und man ausser der Sonnenhitze, welcher man sich aussetzt, da die Luft im Schiffe zu sehr verunreinigt ist, auch noch die Temperatur zu ertragen hat, die das erhitzte Holz von sich giebt, so wird dies lästige Phänomen sehr erklärlich. Wenn man bei ebenem Meere und Windstille sich über die Brüstung des Schiffes lehnt, so beweist die von dem Wasser aufsteigende höhere Temperatur, was ich eben von der Konzentrirung der Wärmestrahlen behauptete. Doch mag auch die Eigenschaft des Wassers, ein schlechterer Wärmeleiter als das Holz zu sein, mit hierzu beitragen. Die feuchte Luft, welche fortwährend auf dem Meere ruht, nimmt ausserdem

eine höhere Temperatur an, als die trocknere des Landes. Der niedrigste Thermometerstand, welchen ich zwischen den Wendekreisen bemerkte, war 73° F.

Wir hatten vom 20. bis 29. Oktober fast fortwährend stille, umlaufende Winde oder Sturm und Regenschauer, welche uns die häufigen Gewitter zuführten, deren oft drei oder vier an einem Tage sich entluden. Der Aufenthalt auf dem weiten Ozean, wo uns nur eine leichte Planke von der Ewigkeit trennt, ist besonders geeignet, heiligere Gefühle in der Brust hervorzurufen und den Menschen seine ganze Schwäche und Hülflosigkeit ohne den festen Glauben an ein höheres Wesen empfinden zu lassen. Heftige Gewitter auf dem Meere jedoch rufen selbst in der Brust des rohen Matrosen solche Gefühle hervor und wirken ungleich stärker auf das Gemüth, als auf dem Lande. Die stahlgraue Farbe des Horizontes, welche nach und nach in einen schwarzen, schmalen Streif übergeht, der auf dem Meere zu ruhen scheint, geben, im Verein mit der eigenthümlichen Beleuchtung der Szene, dem Himmel ein drohendes, zürnendes Ansehen, welches einen tiefen Eindruck zu machen geeignet ist, der durch das dumpfe Brausen des Meeres und das hohle Brüllen des Sturmes noch verstärkt wird. Erst am 29. Oktober schnitten wir unter 26° 30′ westlicher Länge den Aequator.

Zu den imposantesten Schauspielen, welche besonders innerhalb der Tropen durch ihre Pracht den Reisenden beschäftigen, gehört auch das Leuchten des Meeres. Bald scheint das Wasser in eine homogene leuchtende Masse verwandelt zu sein, bald sind es leuchtende Kugeln und glänzende Sterne, welche von der dunkeln Wassermasse grell abstechen, bald ist es das schwache Phosphoresziren

des Schaumes, bald sind es leuchtende Blitze auf der schwarzen Fläche des Meeres, dem Wetterleuchten auf dem Lande nicht unähnlich, welche die tropischen Nächte verherrlichen. Da ich mich im Ganzen über acht Monate auf dem Meere befand und Gelegenheit hatte, diese Erscheinungen vom 50.° nördlicher Breite bis zum 41.° südlicher Breite und vom 52.° westlicher Länge bis zum 116.° östlicher Länge von Greenwich zu beobachten, so will ich aus meinen Tagebüchern die einzelnen Stellen, welche für die verschiedenen Arten des Leuchtens karakteristisch sind, angeben. Die atmosphärischen Zustände, so weit ich sie beobachtet habe, nebst den Längen- und Breitengegenden, unter welchen ich sie beobachtete, werde ich ebenfalls bezeichnen, weil diese Angaben möglicher Weise zur Erklärung der Erscheinungen mit beitragen können, die noch immer Vieles zu wünschen übrig lässt.

19. Oktober. 6° 16′ N.B. 22° 15′ W.L. Winde umlaufend. Barometer 29,2. Thermometer 80° F.

Der Abend war trübe und dunkel und führte uns den Wind aus den verschiedensten Himmelsstrichen entgegen. Rund um das Schiff schwämmen leuchtende Punkte, welche bald mit matterem, bald mit hellem Feuerglanze schimmerten. Ihre Gestalt war nicht scharf umschrieben. Man erblickte sie, so weit der Schaum reichte, der durch die Bewegungen des Schiffs verursacht wurde. Der Schaum selbst phosphoreszirte und ich bemerkte einzelne leuchtende Bälle von einem bis zwei Zoll Durchmesser in ihm, welche bald rasch aufglänzten und dann wieder erloschen.

21. Oktober. 4° 12′ N.B. 22° 42′ W.L. Windstille. Barometer 29,3. Thermometer 83° F. Die Luft trübe und drückend schwül.

Das Meer leuchtete stärker als vorher, besonders am Steuerruder quoll ein glänzender Strom empor, welcher nach und nach seinen intensiven Glanz mässigend, sich noch mehre Fuss im Kielwasser zeigte und die stärker leuchtenden Moleküle enthielt, welche ich vorher beschrieb. Ich füllte eine Flasche vom weissesten Glase in dem scheinbaren Feuerquell; bemerkte jedoch weder eine Spur von Leuchten darin, noch gelang es mir, diese Erscheinung durch anhaltendes Schütteln im Dunkeln wieder hervorzubringen. Nur ein Mal leuchtete ein Pünktchen in der Flasche einen Moment lang. Nach etwa 20 Minuten bemerkte ich in dem ruhig stehenden Glase vier leuchtende Punkte. Am andern Tage konnte ich weder mit unbewaffnetem, noch mit bewaffnetem Auge das Geringste in der Flüssigkeit erkennen. Unzählige Male ergab dieselbe Art der Untersuchung dasselbe Resultat.

28. Oktober. 3° 38′ N.B. 22° 32′ W.L. Wind S.S.W. Barometer 29,2. Thermometer 79° F. Dunkler und sternenloser Gewitterhimmel.

Ein breiter feuriger Streif, mattglänzend wie eine feurige Milchstrasse, zog sich hinter dem Schiffe her. Millionen Sternchen, welche immer eine feste, sicher umschriebene Gestalt zeigten, erglänzten in ihr hell und klar. Zu beiden Seiten des Schiffes zeigten sich ebenfalls feurige Sterne. Wunderbar prachtvoll war jedoch der Anblick am Bugspriet des Schiffes. Hügel von feuriger Masse, welche aus den beschriebenen Sternen zusammengesetzt schienen, wurden krachend vom Schiffe durchbrochen, weit zu beiden Seiten in die Höhe geworfen und stürzten dann brausend mit erneutem Glanze wieder nieder. So weit man das Meer, welches der Wind heftig bewegte, überschauen

konnte, warf es Feuer statt des Schaumes empor, welcher die Spitzen der Wellen zu bedecken pflegt. Mitunter zeigte sich auch in der Nähe des Schiffes eine dem Blitzen sehr ähnliche Lichterscheinung; sie verschwand jedoch so schnell wieder und war so flüchtiger Natur, dass ich nicht im Stande bin, andere Merkmale derselben anzugeben.

Mit grossen Gefässen von Blech und Holz schöpfte ich wieder Wasser aus den Stellen des Meeres, welche am meisten leuchteten. So wie jedoch das Wasser in dem Gefässe war, erlosch der Glanz augenblicklich; weder durch Schütteln, noch Schlagen des Wassers mit einer Ruthe konnte man ihn wieder hervorbringen. Am andern Morgen erwies sich das Wasser immer rein und hell. Unzählige Male wiederholte ich diese Versuche, fand aber nur ein Mal einen Gegenstand in dem Wasser, welcher bemerkenswerth war, nämlich ein noch unbekanntes gallertartiges Thier. Seine Länge betrug 15 Zoll und bestand aus zwei einzelnen Fäden, deren Dicke nicht über eine Linie betrug, welche, dicht neben einander liegend, durch einen leimartigen Stoff verbunden waren. Der ganzen Länge nach befanden sich daran in gleichen Zwischenräumen von ohngefähr 3 Zollen dornähnliche Spitzen, welche, 4 Linien lang, alle nach derselben Seite gerichtet, in einem rechten Winkel von dem langen schmalen Körper abgingen. Das Ganze endigte mit einem zwiebelförmigen Knopfe von einem halben Zoll im Längendurchmesser und einigen Linien weniger in der Breite. Die Farbe des Thieres war mattblau, jedoch intensiver gefärbt in den dornähnlichen Fortsätzen und dem zwiebelförmigen Ende. In dem letzteren erstreckten sich von der Mitte aus divergirend grau gefärbte Streifen, wahrscheinlich innere Organe. An Konsistenz glich

das Ganze der Linse im Auge. Freiwillige Bewegungen konnte ich nicht wahrnehmen. Dies gallertartige Thier leuchtete im Meerwasser, im Trockenen phosphoreszirte es schwächer, ausser wenn es gerieben wurde. Nach einigen Stunden phosphoreszirte es gar nicht mehr.

27. Oktober. 0° 23′ N.B. 27° 44′ W.L. Barometer 29,2. Thermometer 82° F. Wind schwach S.O. Der Himmel hell und klar, das Meer ruhig.

Eine durchaus eigenthümliche Erscheinung, welche die grösste Aehnlichkeit mit dem Wetterleuchten auf dem Lande hatte, fesselte meine Aufmerksamkeit. Leuchtende Körper von einer fest umschriebenen Gestalt waren einige Sekunden oder Minuten sichtbar, gaben dann einen Blitz von sich, dessen Feuer etwa 2 Fuss im Durchmesser hatte und schnell wieder erlosch, obgleich der matter leuchtende Stern noch länger sichtbar blieb. Diese Blitze leuchteten weithin und erhellten auf eine prachtvolle Weise das dunkle Meer, so weit das Auge sehen konnte. Das Licht war oft so stark, dass das Schiff davon erleuchtet und das Auge geblendet wurde. Nachdem dieses prachtvolle Schauspiel mehre Stunden gedauert hatte, wurde der Himmel trübe, Regen stürzte herab und das Meer bewegte sich heftig. Diese glänzende Erscheinung hörte alsbald auf. Hin und wieder erfolgte zwar noch ein solcher Blitz, aber sein Glanz war ungleich weniger intensiv. Der feurig glänzende Kern, welcher das blitzähnliche Aufflammen veranlasste, schien tiefer zu liegen, während er vorher auf der Oberfläche des Meeres schwamm. Ich hatte Gelegenheit, dieselbe Erscheinung bei gleicher atmosphärischer Konstitution am folgenden Abende zu bewundern. Auch hier verminderte sich diese Erscheinung sowohl an Intensität, als auch

an Frequenz, nachdem das Wetter unruhiger geworden war. Alle meine Werkzeuge setzte ich in Bewegung, um einen der leuchtenden Kerne aufzufangen, doch waren sie entweder zu entfernt oder sie wichen meinen Vorrichtungen, vielleicht zufällig, aus.

Ich bemerkte diese Erscheinung nur zwischen dem 4.° N. B. bis 3.° S. B. Das Thermometer zeigte dabei nie unter 80° F. und das Wetter war immer hell und klar.

Im März des folgenden Jahres bemerkte ich bei einer Fahrt, die ich an einem schönen Abende in einem Kanot von Surabaya, auf Java, nach einem Schiffe machte, welches auf der Rhede lag, dass das ganze Meer, so weit ich sehen konnte, eine schwach phosphoreszirende Milchfarbe hatte, die durch den Schlag der Ruderstangen in glänzendes Feuer verwandelt wurde. Selbst das Wasser, was ich mit der Hand aus dem Meere in die Höhe schleuderte, schien reines Feuer zu sein. Letztere Erscheinung hatte ich ohne jenen Milchglanz oft Gelegenheit zu beobachten, aber immer nur bei einer Ueberfüllung der Atmosphäre mit Elektrizität, welche so bedeutend war, dass sie stark auf den menschlichen Organismus zurückwirkte. Da das intensivere Leuchten des Meerwassers nur unter den Tropen vorkommt, so scheint allerdings eine Erhöhung der Temperatur die Entwickelung des Lichtes zu begünstigen, auf welche der Stoss der Wellen, die Reibung, die hierdurch oder durch das segelnde Schiff hervorgebracht wird, und die elektrische Spannung der Lichtscheine grossen Einfluss zu haben scheinen. Man thäte wohl, die einzelnen Arten der Phosphoreszenz nach ihrer äusseren Erscheinung genau zu sondern, um ihre Entstehung zu erklären. Diese ist vielleicht eben so verschieden als jene.

*Mangel an Nationalstolz bei den Deutschen. — Soziales Leben auf dem Schiffe. — Späterer Tod meiner Schiffsgenossen. — Passiren der Linie. — Physische Folgen der Hitze. — Schnelles Sinken der Temperatur. — Kapsche Taube. — Verwünschter Schiffskapitän. — Albatross.*

Eine der grössten Unbequemlichkeiten einer langen Seereise unter den Tropen ist die Unmöglichkeit, sich anhaltend mit geistigen Arbeiten zu beschäftigen. Die fortdauernde Windstille liess die ganze lähmende Gluth des Himmels ohne Kühlung auf uns herabströmen. Die sozialen Verhältnisse, in welchen ich mit meinen Schiffsgenossen lebte, waren nicht geeignet, durch geistige Erheiterung den üblen Eindruck zu verwischen. Der ungebildete Holländer besitzt ein tiefes Nationalvorurtheil gegen den Deutschen, den er mit dem Worte Muff bezeichnet. Die grössere Lebendigkeit und Rührigkeit der letzteren, die ihm so manche Nahrungsquelle entziehen, hat um so mehr seinen Hass erregt, je weniger der gebildete Niederländer oder das Gouvernement seine Gefühle theilt, vielmehr die Brauchbaren benutzt, wo es sie findet. Der Mangel an Nationalstolz, welcher die Deutschen gewöhnlich begleitet, wohin sie gehen, ist nicht geeignet, einem fremden Volke höhere Achtung einzuflössen. Ich lernte Deutsche kennen, die sich entweder in Frankreich, oder in England, oder in Holland, oder in den ostindischen Kolonien durch Uebersiedelung eine Heimath erworben hatten. Fast immer hatten sie sich bemüht, sich so in dem neuen Vaterlande zu naturalisiren, dass sie ihre Muttersprache verlernt und mit der fremden Sprache auch die fremden Gefühle und selbst den Nationalhass gegen ihre früheren Landesgenossen adoptirt zu haben schienen. Wer sich aber selbst nicht

achtet, verliert auch den Anspruch auf die Achtung Anderer. Hierzu kam noch für mich die Unahnnehmlichkeit, dass ein grosser Theil der Seeleute das freundliche zuvorkommende Betragen von meiner Seite nicht zu würdigen wusste. Gezwungen zeigte ich ihnen also das entgegengesetzte Benehmen und zerschnitt gewaltsam jeden freundlichen Verkehr, um mich gegen Beleidigungen sicher zu stellen. Ueberdies liess das strenge Subordinations-Verhältniss, in welchem die einzelnen Offiziere auf dem Schiffe zu einander standen, jene Gleichheit nicht aufkommen, die ein freundlicher Umgang als Lebensbedingung erfordert. Blicke hinüber, lieber Leser, auf das Verdeck, wenn du ein Bild unseres Lebens haben willst. Das Meer ist spiegelglatt. Das Schiff, dessen Segel malerisch drapirt aufgebunden sind, schwankt haltlos von einer Seite auf die andere. Der Kapitän, ein liebenswürdiger, gebildeter Mann, — aber Kapitän, d. h. Gott auf dem Schiffe, steht schweigsam auf dem Hinterdeck. Der Obersteuermann, ein eigennütziger, roher Mensch, schreitet am Steuerbord auf und nieder, prüfenden Auges nach den Tauen und Segeln blickend, deren symetrisch herabhängende Bogen von keinem Lüftchen bewegt werden. Der Kommandant des Detaschements sitzt an der einen Seite stumm und träumend. Ich stehe an der Brüstung der anderen Seite, den weissen, rothen und blauen Seeblasen zuschauend, welche auf der Oberfläche des Meeres schwimmen. Der Militärchirurg spielt, in Ermangelung anderer Gesellschaft, mit einem Hunde. Der zweite Steuermann, eine ungewöhnlich hohe Figur, mit edlem, ernsten und stolzen Karakter, sitzt an einer andern Stelle mit einer Schiffsarbeit beschäftigt, und der dritte schleicht am Backbord umher, ängstlich dem Blicke

des Kapitäns ausweichend. Am grossen und Fock-Mast steht eine Wache von Soldaten in oben beschriebener Montur, welche ernst und träge auf und nieder gehet. Innerhalb des Raumes, den beide Posten einschliessen, liegen auf beiden Seiten des Schiffes Soldaten und spielen, aber die Holländer unter ihnen nehmen die eine Seite ein, während die Deutschen auf der anderen campiren. Zwischen Fockmast und Gallion scherzen ein Paar Matrosen. Das ist das Bild unseres geselligen Lebens. Dasselbe Getrenntsein herrscht in allen unsern Verhältnissen. Eitelkeit, Eigennutz, Rangsucht lassen den herzlichen Verkehr nicht aufkommen, welchen sonst eine gleiche Lage so sehr begünstigt. Selbst die Schule des Schiffsoffiziers, der von unten auf dienen muss, ist zu rauh, indem sie das gegenseitige Wohlwollen, die Grundfesten und die Blüthe eines angenehmen Zusammenlebens ruinirt hat.

Fast alle die Unglücklichen, mit welchen ich die Reise machte, sind jetzt nicht mehr! Der Tod überraschte sie, und die schöne Fregatte, für die Ewigkeit gebaut, wurde auf der folgenden Reise, bei Algoa-Bai, durch Sturm an die Küste von Afrika geschleudert und augenblicklich zertrümmert. Nur Wenige entkamen, indem sie das tobende Meer mit Stücken des Wrackes wund und zerschmettert auf die Küste warf. *)

*) Der Bootsmann Hake aus Lübeck, der beste Seemann auf dem Schiffe, nach des Kapitäns Ausspruch, von allen Schiffsoffizieren der einzige Ueberlebende, schrieb mir diese Trauernachricht. „— — am 19ten April aber traf uns ein entsetzlicher Sturm. Nach einer grauenvollen Nacht wurden wir Morgens 4 Uhr, mit einem kleinen Sturmsegel auf, an die wilde Küste von Afrika geschleudert und in wenigen Augenblicken das Schiff

dieser nach ihm ausstreckte. Er war von der Grösse einer Taube, aber ungleich schlanker gebaut und mit längern Flügeln begabt. Im Schlunde fand ich noch unverdaute kleine fliegende Fische.

Wir hatten noch immer Windstille und litten sehr durch die Hitze, welche das Blut in seinen Gefässen ausdehnte und heftige Kopf-Congestionen begünstigte oder auch hervorrief. Vielfach waren bei den Matrosen und Soldaten Aderlässe nothwendig. Spirituöse Getränke, Kaffee, Thee hatten eine weit schnellere und erregendere Wirkung als sonst, sowohl auf mich, als auf meine Reisegenossen. Von den Hunden, welche wir an Bord hatten, bekamen drei beinahe zu derselben Zeit heftige Zuckungen und starben in 2—4 Tagen. Auch auf meine Gemüthsstimmung wirkte die Hitze nachtheilig. Die Bücher, die ich mit mir führte, eigneten sich wohl zum ernsten Studiren, welches mir der Taumel, worin ich mich befand, unmöglich machte, nicht aber zur leichten, angenehm unterhaltenden Lektüre, um mich durch liebliche Bilder aus dem unliebichen Zustand wenigstens für kurze Zeit hinwegzuzaubern. — Trübe träumend starrte ich täglich viele Stunden lang auf das langweilige spiegelglatte Meer. Mehrere hundert Meilen von Allen entfernt, die uns werth und theuer sind; — in einem Wirkungskreise, welcher durch die Persönlichkeit der zu Behandelnden höchst unangenehm gemacht wird — die Aussicht auf eine noch Monate lange Reise unter denselben Verhältnissen — ohne Nachricht von denen, deren Schicksal uns mehr interessirt als unser eignes — ohne Gelegenheit, eben diese über unser Schicksal beruhigen zu können — der Entbehrung von tausend kleinen Bedürfnissen unterworfen, deren Genuss das Leben zu verschönern

und das Gefühl der Behaglichkeit hervorzurufen im Stande wäre — dazu das Leben unter einer Gesellschaft, welche einer andern Bildungsstufe, einem anderen Volke angehört, eine andere Sprache spricht, andere Sitten und eine andere Art zu denken hat, — unter sozialen Verhältnissen, wo man entweder herrschen muss oder tyrannisirt wird — das etwa waren die Eindrücke, welche meinen unbeschäftigten Kopf bewegten.

Am 2. November endlich blähte zuerst der Südostpassat unsere Segel und rasch flogen wir über die südlichen Breiten hinaus. Schon am 8. November passirten wir Trinidad und am 10. überschritten wir den südlichen Wendekreis. Der Temperaturwechsel erfolgte rasch. Innerhalb 10 Tagen sank das Thermometer von 88° F. auf 59° F., eine höchst empfindliche Kälte, wenn die Haut an eine höhere Temperatur gewöhnt und durch die tropische Hitze erschlafft ist. Am 18. waren wir bei der Insel Tristandacunha. Schon vorher war die Luft durch ihre ausserordentliche Durchsichtigkeit und Klarheit ausgezeichnet. Der glänzendblaue Himmel sticht so bedeutend gegen das dunkle Meer ab, dass die aufblickenden Augen geblendet werden. Uebrigens litt ich sehr durch das schnelle Sinken der Temperatur. Die Ruhr ergriff mich und die wärmsten Kleidungsstücke waren anfangs nicht im Stande, mich gegen die empfindliche Kälte ganz zu schützen. Sobald man in die Nähe der Südspitze von Afrika kommt, bemerkt man wieder häufig Seevögel. Durch ihr glänzend weisses Gefieder mit schwarzen Streifen erregt gewöhnlich die kapsche Taube (procellaria capensis) zuerst die Aufmerksamkeit; sie hat ihren Namen dem nahen südlichen Vorgebirge von Afrika entnommen und wird auch wohl „der Landzeiger“

genannt. Der Kopf und obere Theil des Halses dieses schönen Vogels, welcher an Grösse unserer Taube gleichkommt, sind glänzend schwarz, der Hals ist unten schwarz gesprenkelt. Brust und Bauch sind blendend weiss, während die Flügelfedern ebenfalls weiss sind und in eine schwarze Spitze verlaufen. Ein anderer grosser Vogel, der ohne Abzeichen schwarz aussieht und in Schwärmen das Schiff umfliegt, wird von den Seeleuten „verwünschter ostindischer Schiffskapitän" genannt. Er ist etwas grösser als die grössten Gänse. Eins der Exemplare, welche ich fing, mass acht und einen halben Fuss mit ausgebreiteten Flügeln. Doch ist der Körper mehr gestreckt als bei den Gänsen, der Hals kurz und dick und der Kopf viel grösser und runder. Der Schnabel ist fünf bis sechs Zoll lang und sehr stark. Der längere Oberkiefer läuft in einen starken Haken aus, welcher genau anschliessend vor dem Unterkiefer herabgeht, und aus starken in einander gewachsenen Hornstreifen besteht. Der Boden des Unterkiefers wird durch eine sehnige, feste Haut gebildet. Die Augen sind gross und von blauschwarzer Farbe. Die Nasenlöcher sind weit geöffnet und mit einem überstehenden, tutenförmigen Rande umgeben. Der Flug ist ruhig und sehr schnell, das Gefieder sehr dick. Das harte und zähe Fleisch verbreitet einen starken Thrangeruch. An den Füssen mit breiten Schwimmhäuten befindet sich keine Hinterzehe. Oft fingen wir solche Vögel. Ebenso umflatterten uns Schwärme Albatrossen (Diomedea exulans). Diese grösste Art der Seevögel misst mit ausgebreiteten Flügeln 12—14 Fuss. Es gewährte uns eine angenehme Unterhaltung, diese Vögel mit Stücken Speck zu füttern und mit einer Angel, mit eben diesem Köder versehen, zu fangen. Hat man sie

einmal auf dem Verdecke, so können sie nicht mehr entkommen. Ihre grossen Flügel sind Schuld daran, dass sie nicht genug Luft darunter fassen können, um zu entfliehen. Ihr Gang ist träge und wackelnd.

Mit günstigem Winde gingen wir bis auf den 40.° S. B. herunter, um Südwind oder Südwestwind aufzufassen und mit Hülfe desselben nach Osten zu steuern. Während früher fast jedes Schiff, welches nach Ostindien ging, das Kap zur Erfrischungsstation machte und daselbst anlegte, fährt man jetzt gewöhnlich ohne anzuhalten hinüber. Das Kap vermeidet man, weil durch die starke Strömung von Ost nach West, welche sich um die Spitze von Afrika zieht und durch heftige Stürme, die besonders auf der Bank von Aguillas von einer stossenden, hohlen See begleitet sind, die Reise gefährlicher und länger gemacht wird. Wir hatten jetzt fast fortwährend günstigen Wind. Den 12. December Morgens 10 Uhr fuhren wir zwischen den Inseln St. Paul und Amsterdam hindurch. Wie eine ungeheure Felsenmauer starrte die erstgenannte aus dem Wasser empor, und auf der östlichen Seite erhebt sich ein hoher conischer Fels.

---

*Ankunft vor Batavia. — Wanderung durch die Stadt. — Araber. — Chinesen. — Weltevreden. — Aschantesen. — Javanischer Kampong. — Malaische Festlichkeiten. — Geschichte und Plan Batavia's.*

Seit hundert Tagen hatte ich nur Wasser und Himmel gesehen, und das Land hatte zwar hin und wieder, aber fern wie eine unerreichbare Wolke, vor mir gelegen. Die Fatiguen einer so langen Seereise waren mir lästig geworden. Die glühende Hitze unter der Linie hatte mich be-

täubt und die im zu schnellen Uebergange folgende empfindliche Kälte in der südlichen gemässigten Zone (in Zeit von 8 Tagen sank das Thermometer um 30° F.) war nicht ohne nachtheilige Wirkung an mir vorübergegangen. Inniger sehnte ich mich nach dem Ziele meiner Reise, welches mich für die vielen Entbehrungen, die ich ertragen hatte, entschädigen sollte. Endlich am 29. Dezember (den 102. Tag der Reise) lag die Küste von Sumatra vor uns, und wir liefen in die Strasse von Sunda ein, welche von Südwest nach Nordost laufend, nordwestlich durch die Küste von Sumatra, östlich durch Java eingeschlossen wird. Die Zahl der Inseln mehrte sich, die Prinzeneilande, Cracacao, Dwarsindeweg, lagen nach und nach so nahe vor uns, dass wir die Blätter an den Bäumen zählen konnten. Ich fühlte ein inniges Vergnügen, und eine Heiterkeit, wie ich sie lange nicht empfunden hatte, herrschte in meiner Seele. Man muss selbst alle Mühseligkeiten einer so langen Fahrt durchgemacht haben, um empfinden zu können, welch süsses Gefühl der Anblick des Landes hervorruft. Onrüst, Middelburg glitt vor unsern Blicken vorüber, und am 1. Januar Mittags lag die Rhede von Batavia vor uns. Ein schwacher Südost hauchte wenig Kühlung durch die schwüle Hitze. Wir hatten alle Segel beigesetzt, und die Fregatte zog wie ein stolzer Schwan mit ausgebreiteten Schwingen durch die vielen Schiffe hindurch, welche auf der Rhede lagen. Da donnerten in kurzen, abgemessenen Zwischenräumen unsere Kanonen dem Wachtschiffe den Gruss entgegen. Zwischen dem Brummen der Geschütze tönten die metallene Stimme des Kapitäns, die schrillen Gutturaltöne der Matrosen. Mit dem letzten Schusse waren die Segel verschwunden, und

wir lagen still vor Anker, wie ein müder Wanderer, welcher sein Reisegewand abwirft, um sich der ersehnten Ruhe zu überlassen.

Unser Ankerplatz war etwa eine und eine halbe Stunde von dem Lande selbst entfernt, weil Morastbänke an der Mündung des Flusses, welcher bei Batavia ins Meer strömt, die Annäherung eines grossen Schiffes unmöglich machen. Manche Schiffe gehen in noch weiterer Entfernung vom Lande vor Anker, um weniger der schädlichen Luft Batavia's ausgesetzt zu sein, welche der Landwind über die Rhede verbreitet. Uebrigens ist die Rhede gut und sicher und bietet auf 6 bis 9 Faden Wasser einen vortrefflichen Ankergrund. Sie ist zum Theil von den oben genannten Inseln umgeben und gedeckt, welche jetzt grösstentheils unbewohnt sind, aber früher der ostindischen Kompagnie zu verschiedenen Etablissements dienten. Die hauptsächlichste unter ihnen ist Onrüst, von den Malaien Pulu Kappal (Schiffsinsel) genannt, und etwa drei Meilen nordwestlich von der Stadt Batavia entfernt. Die Kompagnie hatte hier eine vortreffliche Werfte, woselbst die grössten Schiffe kielen und ausgebessert werden konnten, und hinlänglichen Vorrath an Material und Arbeitern vorfanden. Auch [illegible]e Gebäude zu Wohnungen und Vorrathshäusern waren vorhanden, welche jedoch alle bei der Occupation der Engländer im Jahre 1811 zerstört wurden. Im Jahre 1823 liess der damalige Gouverneur, Baron von der Capellen, die Gebäude herstellen und legte wieder die nöthigen Vorräthe dahin. Nach der Rückkehr dieses ausgezeichneten Mannes nach Europa jedoch kamen diese Anstalten wieder in Verfall. — Mehr westlich, aber ungefähr eben so weit von Batavia entfernt, liegt die Insel Edam, von den Ma-

laien Pulu Dammar (Fackelinsel) genannt, weil hier früher ein Leuchtthurm stand. Später wurde hier ebenfalls von der Kompagnie ein Magazin und eine Seilerbahn angelegt. Noch näher bei Onrüst liegt das Inselchen Pürmerend, welches die Eingebornen Pulu Sakiet, d. h. Insel der Kranken, nennen, weil hier früher ein Hospital für Aussätzige war. Noch weiter südlich liegt Pulu Burong (Vogelinsel) und viele andere, welche zum Theil von einigen malaiischen Familien bewohnt sind. Holländische, englische, amerikanische und französische Schiffe, untermengt mit abenteuerlich geformten chinesischen Junken, arabischen Küstenfahrern und malaiischen Prauen lagen auf der Rhede.

Die Hitze ist zu stark, als dass man dem europäischen Matrosen die Arbeit des Ruderns zumuthen könnte. Einige Stunden später nahmen wir desshalb vier Malaien als Ruderer zur Unterhaltung der Verbindung mit dem Lande an Bord. Heiter sprang ich am andern Morgen in die Schaluppe, welche mich nach Batavia brachte. Wir landeten im Hafen, Boom, wie man es nennt, weil hier eine hohe Stange mit der holländischen Flagge steht, um das Zollhaus anzukündigen, und vor mir hatte ich nun jene grosse Stadt, welche früher die Perle des Orients genannt wurde. Aber der Glanz der Perle ist verschwunden, nur noch die Trümmer der ehemaligen Herrlichkeit sind sichtbar. Batavia liegt auf der Nordküste der Insel Java unter 6° 12′ südl. Br. und 106° 54′ 30° östl. Länge von Greenwich. Eingestürzte Gräben, verfallene Häuser, todte Strassen begegnen überall dem erstaunten Blicke. Nur einige wenige Gebäude zeigen noch, was Batavia war. Zu diesen gehört vor Allen das Stadhuis, im einfachen aber edlen Style im Jahre 1630 gebaut und 1706 wieder her-

gestellt, ein riesiges Gebäude mit schönen Seitenflügeln, welche einen grossen, trefflich gepflasterten Hof einschliessen. Früher hatten hier der hohe Gerichtshof, das Tribunal, die Waisenanstalt und die Wechselbank ihren Sitz; der Ungesundheit Batavia's wegen jedoch sind diese Behörden und Institute nach dem höher gelegenen Weltevreden verlegt. Die Flügel des Gebäudes werden zu Gefängnissen benutzt. Zwischen dem Stadhuis und dem Eingange zum ehemaligen jetzt zerstörten Kastell liegt die lutherische Kirche, welche gut gebaut ist, doch sonst nichts Merkwürdiges hat. Die sogenannte Buitenkerk ist für die reformirte Konfession bestimmt und lässt nach ihrem ganzen Zustande keinen günstigen Schluss auf übermässige Kirchlichkeit der hiesigen Europäer machen. Die übrigen Gebäude, als die Börse, Packhäuser u. s. w. haben zu wenig Besonderes, als dass es der Mühe verlohnte, sie zu beschreiben. Nur bei Tage ist Batavia belebt, gegen Abend flieht der Europäer diese ungesunde Stadt, weil sich um diese Zeit jener giftige Nebel erhebt, der wie ein Leichentuch über die einst grossartige Stadt ausgebreitet liegt und ihr den Namen des grossen europäischen Grabes erwarb. Batavia ist durchaus nach einem der Stadt Amsterdam ähnlichen Plane erbaut, das enge Zusammendrängen der Gebäude mit den die Strasse durchschneidenden Gräben hat nicht wenig dazu beigetragen, die Luft zu verpesten. Diese ungesunde Lage ist durch die vielen Opfer, welche ihr die Europäer brachten, so berüchtigt geworden, dass sie eine besondere Beachtung verdient. Die eigentliche Bevölkerung der Stadt wohnt auf dem höher gelegenen Molenvliet, Ryswyk, Weltevreden, Koningsplein etc. Des Morgens jedoch gegen 9 Uhr belebt sich die todte Stadt. Alle Wege sind mit

Wagen bedeckt, welche, wie ein geistreicher Schriftsteller bemerkt, für den Europäer auf Java eben so wichtig sind, als in Europa Schuhe und Stiefel, da das brennende Klima das Gehen nicht zulässt. Der Chinese, der Araber, der Armenier öffnet seinen Laden (Toko), wo oft die Luxusartikel aus drei Welttheilen zusammengehäuft sind; der europäische Kaufmann in seiner leichten weiten Kleidung öffnet sein Comptoir, der Beamte sein Bureau, und die Märkte (Bazar) füllen sich mit den vielen Völkerracen, welche der Handel hier vereinigt hat.

Ich fuhr in den arabischen Kamp, wie man den Theil Batavia's nennt, wo die Araber und Mauren wohnen (an der Rua Malacca). Niedrige holländische Häuser wechseln mit leichten, inländischen Wohnungen von Bambus ab, als Sitz dieses stillen, von den Javanen und Malaien hochgeachteten Theils der Bevölkerung. Die Araber leben sehr zurückgezogen und stille, und nie soll einer aus diesem Stamme eines Verbrechens wegen vor Gericht gestanden haben. Der strengen Befolgung der mohammedanischen Lehre halber stehen sie bei den Eingebornen in dem Rufe einer besondern Heiligkeit, welcher so verbreitet ist, dass ihre Schiffe sogar von den Seeräubern verschont bleiben, die noch immer einen grossen Theil des ostindischen Archipels unsicher machen. Die Araber stehen unter einem Chef, welcher den Titel Major bei dem Gouvernement führt und für die Thaten seiner Landsleute verantwortlich ist. Hauptsächlich treiben sie Handel mit Gold, Silber, Diamanten, Perlen und andern kostbaren Stoffen. Vor mehreren Thüren war eine Art Ehrenpforte aus grünen Zweigen errichtet und mit buntem Papier verziert — ein Zeichen, dass die Inhaber dieser Gebäude vor Kurzem von

einer Wallfahrt nach Mekka zurückgekehrt waren und hierdurch noch einen besondern Anspruch auf die allgemeine Achtung gewonnen hatten.

Von hier fuhr ich in den chinesischen Kamp (Kampong China). Verfallene Häuser, eingestürzte Gräben, verschlossene Wohnungen, todte Strassen, welche ihrer Ungesundheit wegen verlassen sind, führen in diesen Theil Batavia's, dessen Lebhaftigkeit einen auffallenden Gegensatz mit der Oede bildet, welche ihn zum Theil umgiebt. Handwerker aller Art sieht man hier, die mit einfachen Geräthschaften zierlich und schnell ihre Arbeiten vollenden, Läden, worin Kleider, Confituren, Galanteriesachen aufgehäuft waren, dazwischen Fleischbuden, Garküchen, Fruchtläden, Apotheken, kurz alle Bedürfnisse für Chinesen, Javanen und Europäer sind hier aufgestapelt. Auf den Dächern mehrerer chinesischen Häuser sah ich Töpfe, bald mit der Oeffnung, bald mit dem Boden der Strasse zugekehrt stehen. Eine sonderbare Sitte beurkundet sich hierdurch. Der Topf, welcher den Boden der Strasse zukehrt, zeigt an, dass eine Tochter im Hause sei, welche aber noch unerwachsen ist; wird die Chinesin heirathsfähig, so wird dieser Topf mit der Oeffnung nach vorn gekehrt; verheirathet sie sich, so wird der Topf heruntergenommen. Die Chinesen sehen widerwärtig aus. Sie haben gewöhnlich grosse und lange Gesichter, die untere Gesichtspartie tritt mehr hervor als bei den Europäern, und der Mund ist gross; die schiefgeschlitzten, halbgeöffneten Augen haben einen listigen, lauernden Blick, dessen Ausdruck durch den gelben, tonlosen Teint des Gesichtes noch unangenehmer wird. Den Kopf haben sie durchaus kahl geschoren, bis auf einen kleinen Fleck des Scheitels, von wo aus ein

sorgfältig geflochtener Zopf weit über den Rücken hinabhängt. Sie sind von unserer Grösse und haben oft ein bedeutendes Embonpoint, welches ihre Erscheinung noch widerwärtiger macht. Eine grosse und entehrende Strafe bei ihnen ist das Abschneiden des Zopfes. Ihre Gesichtseigenthümlichkeiten sind schon bei den Kindern von einem Jahre sehr auffallend, wozu freilich der in der zartesten Jugend schon rasirte Kopf mit beiträgt. Die Frauen dagegen betrachten ihr glänzend schwarzes Haar als ihre grösste Zierde.

Da die Chinesen, nächst den Javanen durch ihre bedeutende Anzahl (über 85,000 zählt man auf Java) und Industrie zu den wichtigsten Bewohnern dieser Insel gehören, so will ich noch einige Worte über dieselben hinzufügen. Vorzüglich finden sie sich zu Batavia, Samarang, Surabaya, Cheribon, Djocjo und überhaupt an allen Orten, wo sie geduldet werden und Geld verdienen können. Nur der Kern der grossen Anzahl ist in China geboren, der bei Weitem grösste Theil jedoch auf Java. Sie verheirathen sich mit Inländerinnen, welche dann gezwungen sind, die chinesischen Sitten anzunehmen. Die Kinder aus diesen gemischten Ehen werden Pernakans genannt und immer wieder mit Chinesen verheirathet. Hierdurch ist eine Race entstanden, welche von den eigentlichen Chinesen nicht mehr zu unterscheiden ist. Die Emigration von China nach Java und andern ostindischen Inseln findet jährlich Statt, und gewöhnlich von solchen Provinzen dieses ungeheuren Reiches her, welche übervölkert sind, als Makar und andere Inseln an der Mündung des Stromes von Canton (Sikiang), von Canton selbst, oder sie ziehen von Orten weg, welche wenig zum Handel gelegen sind, als

Fokien und Hainang; seltener von Tehekian und Klanan. Die chinesischen Gesetze verbieten streng das Auswandern, aber die Noth treibt die Chinesen, ihnen Trotz zu bieten. In Jahren, wo in China die Ernte schlecht ausfällt, ist die Zahl der Auswanderer besonders gross. Früher kamen jährlich allein 2000 nach Java; doch ist jetzt die Zahl der hier Aufzunehmenden durch Gesetze vom Gouvernement beschränkt worden. Während ich in Surabaya war, kam hier eine grosse Junke mit 400 Chinesen an, musste sich aber wieder entfernen, ohne debarkiren zu dürfen. Wollte man allen Chinesen freie Einwanderung gestatten, so würden sie wie eine Schmarotzerpflanze ganz Java umschlingen und dessen beste Kräfte aufzehren. An 6000 wandern jährlich noch nach andern ostindischen Inseln, als Borneo, Sumatra, Riouw, Singapore u. s. w. Ausser ihrer Kleidung besitzen sie bei ihrer Ankunft sehr wenig, und werden auf alle Weise von ihren Landsleuten unterstützt, bei denen sie arbeiten, bis sie die baaren Auslagen abverdient haben, und Land und Sprache hinlänglich kennen, um sich selbst etabliren zu können. Obgleich in seinem Vaterlande der Chinese stolz auf alle seine Eigenthümlichkeiten ist, so ist er doch auf Java unterthänig und demüthig, mit raffinirter und konsequenter List seinen Zweck, sich zu bereichern, verfolgend. Oft ergreift ihn aber das Heimweh und stürzt ihn, im Verein mit den klimatischen Einflüssen, bald nach seiner Ankunft in das Grab. Seine Kleidung ist sehr zweckmässig; kurze, weite Beinkleider von weisser Farbe und leichtem Zeuge, und eine Art Kittel (Kabaje) von demselben Stoffe machen die Garderobe aus. Der Kopf ist gewöhnlich unbedeckt, häufig doch tragen sie grosse Strohhüte und die Hand ist mit einem

Schirm (Pajong) bewaffnet, dessen Ueberzug aus starkem, geöltem, bemaltem Seidenpapier besteht, und gegen Regen und Sonne besser schützt, als unsere Schirme.

Der chinesiche Theil der Bevölkerung ist sehr wichtig für Java, denn er ist arbeitsam und thätig, und würde bei weniger Gewinnsucht und mehr Rechtlichkeit eine wahre Wohlthat für die Colonien sein. Alle Zweige der Industrie werden durch ihn gepflegt, und europäische Künstler können um so weniger mit Chinesen concurriren, weil die letzteren das Klima besser ertragen und mit einem viel anhaltenderen Fleisse arbeiten können, als jene, welche die glühende Hitze ermattet und zu körperlichen Arbeiten unfähig macht. Der Europäer bedarf auch eines viel grösseren Apparats, als der Chinese, dessen Werkzeuge sehr einfach sind. Uebrigens sind die Chinesen wollüstig und schwelgerisch und haben eine heftige Neigung zum Harzardspiel. Ihr gewöhnliches Spiel ist das Tpho und Topho, welches Aehnlichkeit mit dem Rouge und Noir hat. Ein Würfel mit zwei Farben wird in einer Büchse geschüttelt, diese sodann geöffnet, und durch die Lage der Farben bestimmt, welcher Pointeur gewinnt oder verliert. Bei dem Essen bedienen sie sich zweier Stäbchen von Holz, mit welchen sie die Speise in den Mund schleudern, und oft habe ich die Handfertigkeit bewundert, welche sie hierbei an den Tag legen.

Auch die Chinesen stehen, wie die Mauren, unter Landsleuten mit dem Titel eines Majors, Kapitäns u. s. w., welche die häuslichen Streite schlichten und die Civiljustiz nach chinesischen Gesetzen ausüben.

Von hier fuhr ich nach dem höher gelegenen Weltevrede. Der Weg dahin ist unendlich schön, und hat die

üppigste indische Vegetation zu beiden Seiten. Es war glühende Mittagshitze und die Sonne, welche im Zenith der Insel stand, schoss ihren senkrechten Strahl auf den Wanderer. Die Wagen, welche man hier gebraucht, sind an der Rückseite offen, damit durch das schnelle Fahren Luftzug entstehen könne, welcher eine angenehme Kühlung durch die drückende Schwüle hinhaucht. Mit diesem Luftzuge wird der Duft von tausend würzigen Blüthen dem durch die Hitze Ermatteten entgegengetragen und versetzt ihn in eine liebliche Trunkenheit. Kokosnusswäldchen, Pisangbäume, Pompelmussen wechseln ab mit dem riesigen Bambus, dem Citronen- und Apfelsinenbaum. Zwischen diesen liegen die Wohnungen der Europäer zerstreut, wie in einem paradiesischen Garten, und tragen selbst durch ihre Einrichtung mit dazu bei, den ganzen Anblick noch feenartiger zu machen. Die Gebäude sind gross, aber nur einstöckig, haben ein plattes Dach und immer einen trefflichen Säulengang vor sich. Zwischen den schlanken, weissen Säulen sind Rouleaux befestigt, um die brennenden Sonnenstrahlen abhalten zu können. Die Zimmer sind gross, und hoch und mit allen Bequemlichkeiten Europa's und Asien's versehen. Glanz und Luxus herrscht in ihnen, und die grosse Zahl der schwarzen Dienerschaft lauscht auf den Augenwink des durch das Klima ermatteten Europäers. Dieser blickt apathisch auf den Luxus um sich, die einzige Entschädigung für so viele Entbehrungen; doch seine Einsylbigkeit wird beredter, und sein matter Blick erhellt sich, wenn er an das ferne Vaterland erinnert wird. Die Garcinia mangostana, die Mangifera indica, die Eugenia jambos, die Punica granatum, die Nephelia lappacea, das Psidium pomiferum, die annona squammosa und viele andere

bieten ihm ihre erfrischenden Früchte an, die Gardenia florida, das Jasminium sambac und der Hibiscus rosa sinensis schmeicheln seinen Augen, die Balsamina impatiens, die Polyanthes tuberosa und die Mirabilis dichotoma hauchen ihm den lieblichen Duft entgegen, aber ruhig und stumm schaut er auf Alles, und empfindet, dass ihm der ganze Zauber Indiens das Verlorene nicht ersetzen kann. Ich fuhr in das Hospital zu Weltevrede und durchwanderte mit zwei deutschen Aerzten, die den Landsmann erfreut aufnahmen, die schönen Säle dieser Anstalt. Ein Saal war mit Europäern, ein anderer mit Buginesen und Javanen, ein dritter mit Afrikanern von Aschante angefüllt. Diese Aschantesen (von der Küste von Guinea) erhält Holland von ihrem Beherrscher, und sie werden als Freiwillige jährlich in grösserer oder geringerer Anzahl nach Java übergeführt, um Militairdienste zu thun. Doch derselbe milde Geist, welcher überhaupt die holländische Regierung in Bezug auf ihre Colonien beherrscht, bewirkt auch, dass die Verhältnisse dieser Afrikaner ungleich weniger drückend sind, als die absolute Regierungsform ihres natürlichen Beherrschers. Leider verstand ich eben so wenig, als die behandelnden Aerzte, ihre Sprache. Sie wurden zuerst nach Samarang gebracht, da aber hier eine grosse Anzahl derselben schnell durch die Ruhr hinweggerafft wurde, so hatte man einen Theil davon nach Weltevrede genommen, um sie hier erst zu acclimatisiren. Sie haben grosse Gestalten, eine glänzend schwarze Farbe, kurzes, wolliges Haar, eine hohe, aber schmale Stirne, zusammengedrückte Schläfe, starke Jochbeine, ausgeprägte Gesichtszüge, welche durch ein glänzend schwarzes Auge mit blendend weisser Bindehaut belebt werden. Ihr Gebiss ist vortrefflich, tritt

aber etwas mehr als bei der kaukasischen Race hervor, die Zähne elfenbeinweiss, Muskeln- und Knochensystem gut ausgebildet, ihr Wuchs schlank, ihre Haltung kräftig. Sie haben keinen Bart, tragen aber alle eine drei bis vier Zoll lange Narbe auf der rechten Wange, welche sie sich künstlich schneiden, um dem Gesichte einen kriegerischen Ausdruck zu geben. Denselben edlen Geist, welchen ihre Körperstructur ausdrückt, sollen sie auch in ihrer Handlungsweise fortwährend zeigen. Sie sind, wie mir Offiziere versicherten, welche sie anführten und von Guinea herübergeführt hatten, grossmüthig, ehrgeizig, tapfer und dankbar im höchsten Grade. Fühlen sie sich glücklich in ihren neuen Verhältnissen? ich weiss es nicht; aber mehrere waren im Hospital, welche an Geisteskrankheiten mit vorherrschender Melancholie litten. Ich besah sodann das Schloss zu Weltevrede, ein riesiges Gebäude, welches für die Justizbeamten und die hohe Gerichtsbarkeit zum Geschäftslokale dient.

Von hier fuhr ich zu einem javanischen Kampong. Die Häuser sind klein, einstöckig, von Bambusholz erbaut, ohne Fenster und haben gewöhnlich nur zwei Abtheilungen im Innern, die als Zimmer benutzt werden. Das Licht fällt zur Thüre hinein, und ein Vordach, von einigen Bambusbäumen als Säulen getragen, erlaubt den Javanen, sich fast das ganze Jahr hindurch im Freien aufzuhalten. Eines der Zimmer ist von den Häuptern der Familie bewohnt, gewöhnlich Vater und Mutter, während im andern Zimmer die ganze übrige Familie, Kinder und Dienerschaft, ihr Schlafgemach haben. Fast alle häuslichen Geschäfte werden unter dem Vordach vorgenommen. Hier sass eine Familie um ein Feuer niedergekauert, ihre einfache Speise

aus gekochtem Reis und Fischen bereitend; dort verzehrte eine andere ruhig und stumm mit den Fingern ihr Mahl, denn der Gebrauch der Messer, Gabeln und Löffel ist bei den Javanen nicht üblich. Eine ausführlichere Beschreibung der javanischen Eigenthümlichkeiten spare ich jedoch für die folgenden Abschnitte auf. Von hier fuhr ich weiter in das Land hinein, um einer javanischen Festlichkeit noch an demselben Abend beizuwohnen.

Der Festplatz war in einem Kokosnusswäldchen, welches kleine freie Plätze zwischen sich liess. Diese waren umgeben von einer Masse Javanen beiderlei Geschlechts, die inländische Speisen, Konfitüren und Früchte zum Verkaufe ausboten. Fackeln beleuchteten die für mich so neue Scene: Halbnackte dunkle Männergestalten, den flammenförmigen Dolch (Kris) mit abenteuerlich geschnitzeltem Griffe im Gürtel, lagen umher. Diese Waffe trägt jeder Javane, und sie dient zugleich, um den freien Mann vom Sklaven zu unterscheiden. In der Mitte des Platzes führten die Tänzerinnen (Ronggeng's), welche bei keinem inländischen Feste fehlen, den Tanz (Tandak) auf. Diese Mädchen treiben das Tanzen als Geschäft, wodurch sie sich ernähren. Ihre Kleidung ist sehr einfach und besteht aus einem Kleide (Sarong), welches durch einen Gürtel auf den Hüften festgehalten wird, und aus einem Oberkleide, das in seiner Form Aehnlichkeit mit einem Schlafrocke hat, aber kürzer ist und sich fest an den Oberkörper anschliesst. Das starke schwarze Haar ist mit Kokosnussöl pomadirt und bekommt hierdurch einen sehr übeln Geruch. Grosse Ohrringe, ein Kamm mit Goldblechen auf dem Kopfe und ein chinesischer Fächer in der Hand vervollständigen den Putz. Der Tanz selbst besteht aus trägen,

ungraziösen und wollüstigen Bewegungen, wozu die Hand mit dem Fächer gestikulirt. Der an sich unschöne Ausdruck des Tanzes wird keineswegs durch die Schönheit der Tänzerinnen gehoben. Sie sind kleiner als die europäischen Frauen, deren schlanke Zierlichkeit ihnen durchaus fehlt. Sie haben kleine Hände und Füsse, aber die in der Mitte eingedrückte fleischige, kleine Nase entstellt ihr Gesicht sehr. Ihre Zähne sind vorn abgefeilt, schwarz gefärbt und sie kauen wie die Männer Betel. Die Musik ist für ein europäisches Ohr schauderhaft, und wird durch ein Instrument, welches mit der Violine Aehnlichkeit, aber nur zwei Seiten hat, eine Art Trommel, die sehr schmal ist und mit den Händen geschlagen wird, und durch mehrere metallene Töpfe, welche mit Stöcken berührt werden, hervorgebracht. Nachdem die Musik einige Zeit gedauert hatte, wurden die unmusikalischen Töne wilder und verwirrter, die ganze Gesellschaft schrie hässlich und unmelodisch dazu, die Tänzerinnen bewegten sich rascher, aber nicht schöner als vorher, und Alles kehrte dann wieder zur gewöhnlichen Weise zurück. Etwas entfernt von dieser Scene lagen mehrere Chinesen in greller Fackelbeleuchtung unter einem Baume, welche in Tpho und Topho den Javanen ihr weniges Geld abnahmen. Die Physiognomie der Chinesen hat ohnehin nichts Edles, war aber hier durch die grelle Beleuchtung und durch die niedrigen Leidenschaften, welche das Spiel hervorrief und die der Gesichtsausdruck wiedergab, noch widerwärtiger. Ich kehrte nach Weltevrede zurück.

Die Stadt Batavia mit allen den Ansiedelungen, welche zu ihr gehören, hat etwa 3000 europäische Einwohner (das Militär abgerechnet) und Abstammlinge von ihnen,

23,000 Javanen oder Malaien, 14,700 Chinesen, 600 Araber und ungefähr 9000 Sklaven. Der holländische Karakter ist milde, die Sklaven dienen desshalb mehr zum Prunke als zur Arbeit, und machen gleichsam einen Theil der Familie aus. Sie werden zur Bebauung des Bodens durchaus nicht benutzt, sondern nur zu häuslichen Beschäftigungen und können ihrem Hange zum Putze und zur Trägheit durchaus Genüge thun. Ihre Existenz ist glücklicher, als die der untern Classen der freien Javanen. Der edle Baron van der Capellen, dessen Name nur mit der innigsten Verehrung von den Bewohnern Java's ausgesprochen wird, hat die Gesetze erneuert und geschärft, welche diesem Theile der Bewohner eine möglichst freundliche und gute Behandlung zusichern. Der Fall ist nicht selten, dass Freigelassene mit Freuden wieder in ihr abhängiges, aber sorgenloses Verhältniss zurücktreten. Doch nimmt die Zahl der Sklaven immer mehr ab, da sie durch den Sklavenhandel nicht mehr ergänzt wird. Batavia wurde 1618 und in den folgenden Jahren auf den Boden der früheren indischen Stadt Jaccatra erbaut und empfing den 11. März 1619 seinen jetzigen Namen. Im Jahre 1629 wurde der Bau des früher so berühmten wohlbefestigten Schlosses Kota Intan (Juwelen-Castell) begonnen, welches am Eingange der Stadt gelegen fast zwei Jahrhunderte den Generalgouverneuren zur Wohnung diente. Man verband damit die nöthigen Gebäude für die Sitzungen des Rathes von Indien für die verschiedenen Bureaux und selbst die Magazine waren hier, in welchen die Reichthümer der Kompagnie aufgespeichert waren. Sie allein (Pakhuizen) existiren noch und geben eher eine Idee von dem Luxus und der Festigkeit, mit welcher damals die Europäer bauten, als von dem Zweckmässigkeits-Sinne derselben. Vaterländische Arbeiter und

Materialien liess man mit ungeheuren Kosten herüberkommen, obgleich Java selbst Beides reichlich genug darbot.

Zu der Zeit, wo das Schloss und andere Gebäude beendet waren, galt Batavia schon für eine reiche und blühende Stadt. Sie bedeckte eine viereckige Grundfläche von ungefähr 500 rheinl. Ruthen Länge und 400 Ruthen Breite. Breite Gräben umzogen sie und der Strom Tjiliwong theilte dieselbe in zwei beinahe gleiche Theile. Feste Mauern und Bastionen umgaben die Stadt und fünf Thore führten zu ihr. Indess schon im Jahre 1680 machte sich das Bedürfniss eines grösseren Raumes fühlbar. Europäische Häuser erhoben sich auf der Aussenseite des Stadtgrabens, und so entstanden die Voor-ry und die Zuidervoorstadt, wo sich schöne Strassen, als die Buiten nieuw poort straat, Koestraat, Kalverstraat u. s. w. bildeten.

Um dieselbe Zeit wurden herrliche Landhäuser an der Länge des Kanals von Antjol, von Molenvliet und an dem Wege von Jaccatra erbaut, zwischen der Stadt und den Forts Anke, Antjol, Wilgenburg und Ryswyk, welche die erste Vertheidigungslinie bildeten, die kaum eine Stunde von der Stadt entfernt war. Eine zweite Reihe von Forts erstreckte sich ein Paar Meilen weiter ins Innere, als das von Tangerang auf dem Weg nach Bantam, Tanjongpura auf dem von Cheribon, Meester Cornelis und Buchenzorg auf dem in die Preanger Provinzen. Weiter drangen damals selten Europäer in das Innere des Landes. Es sind kaum dreissig Jahre, dass in den Kirchen ein besonderes Gebet gesprochen wurde, wenn der General-Gouverneur sich dahin begab, und dem Himmel eben so feierlich gedankt, wenn er von seinem Landsitze daselbst zurückkehrte. Jetzt durchreist man ganz Java fast mit derselben Sicher-

heit, wie ein Land Europa's. — Erst unter dem General Daendels wurde die Stadt ihrer Ungesundheit wegen gänzlich verlassen und die Festungswerke geschleift, weil sie nicht im Stande waren, gegen einen inneren Feind Schutz zu gewähren. Als dieser Gouverneur seinen Plan, Surabaya zur Hauptstadt zu machen, aufgeben musste, liess er auf der Höhe von Weltevrede schöne Wohnungen für die Offiziere und das Schloss daselbst erbauen, um hier eine neue Stadt zu gründen. Batavia verfiel nun immer mehr und mehr, und als es die Niederländer von den Engländern 1816 wieder empfingen, hatte es die Gestalt, in welcher ich es zu beschreiben versucht habe.

Um ein klares Bild dieser berühmten Stadt zu erhalten, mag mich der Leser begleiten und den anliegenden Plan damit vergleichen.

Sobald man das eigentliche Batavia verlassen hat, führt der Weg von Molenvliet, welcher dem daneben fliessenden Strome seinen Namen entlehnt hat, südlich bis an Nordwyk. Zu beiden Seiten liegen viele Wohnungen von Europäern, welche durch ihre schon beschriebene Gestalt einen lieblichen Eindruck machen. An dem Strome prangen schöne Bäume, unter denen sich besonders die Palmen auszeichnen, von welchen in der Nähe von Batavia allein über 20 Arten blühen. An der Ostseite liegen mehrere javanische Kampongs, die freundlich durch die üppige Vegetation hindurchblicken. Von Molenvliet läuft der Weg unter dem Namen Ryswyk südlich nach Tanah abong fort. Links an demselben, etwa eine halbe Stunde von Batavia, steht die Harmonie, ein prächtiges, den geselligen Vergnügungen der Europäer gewidmetes Gebäude, und hinter diesem das Versammlungshaus der Bataviaschen Gesellschaft für Künste

und Wissenschaften. Noch weiter südlich ist der christliche Kirchhof.

An der Ostseite des Weges, welcher nach Tanah abong läuft, liegt das Koningsplein, eine beinahe eine Stunde grosse Ebene, deren Seiten wieder mit schönen Gebäuden umgeben sind. An dem Ende von Molenvliet befinden sich an der östlichen Seite zwei Wege, durch einen Fluss, der sich in den Molenvliet ergiesst, von einander geschieden. Der nördliche heisst Nordwyk, der südliche Ryswyk. Westlich von dem letzten liegen die Kasernen der Kavallerie, und auf Ryswyk steht die Wohnung des Generalgouverneurs. Der Nordwyk sieht nicht freundlich aus, denn nur ärmliche europäische und inländische Häuser bedecken ihn. Von Ryswyk führt der Weg nach Weltevrede, welches durch eine Brücke mit dem Koningsplein vereinigt ist. Durch das erstere führt die Strasse nach Meester Cornelis und Buitenzorg.

---

*Ursachen der Ungesundheit Batavia's. — Wirkung des Aufenthaltes daselbst während der Nacht. — Eintheilung Java's rücksichtlich seines Einflusses auf die Gesundheit. — Batavisches Fieber. — Ursachen der jetzt verminderten Sterblichkeit. — Sie ist besonders gross während der Regenzeit; doch in verschiedenen Jahren verschieden. — Prophylaxis.*

Die Stadt ist auf einem morastigen, niedrigen Grunde erbaut, dicht an der Mündung eines grossen Stromes in das indische Meer. Die Häuser sind nach europäischer Sitte dicht an einander gedrängt, und die Stadt selbst ist von vielen Gräben durchschnitten. Diese Gräben (Grachten) erhalten ihr Wasser aus drei kleinen Flüssen. Die Stromkraft dieser wird hierdurch geschwächt, und es bildet sich

stehendes Wasser. Die Stadt liegt an der Mündung eines Flusses, wie ich schon sagte, also am Brachwasser. Gleich nach Sonnenuntergang bildet sich ein dichter Nebel, welcher wie ein giftiger Schleier die Stadt umhüllt und erst am Morgen nach und nach von den Sonnenstrahlen zertheilt wird. Längs dem Strande sind, nordwestlich von der Stadt, durch das Zurückweichen des Meeres, viele Moräste entstanden und dem Ausflusse des Stromes gegenüber eine Sumpfbank angespült. Nimmt man diese Umstände alle zusammen und bedenkt, dass sie in einem glühend heissen Klima Statt finden, wo die Sonne den Boden austrocknet, dass er Risse bekommt, und den Fuss brennt, welcher darauf tritt, dass die ganze gute Jahreszeit (Ostmusson) hindurch nicht ein Tropfen Regen fällt, und dann wieder in der bösen Jahreszeit (Westmusson) eben diese glühende, aber noch brennendere Sonne mit Regenströmen abwechselt, deren Stärke und Dichtigkeit bei uns unbekannt ist, so dass der kleinste Bach zum reissenden Strome wird, und sich in jeder Vertiefung Wasser ansammelt — so wird man leicht einsehen, welch unerschöpfliche Giftquelle Batavia ist.

Besonders ungesund ist die Strecke am Wege von Jakatra, wo früher die prachtvollen Gärten und Paläste der Grossen des Landes lagen, aber jetzt Alles verlassen und verfallen ist. Zu der Schädlichkeit dieses Platzes scheinen besonders die Gräber der Chinesen in der Nähe desselben Veranlassung gegeben zu haben. Diese Gräber nehmen einen sehr bedeutenden Raum ein und sind von einer eigenen Anlage. Um das eigentliche Grab ziehen sich nämlich mehrere halbzirkelförmige Erdwälle, welche in der Mitte 8 bis 9 Fuss hoch sind, und trockene Gräben zwischen sich haben. Diese Wälle verflachen sich zu bei-

den Seiten, stehen hinter einander und sind 16 bis 24 Fuss lang. Die Zahl dieser Wälle ist um so grösser, je vornehmer der Chinese war. Die Tiefen, welche zwischen den Wällen liegen, füllen sich in der Regenzeit mit Wasser, welches nicht ablaufen kann, und unter den bekannten klimatischen Verhältnissen zu einem Zeugungsschleime wird, worin Millionen saftreicher Pflanzen und Insecten erzeugt werden und wieder verfaulen. Auch soll hier die Zeugungsstelle des Miasma sein, welches das batavische Fieber veranlasst.

Ich war gerade in der den Europäern so ungünstigen Regenzeit zu Batavia, und obgleich ich auf Weltevrede meinen Aufenthalt hatte, so konnte ich mir doch nicht versagen, jenen giftigen Nebel näher kennen zu lernen, um vielleicht besondere Merkmale daran zu entdecken. Ich fuhr desshalb des Abends 11 Uhr von Weltevrede ab. Die Luft war durch einen leichten Nordwest etwas abgekühlt gegen den glühenden Tag, und stark geschwängert mit dem lieblichen Dufte von Orangen, Pompelmusbäumen, Ananassträuchen und unzähligen anderen aromatischen Gerüchen; der Himmel war hell und klar. So blieb auch die Luft, bis ich durch Molenvliet und Ryswyk mehr in die Ebene und der Stadt Batavia selbst näher gekommen war. Einen Augenblick empfand ich, dass jener Duft aufgehört hatte, und gleich darauf befand ich mich in einer durchaus andern Atmosphäre. Die Luft war fast unangenehm kühl, ein grau blauer, sehr dichter Nebel umgab mich und liess mich nicht den gestirnten Himmel in dem Glanze sehen, welchen ich vorhin wahrgenommen hatte. Der Nebel wirkte auf Geruchsorgane und Lungen gleich unangenehm und beengte die vorher freie Respiration. Ich

fuhr durch Batavia bis an den Strand. Das Gefühl bei dem längeren Respiriren dieser Luft kann ich nicht besser bezeichnen, als dass es einen Eindruck auf mich machte, wie eine plötzlich stattfindende Erkältung, deren unangenehme Wirkung, bei vorher gesundem Organismus, augenblicklich percipirt wird. Ich hatte mir bei einem Manne, welcher nahe am Boom (dem ungesundesten Theile Batavia's) wohnt, ein Nachtlager bestellen lassen, wo ich abstieg und bei offenen Fenstern schlief. Es fror mich, ich wurde fast steif vor Kälte, im Schlafe quälten mich, was sonst selten geschieht, schwere Träume, bis ich früh erwachte. Ein drückender Kopfschmerz war mir noch lästiger als mein von Musquitos zerstochener Körper. Doch befreite mich ein Ematicum schnell von dem heftigen Kopfschmerz. Oft hatte ich Gelegenheit zu bemerken, dass an ungesunden Orten in diesem Klima immer die Zahl der Mosquitos sehr gross war und dass Sumpfluft das Lieblingselement dieses beschwerlichen Insekts zu sein scheint.

Ausserdem bemerkte ich, so wie Alle, mit welchen ich darüber redete, fortwährend einen durchdringenden Moschusgeruch in Batavia und dessen Nähe.

Mit Recht theilt der scharfsinnige Waitz *) die sämmtlichen Etablissements auf Java, rücksichtlich ihres Einflusses auf die Gesundheit, in drei Classen; nämlich 1) in gesunde, wo die Luft weniger heiss und feucht ist, 2) in weniger gesunde, wo die Luft feucht und heiss ist, und 3) in ungesunde, wo die Luft feucht, heiss und mit Miasma, namentlich Sumpfmiasma, geschwängert ist. Zu der ersten Klasse gehören die bergigen Striche

*) Waitz, Levensregelen voor Oost-Indie.

südlich und östlich von Batavia, als Bultenzorg, Tjipanas, Tjanjor, Sumadang und die Fürstenländer Djocjokarta und Surakarta; die höher gelegenen Gegenden in der Nähe von Samarang: Kadu, Cello, Kopping, Salatiga, Unarang und Serondol; die von Surabaya südlich gelegene Residentschaft Pasaruang. Zur zweiten Klasse gehören Bandong, Karamsumbong, Palimanang, Tagal, Peckalongang, Kendal, Samarang, Damak, Jabara, Ivana, Rembang, Grissé, Surabaya, und die von Batavia südlich gelegenen Gegenden, als Meester Cornelis, Weltevrede, Ryswyk, Molenvliet. Zu der dritten Klasse endlich gehören Bantam, Cheribom, Tubang, Banjowangie und die Stadt Batavia. Die beiden einzigen Upasbäume, welche sich, so viel mir bekannt ist, auf der ganzen Insel befinden, stehen in Cheribon und Banjowangie — ein wenigstens merkwürdiges Zusammentreffen, was seine Erklärung aber darin findet, dass dieser Giftbaum eines sumpfigen Bodens bedarf.

Das schon genannte Fieber, welches nach der Stadt Batavia genannt worden ist (tebris Bataviae endemica, Bataviasche Koorts), verdankt dem Sumpfmiasma seine Entstehung. Die karakteristischen Erscheinungen dieser gefürchteten Krankheit sind folgende: Ohne früher Statt findendes Uebelbefinden (nur bei Wenigen geht dem Krankheitsanfalle Uebelbefinden, Appetitlosigkeit u. dgl. voran) wird der Kranke von Schaudern und Frost überfallen, welchem bald das Gefühl der Wärme folgt. Die Extremitäten werden zugleich von Schmerzen ergriffen, als wenn sie zerschlagen würden, während heftiger Kopfschmerz, von Schwindel und Betäubung begleitet, besonders über den Augen eintritt. Die Herzgrube wird empfindlich, schmerzhaft aufgetrieben. Hiermit verbindet sich heftiger Durst,

Uebelkeit und Erbrechen galliger oder chocoladefarbener Massen. Das Athemholen ist mühsam und keuchend. Die Wärme geht rasch in eine glühende Hitze über, welche sich nach und nach steigernd über den ganzen Körper verbreitet. Der Puls ist zu Zeiten voll, gewöhnlich jedoch klein, immer aber hart und schnell. Dieser erste Anfall fällt gewöhnlich in die Abendstunde. Bei dem zweiten Anfalle, welcher bedeutend vorsetzt und gewöhnlich schon um den Mittag des folgenden Tages eintritt, erreicht die Hitze den höchsten Grad. Der Kopfschmerz vermehrt sich. Das Gesicht schwillt, wird roth und sein Ausdruck sehr angstvoll. Die Bindehaut des Auges wird gelb gefärbt. Der Kranke liegt in wüthenden Delirien. Die Zunge ist trocken und von einem dichten braunen Belege bedeckt, der Durst unlöschbar. Die Extremitäten werden kalt und der gewöhnlich über und über aufgetriebene Leib von colikartigen Schmerzen ergriffen. Es tritt sodann ein kurzer und unvollständiger Nachlass der Symptome ein, welche aber bald von Neuem exacerbiren und fortwährend an Heftigkeit zunehmen. Nach einigen solchen Anfällen bleibt auch der geringste Nachlass der Symptome aus, welche nun mit voller Intensität fortdauern, bis der Tod eintritt, und häufig schon im dritten Anfalle den Kranken von seinen fürchterlichen Leiden befreit.

Selten dauert diese Krankheit länger als bis zum neunten Tage, wenn ihr nicht schon frühzeitig durch eine zweckmässige Behandlung Grenzen gesetzt werden, oder der Uebergang in eine andere Krankheit Statt findet, die dann gewöhnlich eine chronische Leberentzündung ist.

Alle Europäer sind dieser Krankheit ausgesetzt, besonders aber jugendliche, kraftvolle Subjecte, welche sich

unvorsichtig der Abwechslung von Hitze und Kälte, oder dem starken Sturzregen aussetzen; am häufigsten jedoch dann, wenn sie eine fette, animalische und schwer verdauliche Kost geniessen oder in den Genuss spirituöser Getränke excedirt haben. Andere erhalten durch Erschöpfung der Körperkräfte oder durch deprimirende Gemüthsaffekte, als Kummer, Sorgen, Heimweh, eine besondere Geneigtheit zu diesem Uebel.

Ich habe schon angegeben, wodurch das Miasma in der Nähe von Batavia veranlasst wird. Doch ist diese Krankheit weit davon entfernt, nur hier allein zu herrschen. Nicht nur in der Nähe des Strandes und im Sumpfboden wird sie erzeugt, sondern überall, wo sich undurchdringliche Wälder, mit dichtem Krüppelholz bedeckten Berge befinden, die dem Winde unzugänglich sind, wo die feuchte, heisse und gleichsam eingeschlossene Luft durch Winde nicht erneuert werden kann, und so die schädlichen Effluvien einer üppigen Vegetation unter diesem Himmelsstriche festhält.

Erst seit etwa hundert Jahren ist die Atmosphäre von Batavia so schädlich und berüchtigt geworden durch die ausserordentlich grosse Sterblichkeit, welche sie unter den Europäern daselbst verursachte. Jetzt hat sie sich wieder vermindert, und obwohl noch immer bedeutend, ist sie doch viel geringer, als sie vor 40 — 50 Jahren war.

Wenn man den Gründen nachgeht, wodurch diese günstigere Erscheinung hervorgebracht worden ist, so findet man diese zum Theil in den Europäern selbst, welche nach Batavia übersiedeln, zum Theil in der Art und Weise, wie sie hinübergeführt werden, zum Theil in den Veränderungen an Ort und Stelle. —

Früher bestand die Mannschaft, die man hinüberführte, aus Sträflingen, deren Gesundheit durch kürzere oder längere Gefangenschaft zerrüttet war. Oder man griff Subjekte auf, welche schon vor ihrer Abreise von Europa physisch und moralisch verdorben waren, oder warb solche durch den damals üblichen „Seelenverkauf“. Auf den Schiffen, welche erst durch Cook, so wie die ganze Schifffahrt günstig verändert wurden, ruinirte die unzweckmässige Einrichtung, die schlechte Nahrungsweise und das feste Zusammendrängen vieler Menschen im Zwischendeck, wo die Luft gar keinen oder doch nur einen zu spärlichen Zugang hatte, vollends die Konstitutionen, welche vorher schon angegriffen waren. Selbst die längere Dauer der Ueberfahrt mit ihren Entbehrungen wirkte höchst ungünstig ein. Während sonst acht bis zehn Monate dazu gebraucht wurden, ist jetzt nicht die Hälfte der Zeit nöthig. Eine Menge von Missbräuchen, die auf den Schiffen die Gesundheit beeinträchtigten, sind verschwunden. Hierher rechne ich auch ganz besonders die Sorge für passende Aerzte, während früher nur Barbiere den Schiffsarztdienst versahen,*) ein Missstand, welcher auf den Kauffartheischiffen freilich noch immer nicht ganz gehoben worden ist.

Sodann hat man nach und nach die ungesundesten Stellen in der Nähe von Batavia besser kennen und daher

*) Paulus de Wind. Der holländische Uebersetzer von Linds vortrefflicher Schrift: „Die Mittel zur Bewahrung der Gesundheit auf den Kriegsschiffen“, rügt in seinen Anmerkungen alle Mis bräuche, welche zu seiner Zeit auf den niederländisch-ostindischen Schiffen bestanden. Seine Bemerkungen erhalten durch eine Vergleichung mit den Einrichtungen unserer Tage ein ganz ungemeines Interesse.

auch meiden gelernt. Die wohlhabenden Einwohner wohnen auf Molenvliet, Ryswyk, Weltevrede und anderen Plätzen, wo die Luft viel gesunder und die Sterblichkeit viel geringer ist. Der nördliche und westliche Theil der Stadt ist der ungesundeste, weil er den Morästen und Sumpfbänken auf der ungesunden Rhede am nächsten liegt. Weniger gefährlich ist der südliche Theil der Stadt. Die Gärten an der Amanus-Gracht, der Weg von Jakatra und Antjol sind hinlänglich als besonders nachtheilig bekannt. Das niederländische Gouvernement hat weder Kosten noch Mühe gespart, um die Ungesundheit der Stadt so viel als es nur angeht zu vermindern. Mehre der Kanäle sind zugeschüttet worden, um die Stromkraft in den übrigen zu vermehren. Molen sind weit in das Meer hinausgelegt worden, um die Mündung des Stromes einzuengen und so seine Kraft zu erhöhen. — Zur Regenzeit jedoch (vom November bis Mai) ist die Atmosphäre um Batavia mit schädlichen Dünsten geschwängert. Wohl ist es wahr, sagt Valtz*), dass die Gluth der Atmosphäre durch die Sturzregen, welche gewöhnlich mit Gewittern verbunden sind, abgekühlt wird. Doch nützt dies nur den Bewohnern hoch gelegener Orte, von welchen das Wasser rasch abfliesst; in tiefer gelegenen dagegen, wo dies stehen bleibt, kommt das ganze Erdreich in Gährung. Es entwickeln sich dichte, schädliche Dünste, besonders auf den Plätzen, wo eine üppige Vegetation steht. Brechen nun die Sonnenstrahlen auf einige Augenblicke durch die Wolken, so steigen diese Dünste in die Höhe und verpesten, besonders kurz vor dem Aufgange und nach dem Untergange der Sonne, die Luft.

*) a. a. O.

ist, muss man sich so schnell als möglich nach den südlichen Vorstädten begeben und sich unter keiner Bedingung in dem nördlichen Theile der Stadt niederlassen. Ist es nicht möglich, den Aufenthalt in der Stadt selbst zu vermeiden, so hat die Erfahrung folgende prophylaktischen Mittel als die besten bezeichnet. Man nehme ein Haus welches nach der Seite hin, wo die Moräste liegen, weder Thür noch Fenster hat. Diese Oeffnungen müssen lediglich nach Süden gerichtet sein, um die gesundere Luft, welche von den Bergen des Binnenlandes herzuströmt, aufzufassen. Man lasse an der Nordseite des Hauses ein stark rauchendes Feuer unterhalten. Die Luft soll hierdurch ausgetrocknet und von den schädlichen Dünsten befreit werden. Dieses Mittel wird vielfach von den Eingebornen angewandt. Der Wind theilt folgenden Bericht, den er von dem Arzte eines Schiffes erhielt, welches auf Guinea Handel trieb, mit: Unser Schiff lief des Handels wegen in einen Strom. Es zeigte sich bald, dass es sehr gefährlich sei, am Strande zu schlafen, und dennoch war ohnedem der Handelsverkehr unmöglich. Erst klagte der Kapitän, dann der Steuermann, sodann zwei oder drei Matrosen gleich am Morgen, nachdem sie die Nacht am Lande zugebracht hatten. Das Volk wurde hierdurch abgeschreckt, am Strande zu schlafen, und der Chirurg erbot sich, daselbst mit zuzubringen. Als er jedoch am anderen Morgen erwachte, klagte er über Betäubung und Kopfschmerz. Augenblicklich sprach er mit einem Neger, welcher ihn in seine Hütte nahm und in den Rauch eines Feuers legen liess. Kurz darauf fühlte der Kranke sich wohler und nahm ein Gläschen Chinabitter. Durch den Neger belehrt, liess er nun die Hütten erst durch Feuer trocknen und dann Abends ein solches anlegen

mit dessen Hülfe sie sehr viele Nächte ohne Nachtheil am Strande schliefen.

Man hat auch das Rauchen empfohlen als ein gutes prophylaktisches Mittel. Besser ist es in jedem Falle, einen Schwamm, welcher mit einem aromatischen Essig getränkt ist, in den Mund zu nehmen und hierdurch zu athmen. Besonders rathsam ist es ausserdem, sich niemals nüchtern in die Stadt zu begeben. Andere offizinelle Mittel übergehe ich hier mit Stillschweigen.

---

*Wichtigkeit Batavia's. — Arabische Priester.*

Wie gefährlich das Klima der Stadt Batavia auch sein mag, so hat ihr doch ihre günstige Lage eine ungemeine Wichtigkeit für den Handel gegeben, welcher durch die Anwesenheit der Faktorei der niederländischen Handelsgesellschaft noch vermehrt wird. Zahlreiche Marktplätze (Bazar's) in ihrem Weichbilde und in der nächsten Umgegend befördern den Verkehr mit dem Innern des Landes. Ausser einer Börse, einer Schiffs-Assekuranz findet man hier noch viele Agenten bengalischer und englischer Handelshäuser oder Gesellschaften.

Obgleich alle möglichen Handwerke hier ihre Vertreter haben, so sind doch fast gar keine Europäer unter diesen. Ihre grösseren Bedürfnisse in jedem Sinne schliessen sie von einer Konkurrenz mit den Malaien und Chinesen aus, wie ich schon früher bemerkte. Ausserdem fehlt den Hauptstädten der holländischen Besitzungen jener bürgerliche Mittelstand, welcher die Masse der europäischen Städte ausmacht, und die fleissigsten und brauchbarsten Arbeiter liefert.

Man zählt in Batavia 17 Moscheen, die von den Javanen und Malaien, welche sich hier durchgängig zu dem Islam bekennen, besucht werden. Bei diesen Bethäusern sind Priester von verschiedenem Range. Sie führen den Titel eines Iman, Katib oder Bilal. Der vornehmste Iman heisst Panghulu und wird vom Gouvernement besoldet. Er fungirt bei dem Land-raad sowohl, als auch bei den andern Gerichtshöfen, wo er den Anhängern der mohammedanischen Lehre nöthigenfalls den Eid abnimmt. Es giebt noch eine Menge Geistliche bei jeder Moschee, welche einen tiefern Rang als den eines Bilal haben. Dies sind gewöhnlich junge Leute, die sich auf das Priesteramt vorbereiten und zu diesem Endzweck den Koran unter der Aufsicht älterer Priester studiren. Die letztern führen den Ehrennamen Guru oder Pandite (Lehrer). Die Einnahme dieser inländischen Priester ist unbedeutend, aber für ihre Bedürfnisse zureichend. Sie erhalten sie aus der Ernte der Ländereien, welche zu der Moschee gehören, aus Opfergaben, die zur Zeit der Ernte und vor grossen Festen gesammelt werden, und durch die Eingebornen unmittelbar bei dem Abschlusse von Ehen u. s. w.

Nur zehn Tage lang dauerte mein Aufenthalt in Batavia und dessen Umgegend. Während dieser Zeit wohnte ich in dem Hospitale zu Weltevrede. Da dies ganz ähnlich eingerichtet ist wie das Krankenhaus in Surabaya, so habe ich in den folgenden Seiten nur das letztere beschrieben.

Vier Tage dauerte meine Reise von Batavia nach dem schönen Surabaya. Doch ehe ich in meinem Tagebuche fortfahre, theile ich einige Bemerkungen mit, welche ich in Batavia und während meines spätern Aufenthalts auf Java zu machen Gelegenheit hatte.

*Bemerkungen über den Zustand der Medizin auf der Insel Java.*

In einem Lande, wo ausser den eingebornen Javanen, Malaien, Chinesen, Europäer, Balinesen, Buginesen (von Celebes), Amboinesen (von Amboina), Maduresen (von Madura), Araber, Armenier, Aschantesen (von der Küste von Guinea) in grösserer oder geringerer Anzahl leben, muss natürlich auch die Ausübung der Arzneikunst, deren Beschaffenheit so innig mit der intellectuellen und philosophischen Bildung des Ausübenden zusammenhängt, unendlich modificirt sein, je nachdem die Bildungsstufe höher oder tiefer ist, welche das Volk einnimmt, dem der Heilkünstler angehört. Auch Java bestätigt dies, und eben durch jene verschiedenen Völkerschaften, welche auf ihm hausen, bietet es ein interessantes Bild dar der Medizin in der Kindheit (bei den Javanen), im reiferen Alter (bei den Chinesen), und im ausgebildeten (bei den Europäern). Diese drei Völkerschaften repräsentiren in Bezug auf die Ausübung der Medizin alle übrigen Nationen, welche ausserdem hier leben, da jene vollkommen, sowohl durch ihre Anzahl, als auch durch ihre politische Bedeutung im Stande waren, sich gegenseitig abzuschliessen und den heimatlichen Sitten mehr oder minder treu zu bleiben.

Ich bin um so mehr geneigt anzunehmen, dass die folgenden Bemerkungen nicht uninteressant sein werden, da einestheils gerade die Ausübung der Medizin bei einem Volke einen sichern Schluss auf die übrige Geisteskultur zulässt, anderntheils aber eben durch diese Notizen der Leser in den Stand gesetzt wird, eine Wissenschaft in der Wiege zu sehen, welche die neuere Zeit in Europa zu einer bedeutenden Höhe emporgebracht hat. Zugleich zeigen aber auch die folgenden Zeilen, wie eine Wissenschaft

welche in dem gemässigten Klima erblühte, in dem Strahl der tropischen Sonne verdorrt und nicht mehr die Früchte wie im mütterlichen Boden trägt; ich meine die europäische Medizin auf Java. Die Medizin der Chinesen steht zwischen der europäischen und javanischen als Uebergangsstufe, denselben stabilen Geist beurkundend, welchen das Mutterland China in allen seinen Einrichtungen zeigt.

Nur das, was ich selbst gesehen, wovon ich mich selbst überzeugt habe, will ich hier mittheilen, um Unbekanntes zu veröffentlichen und Bekanntes zu bestätigen. Nur aus diesem Gesichtspunkte bitte ich diese Mittheilungen zu betrachten.

---

*Die Medizin bei den Javanen.*

Ohne mich in eine weitere Beschreibung der Javanen einzulassen, welche ich für die folgenden Seiten aufspare, gehe ich sogleich zu dem Zustande der Medizin bei ihnen über.

Da sie durchaus keine Kenntniss von den verschiedenen Disciplinen dieser Wissenschaft besitzen, keine Idee von den Vorgängen im menschlichen Organismus während der Krankheit und Gesundheit haben; so sind sie natürlich auch nicht im Stande, sich eine Vorstellung von den Wirkungen zu machen, welche Arzneien im lebenden Körper hervorbringen. Das gesammte weibliche Geschlecht bildet das corpus medicorum, und ogleich einzelne ältere Frauen ex professo Aerzte (Dukuhn) sind, so habe ich doch oft Gelegenheit gehabt, bei den Haushälterinnen der Europäer zu bemerken, dass auch der jüngere Theil der Javaninnen sich viel mit Ausübung der Medizin in engeren Kreisen

beschäftigt. Einzelne dieser javanischen Aerzte erwerben sich nicht selten einen grossen Ruhm, und von fern und nahe, von Eingebornen und Fremden, wird ihre Hülfe in Anspruch genommen.

Wenn der Dukuhn zu einem Kranken gerufen wird, so ist die erste Frage nach dessen Hauptleiden und dies ist auch die letzte, denn Ursachen, Verlauf der Krankheit und gegenwärtiges Verhalten der Funktionen ist ihm gleichgültig. Er kennt weder die Manier, dies zu erforschen, noch besitzt er das Vermögen, vielleicht zufällig hierüber Erfahrenes bei der Behandlung in Anwendung zu bringen. Wird z. B. eine Dysenterie behandelt, und der Dukuhn weiss, dass der Patient an einer Diarrhöe leidet, so wendet er alle Mittel, deren Anwendung entweder die Tradition lehrt, oder die eigene Erfahrung billigt, schnell nach einander, ohne besondere Auswahl an, bis eines hilft, oder der Tod die fernere Kur unnöthig macht.

Der Arzneivorrath, welchen Java und die benachbarten Inseln liefern, ist gross, wie sich dies auch schon aus den stark differenzirten klimatischen Verhältnissen schliessen lässt. Um den javanischen Kenntnissen jedoch nicht zu nahe zu treten, muss ich bemerken, dass sie eine pharmakodynamische Eintheilung in ihrem reichen Vorrathe von Medikamenten gemacht haben. Sie theilen die sämmtlichen Arzneimittel in zwei grosse Klassen, nämlich in erhitzende (obat pannas) und kühlende Arzneien (obat dingin). Das einzige Kriterium für diese Theilung ist der Geschmack. So unzureichend dies Kriterium schon an und für sich ist, so wird es noch unsicherer, weil die Zunge der Javanen durch den sehr häufigen Genuss des spanischen Pfeffers verwöhnt ist. So rechnet der javanische Dukuhn z. B. eine kleine

Species von capsicum annuum zu den erhitzenden Mitteln, weil sie ihm ein Gefühl des Brennens im Munde verursacht, eine grössere Species aber zu den kühlenden Arzneien, weil er an den Genuss dieser letztern Art gewöhnt ist; ich kann jedoch erfahrungsmässig versichern, dass die letztgenannte Pflanze durch den momentanen Versuch ihres Geschmacks eine wirkliche Entzündung in meinem Munde hervorrief.

Antiphlogistische Mittel finden bei den Javanen durchaus keine Anwendung. Obgleich die Natur mit Blutegeln*) dieses Eiland übersäet hat, so machen sie doch von diesen eben so wenig Gebrauch, als von Blutentziehungen überhaupt. Auch die Pflanzensäuren, welche so reichlich hier vorhanden sind, benutzen sie nicht, desto mehr jedoch die ätherisch-öligen, aromatischen und scharfen Arzneimittel. Alle Arzneien, welche ich kennen lernte unter den Javanen, alle die, welche durch die Bemerkungen von **Blume**, **Horsfield** und **Waitz** bekannt geworden sind, gehören mehr oder weniger zu diesen genannten Klassen, wie Ansehen, Geschmack, Geruch und Wirkung zu erkennen giebt.

Während ich mich zu Surabaya aufhielt, hörte ich viel

---

*) Diese Blutegel sind eine andere Species als die unserigen; sie sind grösser, blutgieriger, haben ein zäheres Leben und erhalten sich Tage lang ausser dem Wasser. In manchen feuchten Gegenden sind sie in solcher Masse, dass sie den Reisenden durch ihre Bisse sehr lästig fallen. Die Inländer befestigen um ihre Beine Tabaksblätter, um sich dagegen zu schützen. Hauptsächlich leben sie in den künstlichen Bewässerungen der Reisfelder. Ihre Karakteristik ist: Vermis corpore depresso, subtus viridi vel fusco, supra sub viridi, cum maculis nigris, linea dorsalis nigra, lineis duabus marginalibus flavis nigro punctatis.

von einem Dukuhn sprechen, welcher sich bei Inländern und Europäern einen grossen Ruf durch Heilung der Dysenterie verschafft hätte, selbst bei solchen Kranken, wo holländische Aerzte Alles vergeblich versucht hatten. Von glaubwürdigen Männern wurden mir 25 bis 30 solcher Geheilten genannt. Von einem Javanen liess ich mich zu ihm in den Kampong (javanisches Dorf, welches durchaus aus Bambus erbaut ist) führen, erhielt hier jedoch den Bescheid, dass sich die Aerztin mit ihren sämmtlichen Arzneien auf dem Bazar (Marktplatz) zu Surabaya befände. Dahin ging ich nun in Gesellschaft des Herrn Dr. Fromm, Gesundheitsbeamten zweiter Klasse und Leibarzt des Generalgouverneurs von Niederländisch-Indien, welcher in der malaischen Sprache bewanderter war als ich. Wir fanden die Javanin bald auf. Sie sass unter einem Baume mit vielen Kasten und Beuteln voll Arzneien um sich. Ihr Gesicht war ernst und klug, und gehörte mehr dem Hindustamme als der malaischen Race an. Das nachdenkliche schwarze Auge kontrastirte grell mit dem Weissen desselben und der braunschwarzen Gesichtsfarbe. Sie war nach gewöhnlicher javanischer Sitte gekleidet und sass zusammengekauert, uns mit misstrauischen Blicken bewachend. Theils durch die obigen genannten Werke, theils durch andere Nachforschungen war ich besonders begierig geworden, mehr javanische Arzneimittel kennen zu lernen, welche ich auch in ziemlich bedeutender Menge hier vorräthig fand. Auf eine höchst langweilige Weise wog sie mit javanischer Langsamkeit auf einer selbstverfertigten Wage die Medikamente ab, einen Stein als Gewicht benutzend. Uebrigens waren die Arzneien theuer genug. — Was die Form anbetrifft, worin die Javanen die Arzneien anwenden,

so ist diese die Auflösung, der Aufguss, die Abkochung, Pulverform und eine sehr beliebte Form, welche die Mitte zwischen Kataplasmen und Salbengestalt hält. Diese letztere Form bereiten sie mit vielem Fleisse, indem sie sonst trockene Stoffe durch den Saft von frischen Kräutern, Kokosnussöl oder Essig flüssig machen. Der javanische Essig wird durch Gährung der Kokosnussmilch bereitet. Die Anwendung dieser Kataplasmen geschieht nach Regeln, auf welche sie ein abergläubisches Gewicht legen, auf festbestimmten Stellen.

Der gelöschte Kalk spielt ebenfalls eine bedeutende Rolle unter den inländischen Arzneien, und er wird mit Wasser auf das Gesicht gestrichen, sowohl als gewöhnliche Schminke für Mädchen, Frauen und Kinder, als auch bei vielen Krankheiten, z. B. der Augen, als kräftiges Mittel benutzt. Nicht selten sah ich Javanen, deren Augen mit einem breiten, weissen Kalkring ummalt waren, wodurch sie ein Aussehen bekamen, welches sonderbar genug für den daran nicht Gewöhnten war. Auch Europäerinnen gebrauchen, wie ich wenigstens einmal bemerkte, den nassen Kalk, um das Gesicht damit zu beschmieren, um der lieblichen Kühlung willen, welche er beim Trocknen hervorbringen soll. Sobald er trocken ist, wird er wieder abgenommen.

Ein anderes Mittel, welches vielfach bei Schmerzen rheumatischer und spasmodischer Art, bei Kontusionen und dergleichen angewendet wird, ist das sogenannte Pitjetten, welches dem Massiren unserer Magnetiseurs sehr ähnlich ist. Obgleich die Javanen von verschiedenem Alter und Geschlecht im nöthigen Falle dies üben, so wird doch eine besondere Kunstfertigkeit dazu erfordert, und nach gewissen

Gesetzen wird es von älteren Frauen ausgeübt, welche sich hiermit ex professo beschäftigen. Die wohlthätigen Wirkungen bei rheumatischen Schmerzen, welche diese Kurart hat, kann ich aus eigener Erfahrung bezeugen. Auch junge Mädchen beschäftigen sich mit diesem Pitjetten. Uebrigens hat jeder Javane verschiedene Arzneien vorräthig, um sie theils als prophylaktische und diätetische Mittel, theils in Nothfällen zu gebrauchen.

Eine besondere Kunstfertigkeit besitzen die Javaninnen in der Bereitung eines Giftes, welches langsam, aber sicher, durch Hervorbringung einer eigenthümlichen, nach Beschreibungen der Lungenschwindsucht ähnlichen Krankheit tödtet. Dieses Mittel wird namentlich oft in Fällen von Eifersucht angewandt, um sich der Gegnerin zu entledigen. Die Vergiftete kennt die Zufälle genau und weiss, dass sie vergiftet ist, jeden Rettungsversuch als unnütz verwerfend. Europäische Aerzte vermögen wenig gegen die Folgen des Giftes auszurichten, da sie mit der Natur desselben unbekannt sind, welches, wie mir ein Arzt versicherte, der dieser Sache genauer nachforschte, unter vielen unbekannten Stoffen, fein zertheiltes Kupfer und Menschenhaare enthält und im Reis dem Schlachtopfer beigebracht wird. Der Arsenik wird ebenfalls zu diesem Zwecke benutzt. Rother (warangan mera) und gelber Arsenik (warangan guning), welche beide Sorten aus oxydirtem Arsenik und Schwefel bestehen, ist auf allen javanischen Märkten zu bekommen.

Solche Giftmorde werden selbst durch die mit Europäern verheiratheten Liplappe (Mischlinge von einem weissen Vater und einer schwarzen Mutter) oft begangen Obgleich diese dem Namen nach Christinnen sind, so besitzen

sie doch, mit seltenen Ausnahmen, sowohl den Aberglauben als die Untugenden ihrer mohammedanischen Glaubensgenossen, welchen selbst von der mohammedanischen Religion nur die äussern Gebräuche bekannt sind.

Das Vergiften der Waffen kommt jetzt sehr selten noch auf Java vor, desto häufiger dagegen ist es auf Borneo und andern Inseln des ostindischen Archipels. Es geschieht entweder mit dem Gifte des Upasbaumes oder andern noch unbekannten Substanzen. Mehrere vergiftete Pfeile habe ich mitgebracht, um später damit Versuche zu machen, die ich mittheilen werde.

Eine besondere Erwähnung verdient noch die rohe Geburtshülfe der Javanen. Bei regelmässigen Geburten sitzt die Kreissende rücklings gebogen auf einem Kissen; die Kreuzgegend ist durch ein Polster unterstützt, und der Bruder oder ein anderer Anverwandter hält von hinten her den Kopf der Gebärenden. Wird die Geburt jedoch verzögert, so wird ausser andern Mitteln noch ein barbarisches angewandt, indem der nächste gegenwärtige Verwandte mit seinen Füssen den Bauch der Kreissenden tritt.

Die Fruchtbarkeit ist übrigens auf Java so gross, dass oft noch durch Grossmutter und Enkelin zugleich die Familie vermehrt wird.

---

*Die Medizin bei den Chinesen.*

Die Chinesen leben auf Java so streng abgeschlossen und Alles, was fremd ist, vermeidend, dass ich trotz aller Bemühungen von meiner Seite, zu erfahren, auf welchem Fusse die Medizin bei ihnen steht, nur wenig Auskunft erhielt. Ich war in einer chinesischen Apotheke, welche

dem Aeussern nach durchaus wie eine europäische eingerichtet war. Der Apotheker, eben erst aus China angekommen, sprach das Malaische noch schlechter als ich, und ich konnte mich ihm nicht verständlich machen. Hätten die chinesischen Karaktere vor den Kasten und Gläsern und das grosse Bild des höchsten chinesischen Gottes mit einem Altar davor, der mit zwei bunten Wachskerzen und mehreren Opferschalen mit Speisen besetzt war, nicht hinlänglich gezeigt, dass man in einer chinesischen Offizin sei, man hätte wahrlich geglaubt, in einer europäischen sich zu befinden.

Ich bemerkte schon vorher, dass die Medizin der Chinesen denselben festen, unwandelbaren Typus, wie ihre übrigen Staatseinrichtungen an sich trage. Diese Wissenschaft lässt nämlich weder dem Nachdenken des einzelnen Arztes, noch der Genialität eines schaffenden Geistes unter der grossen Anzahl derselben den geringsten Spielraum, indem der Chinese verpflichtet ist, nach einem medizinischen Codex zu handeln, welcher vor Jahrtausenden durch einen ihrer Kaiser, Schi-nong, festgesetzt sein soll. Handelt der Arzt genau nach den hier verzeichneten Regeln, so ist er ein guter Arzt, der Kranke mag dabei zu Grunde gehen oder nicht; weicht er jedoch hiervon ab, so ist er des Todes schuldig, wenn der Kranke stirbt. Nach dem Wenigen, was ich erfahren konnte, scheint mir die chinesische Medizin der arabischen sehr ähnlich zu sein, denn wie hier, so werden auch dort Elemente angenommen, aus denen der Mensch bestehen soll, und zwar der Zahl nach fünf. Diese harmoniren im gesunden Zustande und erzeugen durch ihre Disharmonie die Krankheit. Die Zeichenlehre des Gesichts ist bei ihnen sehr ausgedehnt und wichtig, und

längst ist es bekannt, dass sie die Pulslehre bis zu einer übertriebenen Subtilität ausgedehnt haben. Auf die Diät wird eine besondere Wichtigkeit gelegt. Grössere chirurgische Operationen nehmen die Chinesen nicht vor, obgleich sie von der Anwendung der Moxa und Acupunctur häufig Gebrauch machen. Eine ausgezeichnete Fertigkeit besitzen sie in den Geschäften der untersten Chirurgie, und es gehört mit zu der Sitte der Europäer, welche auf Java leben, diesen Nothwendigkeiten von einem Chinesen entsprechen zu lassen.

In Batavia war bei meiner Anwesenheit ein chinesischer Arzt, welcher sich durch seine Kuren einen berühmten Namen und ein ungeheures Vermögen binnen sehr kurzer Zeit erwarb, und dessen Hülfe auch oft von Europäern in Anspruch genommen wird. Uebrigens leben die Chinesen abgeschlossen für sich, haben ihre eigenen Tempel, Aerzte, Apotheken, Begräbnisse, gehen niemals in den Militairdienst, nie in ein holländisches Hospital, leben durchaus den chinesischen Sitten getreu, sparsam, aber raffinirt sybaritisch.

---

*Die Medizin bei den Europäern auf Java.*

Ich komme zu dem Zustande der Medizin bei den Europäern auf Java. Ein Gesundheitsbeamter erster Klasse mit Colonelsrang, welcher zu Weltevrede wohnt, hat die Direction des ganzen Medizinalwesens auf Java; unter ihm sind drei dirigirende Gesundheitsbeamte mit Majorsrang, einer bei jeder der drei grossen Militärabtheilungen; unter diesen stehen Gesundheitsbeamte zweiter und dritter Klasse. Der pharmaceutische Dienst wird ebenfalls durch Apotheker

erster, zweiter und dritter Klasse versehen. Die Einrichtung des Dienstes ist durchaus militärisch. Nur zu Batavia, Samarang und Surabaya ist ein Civilarzt vom Gouvernement angestellt. Eine grosse Anzahl unter den Aerzten und Apothekern sind Deutsche, die andern grösstentheils Holländer. Auch Liplappe findet man hin und wieder im Dienste, welche ihre fragmentarische Bildung in einem dortigen Hospital erhalten haben.

Obgleich es auf Java allerdings viel wissenschaftlich gebildete Aerzte giebt, worunter auch einige sind, welche fleissig fortarbeiten, so hat doch die Medizin hier mehr den Karakter eines Handwerks, als den einer positiven Wissenschaft. Die Gründe hiervon liegen tiefer, sowohl in den individuellen Zuständen derer, welche hierher auswanderten, als auch in den allgemeinen Verhältnissen der Europäer auf Java. Viele derselben verliessen das Vaterland, weil sie gezwungen waren, ihm Lebewohl zu sagen. Sie lagen entweder mit den bestehenden Gesetzen im Kampfe, gegen welche sie gesündigt hatten, und denen sie sich entzogen, um ihnen nicht als Opfer zu fallen, oder ihre Ungebundenheit stand mit der sittlichen Gesellschaft, die sie ausstiess, im Widerspruche, oder sie waren verarmt und ihre Heimat bot ihnen keine Quellen zur Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse, welche sie sich auf der andern Halbkugel suchen müssen. Alle nahmen, Schmerz und Wuth im Herzen, den schweren, gezwungenen Abschied von der heimatlichen Erde, ihre letzte sanguinische Hoffnung an das Goldland Java knüpfend, das sie für Alles entschädigen sollte. Andere trieb der Ehrgeiz, die Geldsucht, die Unzufriedenheit mit ihren gegenwärtigen Verhältnissen von dannen. Sie zogen es vor, ein gefährliches Spiel um ihre

Zukunft zu spielen, und setzten ihre ganze Existenz ein gegen einen Treffer unter tausend Nieten. Auch diese sagten mit Resignation und Schmerz dem Vaterlande Lebewohl. Noch andere zogen als Abenteurer aus, das Glück zu erjagen, vergebens das auswärts suchend, was sie in ihrem Innern finden mussten. Auch diese büssten bald ihren schweren Irrthum, und mit tantalischem Schmerze schauten sie von dem Schiffe, welches sie hinübertrug, auf das mehr und mehr ihren Blicken entschwindende Vaterland zurück. Mehrere dieser Unglücklichen lernte ich auf der Reise nach Java kennen. Ich suchte ihren wilden Schmerz zu besänftigen, aber vergebene Mühe! Mit der letzten Spur des geliebten Vaterlandes hatten sie jeden moralischen Halt verloren. Wenige Andere hatten reellere Gründe zur Ueberreise, unterrichteten sich von den Verhältnissen, in welche sie treten sollten, und gingen ruhig und ernst, mit fester Besonnenheit der Zukunft entgegen, die ihnen nichts Unerwartetes bringen konnte. Sie kamen an auf Java. Alle Fatiguen der Reise waren überstanden und frische Hoffnung belebte wieder das erstorbene Herz. Doch die ersten vier Wochen reichten hin, um auch die letzte Täuschung für immer zu zerstören.

Ein glühend heisses Klima ermattete Geist und Körper. Nicht selten steigt das Thermometer über 96 ° F., ja zu Zeiten über 100 ° F., fällt aber sehr selten bis auf 69 ° F. Was ich hier von der Temperatur sage, gilt natürlich nur von der im Schatten, denn in der Sonne sah ich das Thermometer gegen 1 Uhr nach Mittag in Surabaya bis auf 131 ° F. steigen. Die Ungesundheit des sumpfigen Bodens in den bedeutendsten holländischen Etablissements warf die Ankömmlinge nieder und sie starben entfernt

von den ersehnten Ihrigen einsam dahin, oder genesen wieder, um die Ueberzeugung zu gewinnen, dass die Verhältnisse wohlgeordnet seien, dass das Gouvernement nach der wirklichen Fähigkeit schätze und belohne, und das Glück für sie hier eben so wenig als in Europa zu finden sei. Sie leben getrennt von Allem, was ihnen werth und theuer ist, mit keinem innigen Bande an den fremden Boden gefesselt. Der Egoismus, welchen Klima und Verhältnisse dem Europäer aufdringen, lässt wohl die Gewinnsucht aufkeimen, unterdrückt aber die Liebe und die Freundschaft. Die Gehalte der Staatsdiener untern und mittlern Ranges sind der Summe nach hoch, im Grunde aber nicht höher als in Europa, denn der eigentliche Werth des Geldes ist gering auf Java und die Lebensbedürfnisse der Europäer sehr theuer. Die höhern und reicher dotirten Beamtenstellen sind aber ausschliesslich durch Holländer besetzt. In socialer Beziehung giebt es nur Arme und Reiche. Die Aerzte aber gehören fast immer den ersteren an. Ein Mittelstand, welcher von jeher der Kunst und Wissenschaft am zuträglichsten war, fehlt in Ostindien durchaus. Nur Geld giebt dem Manne socialen Werth. Die letzten Hoffnungen sind nun verschwunden und nur die Sehnsucht nach dem Vaterlande bleibt zurück. Nicht einen Europäer lernte ich auf Java kennen, welcher sich nicht schmerzlich zurückgesehnt hätte und dessen höchstes Streben nicht gewesen wäre, die Heimkehr zu erlangen. Die Hinreise war leicht, aber die Rückkehr nach Europa ist schwer. Während die Ueberfahrt nach Ostindien etwa 400 Gulden kostet und diese Summe noch dazu vom Gouvernement bezahlt wird, kostet die Rückreise das Fünf- bis Sechsfache, indem die Schiffskapitäne das Geld nach ostindischem Werthe berechnen.

Wegen der Kostbarkeit der europäischen Lebensmittel wird aber bei den Besoldungen nichts abgespart, um die nöthige Summe zur Heimreise sammeln zu können. Sechzehn Dienstjahre gehören dazu, um zwei Jahre Urlaub und eine freie Ueberfahrt zu erhalten, zwanzig Dienstjahre, um Pension zu erlangen. Wenige natürlich erleben diese Zeit, und wie haben sie dieselbe erkauft? — Man sieht diesen geistig kalten und körperlich matten Gestalten mit dem sparsamen Haarwuchse und dem todten Auge wohl an, dass sie in der Blüthe geknickt sind. Andern Wenigen gelingt es in kürzerer Zeit, sich Vermögen zu erwerben, und nur von diesen spricht die thörichte Welt, die grosse Anzahl derer übersehend, welche Schmerz und Klima früh hinwegraffte, welche, mit schwerem Herzen nach dem Vaterlande blickend, in Indien wie in Europa in bedrängten Verhältnissen lebten. Jenen Wenigen denkt der unruhige Sanguiniker es gleich zu thun, und sie dienen zur Lockspeise für tausend Unglückliche. Glaube, Freundschaft, Liebe sind Worte, welche bei einem grossen Theile der Europäer, die hier wohnen, nur ein Hohnlächeln hervorrufen. Ein kurzer Aufenthalt unter denselben zeigt leicht die grasse Nachtseite der europäischen Civilisation. Wollüste aller Art entnerven bei der Licenz in geschlechtlicher Beziehung den Körper. Der Genuss starker Getränke, deren unsinniger Missbrauch durch den tollen Glauben unterstützt wird, man müsse trinken, um leben zu können (aut bibendum aut moriendum), die mit erhitzenden Gewürzen übermässig versehenen Speisen, die künstlichen Geschlechtsreizungen haben die Sensibilität ruinirt und die Lebenskraft aufgezehrt. In dieser üppigen Sinnlichkeit geht die letzte Spur des höheren Lebens unter und das vorherrschende Streben ist nur noch

auf Geld gerichtet. Geld muss zusammengerafft werden, um die Bedürfnisse zum Leben erhalten zu können. Geld, um zurückzukehren in das geliebte Vaterland, Geld, um das schmerzliche Heimweh durch Sinnenlust zu betäuben.

Alles, was ich hier von den Europäern im Allgemeinen sagte, gilt auch von den Aerzten, insbesondere aber von den deutschen Auswanderern. Die Holländer, welche nach Java hinübergehen, kennen die Verhältnisse, in welche sie treten, sind mehr phlegmatischer als sanguinischer Natur und desshalb auch nicht den vielen getäuschten Hoffnungen ausgesetzt, denen der chevalereske, Abenteuer liebende Karakter des Deutschen unterworfen ist.

Zu den Verhinderungsmitteln an der gehörigen Ausübung der Medizin muss ich den Mangel an Bibliotheken rechnen, welche freilich, auch wenn sie vorhanden wären, nicht von Vielen benutzt werden würden. Studirt wird nur sehr wenig, denn das glühend heisse Klima hat dem Geiste die Elasticität und Energie genommen; die Art, hier zu leben, der tägliche Umgang, die socialen Verhältnisse, die Menge der in jeder Beziehung traurigen Erfahrungen der hier anwesenden Europäer, die zerstörten Hoffnungen, die vielen Täuschungen haben dem Gemüthe die Menschenliebe, den Eifer für allgemeines Wohl, die Wärme für höhere ideale Zwecke genommen. Zu diesem Allem kommt noch der materiellere Geist der Colonisten überhaupt, welche nicht die Blüthe, sondern nur die Frucht wollen.

Nach Erwägung dieser Verhältnisse wird man einsehen, warum ich behauptete, die europäische Medizin auf Java gleiche einem verdorrten Baume; denn zu der Ausübung der Medizin, wie sie das gesittete Europa erfordert, ist der Zusammentritt der physischen und moralischen Kraft

des Menschen in einem Maasse nöthig, wie bei keinem andern Fache. Wo aber beide Kräfte ruinirt sind, kann die Medizin nicht gedeihen. Während auf diese Weise der Arzt auf der einen Seite durch klimatische, sociale und individuelle Verhältnisse an dem gehörigen Ausüben seiner Wissenschaft verhindert wird, wird er von der andern Seite noch mehr gedrückt durch den mangelhaften Heilungsapparat, welcher ihm zugänglich ist. Man findet auf Java lange nicht den Vorrath von Arzneien, welcher dem Arzte in Europa zu Gebote steht. Von den in der belgischen Pharmakopöe aufgenommenen Mitteln fehlt in den Apotheken wenigstens ein Drittheil und bisweilen noch mehr, darunter nicht selten höchst wichtige, durchaus unentbehrliche Mittel. Von den vorhandenen Arzneien ist ein sehr grosser Theil durchaus verdorben durch die lange Seereise, durch die Abwechselung der verschiedensten Klimate und durch die feuchte, heisse Luft auf Java selbst. So konnte man, um die geringste Wirkung zu sehen, von dem concentrirten Bittermandelwasser in der Apotheke in Surabaya Esslöffel voll nehmen, von dem Opium in Substanz 6 bis 8 Gran, von dem Extract der Belladonna in der Hospitalapotheke zu Weltevrede 10 bis 12 Gran u. s. w. Was die Ueberfahrt nicht verdorben hat, verdirbt das Alter der Arzneien. Zu diesen leicht verderbenden, auf Java fast unbrauchbaren Mitteln gehören fast alle Kräuter, Blumen, Extracte und ein grosser Theil der offizinellen Wurzeln — ein enormer Verlust für den Arzt.

Hierzu kommt, dass von den in Europa jüngst bekannt gewordenen Alkaloiden, ausser dem Chinin, nichts zu haben ist. Bei den wenigen guten Chemikern, der Gleichgültigkeit der dabei Betheiligten und dem Mangel an chemischen

Apparaten fällt es auch schwer, solche Präparate auf Java selbst zu bereiten. Um so fühlbarer wird dieser Mangel, da hier Unterleibskrankheiten herrschen und namentlich unter diesen Blutdiarrhöen und Dysenterien, welche leider nur zu oft allen europäischen Mitteln Trotz bieten, zur grossen Beschämung der europäischen Aerzte jedoch oft schnell und gründlich von den unwissenden Javaninnen geheilt werden. Dennoch leben unglaublicherweise die Europäer, welche durch kräftige, javanische Heilmittel den Verlust der europäischen reichlich ersetzen könnten, über eben diese in der grössten Unwissenheit.

Rumphius, Horsfield, Blume haben in ihren botanischen Werken Winke hierüber gegeben; unendlich verdient hat sich um diese Sache unser gelehrten Landsmann, der fleissige und treffliche Beobachter Waitz gemacht, indem er mit 26 javanischen Arzneimitteln selbst Versuche anstellte und dieselben bekannt machte, und dennoch bekümmert sich Niemand um diesen wichtigen Gegenstand. Die Aerzte sind fast alle Militärärzte und glauben genug gethan zu haben, wenn der Kranke Arznei erhalten hat. Die Gage wird ja regelmässig jeden Monat ausgezahlt, und durch besondere wissenschaftliche und philanthropische Bemühungen kann nicht mehr Geld verdient werden. Die Gründe aber zu einer solchen Denkungsart glaube ich vollkommen bezeichnet zu haben.

Für Hospitäler ist dagegen auf Java hinlänglich gesorgt. Es giebt deren sechs verschiedene Klassen, wovon diejenigen der unteren Klassen leicht, wie die Wohnungen der Javanen, von Bambus erbaut werden, wo sie nöthig sind.

*Ankunft vor Surabaya. — Marktscene auf dem Meere. — Einfache Kanots. — Land- und Seewind. — Klargestirnter Himmel. — Chinesische Junke. Innere Einrichtung derselben. — Zwei chinesische Anekdoten. — Kleine eiserne Dampfboote zur Verfolgung der Seeräuber. — Schiffe der letzteren. — Kapitän Pfefferkorn.*

Am 14. Januar Nachmittags 4 Uhr gingen wir auf der Rhede von Surabaya vor Anker. Schon vorher umgaben unser Schiff eine Menge inländischer kleiner Fahrzeuge (Tambangan), welche uns die verschiedenartigsten Dienste anboten. Ein Theil derselben wollte uns nach der Stadt rudern; ein anderer bot uns Früchte und Speisen zum Verkauf; Ananas, Pompelmusen, Arrak, getrockneter Fisch, abgesottene Krabben, Weissbrod und dergleichen lagen in nicht sehr saubern Gefässen durcheinander. Mehrere Chinesen näherten sich, um uns grosse Strohhüte, welche vortrefflich geflochten waren, anzubieten; kleine Galanteriewaaren, Zigarren, Tusche, Sonnenschirme (Payons), Fächer, und tausend andere Kleinigkeiten, welche ein Raritätenkabinet geziert haben würden, bildeten ihren Waarenvorrath. In anderen Kähnen (Prauen) waren Javanen, welche Schuhe und Stiefel von allen Farben zum Verkaufe ausstellten. Andere boten Papagaien, Lory's, Affen, Parkitte und Kakadu's feil. Wieder Andere handelten mit Diamanten, Gold- und Silberarbeiten; wieder Andere mit Knochen- und Hornarbeiten aller Art. Andere erboten sich, uns das Leinenzeug zu waschen und präsentirten Zeugnisse ihrer Redlichkeit in allen Sprachen, von welchen sie nicht eine einzige verstanden. Dazwischen lagen Kanots mit javanischen Mädchen, welche sich selbst feil boten. Diese letztgenannte Erscheinung überzeugte mich hinlänglich, dass wir einer Gegend

nahten, wo die europäische Kultur schon bedeutende Fortschritte gemacht hatte. Ohne Ausnahme fand ich die Sitten der Eingebornen da am meisten entartet, wo grössere europäische Etablissements errichtet sind. Es war eine muntere und bewegte Scene: Ini tuwan ada makanan (Hier Herr! Speise), tabe tuwan (sei gegrüsst, o Herr), maas deri Padang (Gold von Padang), sapatu, sapatu rupiah satuperak (Schuhe für einen Silbergulden), Ini arak ada terlebih bajik (hier ist vortrefflicher Arrak), und unzählige andere Anerbietungen schallten zu dem Verdeck herauf und mengten sich mit dem Geschrei der Vögel, welche feil geboten wurden. Ein grosser Orang-Utan von Borneo und einige andere Affen, welche in verschiedenen Kähnen waren, schnitten mephistophelische Grimassen dazu. Das Ganze war einem wilden abenteuerlichen Jahrmarkte ähnlich, welcher noch durch das Schwanken der Schiffchen auf dem wogenden Meere und durch die auffallende Farbe, Physiognomie und Kleidung der Javanen und Chinesen ein eigenthümliches Leben erhielt. Ein Maler hätte hier einen prächtigen Entwurf für seinen Pinsel gefunden. Mehrere der Kanots bestanden nur aus einem ausgehöhlten Baume. Um das Umschlagen desselben zu verhüten, war quer auf dem Vorder- und Hintertheile ein Bambusbaum befestigt, dessen Spitzen zu beiden Seiten durch einen, mit dem Schiffe parallel laufenden, Baum verbunden waren. Diese Bambusbäume bildeten auf diese Weise einen viereckigen Rahmen, in welchem der ausgehöhlte Stamm hing. Das Bambusholz ist bekanntlich hohl und sehr leicht; das Kanot wird dadurch getragen und die Gefahr des Umschlagens durchaus verhütet. Diese einfachen Fahrzeuge habe ich bei sehr hochgehender See häufig gesehen, wo sie hoch emporge-

*Ankunft vor Surabaya. — Marktscene auf dem Meere. — Einfache Kanots. — Land- und Seewind. — Klargestirnter Himmel. — Chinesische Junke. Innere Einrichtung derselben. — Zwei chinesische Anekdoten. — Kleine eiserne Dampfboote zur Verfolgung der Seeräuber. — Schiffe der letzteren. — Kapitän Pfefferkorn.*

Am 14. Januar Nachmittags 4 Uhr gingen wir auf der Rhede von Surabaya vor Anker. Schon vorher umgaben unser Schiff eine Menge inländischer kleiner Fahrzeuge (Tambangan), welche uns die verschiedenartigsten Dienste anboten. Ein Theil derselben wollte uns nach der Stadt rudern; ein anderer bot uns Früchte und Speisen zum Verkauf; Ananas, Pompelmusen, Arrak, getrockneter Fisch, abgesottene Krabben, Weissbrod und dergleichen lagen in nicht sehr saubern Gefässen durcheinander. Mehrere Chinesen näherten sich, um uns grosse Strohhüte, welche vortrefflich geflochten waren, anzubieten; kleine Galanteriewaaren, Zigarren, Tusche, Sonnenschirme (Payons), Fächer, und tausend andere Kleinigkeiten, welche ein Raritätenkabinet geziert haben würden, bildeten ihren Waarenvorrath. In anderen Kähnen (Prauen) waren Javanen, welche Schuhe und Stiefel von allen Farben zum Verkaufe ausstellten. Andere boten Papagaien, Lory's, Affen, Parkitte und Kakadu's feil. Wieder Andere handelten mit Diamanten, Gold- und Silberarbeiten; wieder Andere mit Knochen- und Hornarbeiten aller Art. Andere erboten sich, uns das Leinenzeug zu waschen und präsentirten Zeugnisse ihrer Redlichkeit in allen Sprachen, von welchen sie nicht eine einzige verstanden. Dazwischen lagen Kanots mit javanischen Mädchen, welche sich selbst feil boten. Diese letztgenannte Erscheinung überzeugte mich hinlänglich, dass wir einer Gegend

nahten, wo die europäische Kultur schon bedeutende Fortschritte gemacht hatte. Ohne Ausnahme fand ich die Sitten der Eingebornen da am meisten entartet, wo grössere europäische Etablissements errichtet sind. Es war eine muntere und bewegte Scene: Ini tuwan ada makanan (Hier Herr! Speise), tabe tuwan (sei gegrüsst, o Herr), maas deri Padang (Gold von Padang), sapatu, sapatu rupiah satuperak (Schuhe für einen Silbergulden), Ini arak ada terlebih bajik (hier ist vortrefflicher Arrak), und unzählige andere Anerbietungen schallten zu dem Verdeck herauf und mengten sich mit dem Geschrei der Vögel, welche feil geboten wurden. Ein grosser Orang-Utan von Borneo und einige andere Affen, welche in verschiedenen Kähnen waren, schnitten mephistophelische Grimassen dazu. Das Ganze war einem wilden abenteuerlichen Jahrmarkte ähnlich, welcher noch durch das Schwanken der Schiffchen auf dem wogenden Meere und durch die auffallende Farbe, Physiognomie und Kleidung der Javanen und Chinesen ein eigenthümliches Leben erhielt. Ein Maler hätte hier einen prächtigen Entwurf für seinen Pinsel gefunden. Mehrere der Kanots bestanden nur aus einem ausgehöhlten Baume. Um das Umschlagen desselben zu verhüten, war quer auf dem Vorder- und Hintertheile ein Bambusbaum befestigt, dessen Spitzen zu beiden Seiten durch einen, mit dem Schiffe parallel laufenden, Baum verbunden waren. Diese Bambusbäume bildeten auf diese Weise einen viereckigen Rahmen, in welchem der ausgehöhlte Stamm hing. Das Bambusholz ist bekanntlich hohl und sehr leicht; das Kanot wird dadurch getragen und die Gefahr des Umschlagens durchaus verhütet. Diese einfachen Fahrzeuge habe ich bei sehr hochgehender See häufig gesehen, wo sie hoch emporge-

*Ankunft vor Surabaya. — Marktscene auf dem Meere. — Einfache Kanots. — Land- und Seewind. — Klargestirnter Himmel. — Chinesische Junke. Innere Einrichtung derselben. — Zwei chinesische Anekdoten. — Kleine eiserne Dampfboote zur Verfolgung der Seeräuber. — Schiffe der letzteren. — Kapitän Pfefferkorn.*

Am 14. Januar Nachmittags 4 Uhr gingen wir auf der Rhede von Surabaya vor Anker. Schon vorher umgaben unser Schiff eine Menge inländischer kleiner Fahrzeuge (Tambangan), welche uns die verschiedenartigsten Dienste anboten. Ein Theil derselben wollte uns nach der Stadt rudern; ein anderer bot uns Früchte und Speisen zum Verkauf; Ananas, Pompelmusen, Arrak, getrockneter Fisch, abgesottene Krabben, Weissbrod und dergleichen lagen in nicht sehr saubern Gefässen durcheinander. Mehrere Chinesen näherten sich, um uns grosse Strohhüte, welche vortrefflich geflochten waren, anzubieten; kleine Galanteriewaaren, Zigarren, Tusche, Sonnenschirme (Payons), Fächer, und tausend andere Kleinigkeiten, welche ein Raritätenkabinet geziert haben würden, bildeten ihren Waarenvorrath. In anderen Kähnen (Prauen) waren Javanen, welche Schuhe und Stiefel von allen Farben zum Verkaufe ausstellten. Andere boten Papagaien, Lory's, Affen, Parkitte und Kakadu's feil. Wieder Andere handelten mit Diamanten, Gold- und Silberarbeiten; wieder Andere mit Knochen- und Hornarbeiten aller Art. Andere erboten sich, uns das Leinenzeug zu waschen und präsentirten Zeugnisse ihrer Redlichkeit in allen Sprachen, von welchen sie nicht eine einzige verstanden. Dazwischen lagen Kanots mit javanischen Mädchen, welche sich selbst feil boten. Diese letztgenannte Erscheinung überzeugte mich hinlänglich, dass wir einer Gegend

nahten, wo die europäische Kultur schon bedeutende Fortschritte gemacht hatte. Ohne Ausnahme fand ich die Sitten der Eingebornen da am meisten entartet, wo grössere europäische Etablissements errichtet sind. Es war eine muntere und bewegte Scene: Ini tuwan ada makanan (Hier Herr! Speise), tabe tuwan (sei gegrüsst, o Herr), maas deri Padang (Gold von Padang), sapatu, sapatu rupiah satuperak (Schuhe für einen Silbergulden), Ini arak ada terlebih bajik (hier ist vortrefflicher Arrak), und unzählige andere Anerbietungen schallten zu dem Verdeck herauf und mengten sich mit dem Geschrei der Vögel, welche feil geboten wurden. Ein grosser Orang-Utan von Borneo und einige andere Affen, welche in verschiedenen Kähnen waren, schnitten mephistophelische Grimassen dazu. Das Ganze war einem wilden abenteuerlichen Jahrmarkte ähnlich, welcher noch durch das Schwanken der Schiffchen auf dem wogenden Meere und durch die auffallende Farbe, Physiognomie und Kleidung der Javanen und Chinesen ein eigenthümliches Leben erhielt. Ein Maler hätte hier einen prächtigen Entwurf für seinen Pinsel gefunden. Mehrere der Kanots bestanden nur aus einem ausgehöhlten Baume. Um das Umschlagen desselben zu verhüten, war quer auf dem Vorder- und Hintertheile ein Bambusbaum befestigt, dessen Spitzen zu beiden Seiten durch einen, mit dem Schiffe parallel laufenden, Baum verbunden waren. Diese Bambusbäume bildeten auf diese Weise einen viereckigen Rahmen, in welchem der ausgehöhlte Stamm hing. Das Bambusholz ist bekanntlich hohl und sehr leicht; das Kanot wird dadurch getragen und die Gefahr des Umschlagens durchaus verhütet. Diese einfachen Fahrzeuge habe ich bei sehr hochgehender See häufig gesehen, wo sie hoch emporge-

schleudert wurden und auf der Spitze einzelner Wellen beinahe ihren ganzen Kiel zeigten; aber niemals sah ich eines derselben umschlagen. Selten ist in einem solchen Kanot mehr als ein Mann. Die Sonne sank nieder, und da sich auch der Landwind erhob, so beschloss ich, mich erst am folgenden Morgen zu deharkiren.

Diese Land- und Seewinde wehen, so lange die Mussons in ihrer vollen Kraft sind, sehr regelmässig. Der Seewind erhebt sich des Morgens und weht von dem Meere nach dem Lande hin. Einige Stunden nach Sonnenaufgang bricht er durch, wie sich die Seeleute ausdrücken. Die Sonne theilt dann schnell dem Lande einen Hitzegrad mit, welchen das Meer keineswegs so schnell annimmt. Hierdurch wird die Luftschicht über jenem so ausgedehnt und verdünnt, dass die kältere und schwerere Seeluft, welche durch die ungleich langsamer erfolgende Erhitzung des Meeres dann noch nicht so verdünnt ist, nach dem Lande hinströmt, um sich mit dessen Atmosphäre auszugleichen. Beim Sinken der Sonne, wenn der Boden seinen Wärmegrad verliert, entsteht Stille. Das Meer ist nun ebenfalls erhitzt, und die Wärme in dasselben tiefer als in das Erdreich eingedrungen. Zugleich ist das Meerwasser ein schlechterer Wärmeleiter als die Erde; seine erhöhte Temperatur hält deshalb auch ungleich länger an, so dass man dieselbe häufig noch gegen Sonnenaufgang wahrnimmt. Die auf dem Meere ruhende Luftsäule bleibt deshalb noch lange in dem verdünnten Zustande, während die auf dem Lande ruhende schon wieder durch die Kühle condensirt ist. Letztere sucht nun wieder mit der ersteren sich ins Gleichgewicht zu setzen; daher strömt gleich nach Sonnenuntergang die Luft dem Meere zu, und hierdurch entsteht der Landwind. Von sehr kleinen

Inseln weht der Landwind strahlenförmig von ihrem Mittelpunkt aus nach allen Himmelsgegenden, während der Seewind ebenso nach ihrem Centrum hinströmt. Obgleich dasselbe bei den grössern Inseln Statt findet, so ist es natürlich hier viel weniger bemerkbar. Nach und nach, so wie die Nacht auf das Meer herniedersank, verschwanden um uns her die inländischen Fahrzeuge. Schon lange war ich gewohnt, den Abend und einen Theil der Nacht unter den Tropen auf dem Verdecke zuzubringen. Wenn das Schiff einmal durchaus in seinen innern Räumen erhitzt ist, so können Wochen darauf hingehen, bis es sich wieder abkühlt. Grade bei stürmischem, kühlen Wetter, welches in den Tropen fast immer mit Regen verbunden ist, werden alle Luken dicht geschlossen. Die dumpfe, verunreinigte Luft in dem Rumpfe des Schiffes wird also festgehalten, deshalb herrscht fortwährend in den Kammern eine glühende Hitze, und die Luft in denselben wird noch durch die Dünste verunreinigt, welche aus dem faulenden Seewasser aufsteigen, das sich immer unter dem Schiffsraume befindet. Sobald man in die Kammer tritt, um sich zur Ruhe zu begeben, strömt augenblicklich der Schweiss aus allen Poren und eine heftige Aufregung im Blutsystem verjagt den Schlaf. Es ist deshalb Jedem zu rathen, der auf einem Schiffe ist, welches sich schon lange unter den Tropen befand, nicht früher zu Bette zu gehen, bis er so todtmüde ist, dass augenblicklich nach dem Niederlegen der Schlaf eintritt, dessen Nothwendigkeit nun über jedes Hinderniss siegt. Häufig fühlt man sich versucht, auf dem Verdecke zu schlafen, doch dies ist nur dann rathsam, wenn ein Zelt über dasselbe ausgespannt ist, um das Mondlicht abzuhalten. Dieses bewirkt sonst Augenkrankheiten und

die feuchte, kühle Nachtluft wirkt verderblich auf den durch die glühende Hitze Verweichlichten. Sehr häufig sah ich, dass bedeutende Krankheiten allein hierdurch veranlasst wurden.

Es war eine herrliche Nacht, glanzvoll und prächtig, wie man sie nur innerhalb des südlichen Wendezirkels findet. Still und friedlich war es auf dem Meere. Die vielen Schiffe auf der Rhede begrenzten sich durch ihre dunkleren Umrisse scharf und deutlich, und lagen da wie schlafende Riesen. Zwischen ihnen hatte der Mond einen breiten glänzenden Streifen auf das Meer gezeichnet, dessen sich kräuselnde kleine Flächen das Licht tausendfach reflectirten. Das Land lag wie eine schwarze Wolke vor mir, und der Bromo bei Passaruang warf Flammen aus seinem Krater. Mit wunderbarem Zauber glänzte der südliche Himmel über mir. Der Bär war längst dem Blicke entschwunden und leuchtete der fernen Heimat; aber dafür strahlte der Kanopus, erglänzte das Kreuz und ein magisches mattes Licht floss aus den Wolken Magellans. Ernst und ruhig blickte ich zu dem Nachthimmel empor und fühlte die Befriedigung, welche die Erfüllung von Plänen hervorruft, denen so viele Hindernisse in den Weg traten. Die südliche Sternenwelt hat einen Glanz und einen Zauber, welcher selbst in der Brust des Rohesten heiligere Gefühle erwecken muss. Die Matrosen, sonst kalt und gleichgültig an dem vielen Erhabenen vorübergehend, was die Meerwelt bietet, sah ich mit Andacht zum Himmel aufblicken auf unserer Fahrt, als die bekannten Gestirne immer tiefer am Horizonte sanken und dann von demselben verschwanden. Mit denselben schien ihnen ein Band, welches sie mit den fernen Lieben vereinigte, und eine innere Stütze geraubt zu sein. Inniger

schlossen sie sich an das erhabene Wesen über dem wunderbaren neuen Himmel, um das Verlorene zu ersetzen.

Lange noch stand ich an der Vestung des Schiffes und sah träumend auf das Kreuz im Süden, welches dem Seemanne, sicher wie ein Kompass, die Himmelsgegend anzeigt.

Den andern Morgen früh kamen, meiner Bestellung entsprechend, drei Javanen mit ihrem Kanot an, um mich nach Surabaya zu bringen. Es war ein herrlicher Morgen und die immer frequente Rhede von Surabaya war mit vielen Schiffen besäet, die derselben einen wöhnlichen, traulichen Anstrich gaben. Ich fuhr zwischen ihnen hindurch. Eine grosse chinesische Junke nahm durch ihren seltsamen Bau meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Ein plumpes Gebäude, dessen Vordertheil und Spiegel sehr unverhältnissmässig erhöht, während es in der Mitte sehr niedrig war. Auf dem Spiegel zeigten sich eine grosse Menge hölzerner Hütten und Häuschen, deren wunderbare Gestalt durch den eigenthümlichen Schmuck vieler bunter Fähnchen noch auffallender wurde. Das Schiff hatte einige Aehnlichkeit mit einem Koff, war jedoch ungleich plumper und abenteuerlicher. An das Vordertheil waren ein paar grosse Augen gemalt, die das Gebäude wie ein fabelhaftes Seeungeheuer erscheinen liessen. Das ganze Takelwerk bestand aus zwei Masten, deren jeder aus einem einzigen, dicken Baume verfertigt war; ein paar breite dicke Segel, welche aus Stroh geflochten waren, hingen daran. Horizontale Falten durchzogen diese Segel und gestatteten, dieselben zu verkleinern (raffen). Jedoch waren Schoten (Zugseile) und Brassen (Seile, womit die Segel umgedreht werden) daran, um den Stand der Segel nach dem Winde

verändern zu können. Das Ruder war sehr einfach, ohne jenen Mechanismus, welcher die Bewegung der grössten europäischen Schiffe so leicht macht. Viele Löcher durchbohrten dasselbe, worin Taue befestigt waren, vermittelst welcher es in Bewegung gesetzt wurde. Der ganze Bau war so eigenthümlich, dass ich auch das Innere desselben kennen zu lernen wünschte. Nachdem mir ein Chinese am Bord in malaischer Sprache die Erlaubniss hierzu ertheilt hatte, liess ich anlegen und kletterte hinauf. „Slamat datang di kappal tuan" (Sei willkommen, o Herr, an Bord) rief mir der Chinese zu, nachdem ich heraufgeklettert war. Ich hatte mich nicht getäuscht; wunderbar genug sah es oben und im Innern des Schiffes aus. Es war ein wildes Rennen durcheinander auf dem engen Verdecke, und die Töne der chinesischen Sprache lauteten mir keineswegs lieblich. Ein Theil der Chinesen, welche ich hier sah, schien sehr ärmlich zu sein. Bekleider von Bast und eine Art Kittel, welcher auf nicht unzierliche Weise aus dachziegelförmig übereinander liegenden Palmblättern verfertigt war, bildete die ganze Bekleidung. Sinnend starrte ich in das fremdartige, wilde Getümmel. Wenigstens 200 Chinesen drängten sich in dem kleinen Raume durcheinander. Der Kompass lag in einer Dose mit Sand, von bunten wohlriechenden Wachskerzen umgeben. Eine derselben brannte. Diese war mit Ringen bemalt, welche in gleicher Entfernung von einander standen, um durch das Abbrennen die Stundenzahl anzugeben. Die Nadel im Kompass war sehr kurz, etwa von der Länge eines Zolles. Die Windrose hatte 24 Striche, oder Mata, wie sich der Chinese malaisch ausdrückt. Durch diese Striche gingen viele concentrische Kreise, welche mit abenteuerlichen, zum Theil

astrologischen, Zeichen angefüllt waren. Den Kompass nennen die Malaien padoman, im Chinesischen heisst er aber Ting-nant-tschin, d. h. Nadel, die den Mittag zeigt. Die vielen Hütten auf und in dem Schiffe wurden durch dichte Wände, an denen alle Fugen verkittet waren, von einander getrennt und waren jede für sich so wasserdicht, dass eine derselben hätte ganz mit Wasser gefüllt sein können, ohne der andern Gefahr zu bringen. Da diese Junken ausserdem von sehr leichtem Holze gebaut sind, so können sie gewiss nur selten untergehen. Ihrer Unbehülflichkeit und ihres geringen Tiefgangs wegen kann man nicht damit gegen den Wind segeln. Vor dem Winde jedoch sollen sie eine sehr schnelle Fahrt haben. Bewundernswürdig bleibt es immer, wie mit einem Fahrzeuge von so mangelhafter Einrichtung so bedeutende Reisen gemacht werden können, wie wirklich die Chinesen unternehmen. Sie machen sich zwar die Mussons zu Nutze, um durch das chinesische und indische Meer zu kommen, aber im Sturm mag es ihnen übel genug gehen, um so mehr, da sie eine gränzenlose Unthätigkeit bei demselben an den Tag legen sollen. Kapitän Reinhold, mit dem ich nach Java reiste, sagte mir: im chinesischen Meere sei er im heftigsten Sturme mit einer grossen Junke dicht zusammengekommen, welche scheinbar von keinem lebenden Wesen bewohnt gewesen wäre. Da er befürchtet habe, dass dieselbe durch die Wellen auf ihn geschleudert werde, so habe er eine Kanone abfeuern lassen, um die Aufmerksamkeit der Chinesen zu erregen. Doch sei diess durchaus vergebens gewesen. Als bald darauf der Sturm nachgelassen, habe er gesehen, dass das ganze Schiff voll von Mannschaft gewesen sei. Ich stieg in die Cajüte. Der

Thür gegenüber, an der Wand, waren die Bilder zweier männlicher Figuren in Lebensgrösse. Die eine, ein weisser Mann von ungewöhnlicher Dicke, in chinesischer Kleidung, ruhte gemächlich in einem Lehnsessel. Der Gesichtsausdruck war gutmüthig und sinnlich lüstern, wie nur immer ein chinesischer Gourmand aussehen kann. Es war das Bild des guten Gottes der Chinesen, Tepikong genannt. Neben dieser Figur zeigte sich eine andere von schwarzer Farbe, mit widerwärtig verzogenen Gesichtszügen, grinzendem Ausdrucke und schielendem Auge. Der Finger dieses widerwärtigen Bildes schien auf etwas zu zeigen, während es seinen Kopf dem Ohre des Tepikong zuneigte und demselben Einflüsterungen zu machen schien. Ini sethan (das ist der Satan), erläuterte mein freundlicher chinesischer Cicerone. Vor beiden Gottheiten stand ein Altar, auf welchem zwei grosse bunte Kerzen brannten und mehrere Schüsseln mit Leckerbissen aller Art ausgebreitet waren. Mein Chinese erklärte: dass diese für den bösen Gott bestimmt seien, um ihn zu versöhnen und ihn abzuhalten, Böses zu thun. Ich fragte, ob denn der böse Gott auch die dargebotenen Speisen annähme, worauf mir der Chinese sehr ernsthaft Saja tuan (Ja, Herr), versicherte. Er (der Chinese) fügte hinzu: er sei ein grosser Freund der Holländer (Orang blanda). Unter diesen Namen werden alle Europäer auf Java begriffen. Er hatte die Freude gehabt, auf diesem Schiffe einen jüngeren Bruder wieder zu finden und bedauerte schmerzlich, dass es diesem so wenig als seinen übrigen Landsleuten, welche mit diesem Schiffe gekommen waren, erlaubt sei, sich zu debarkiren. Seit sechs Jahren wohnte er auf Java und sprach das Malaische sehr geläufig, jedoch mit dem eigenthümlichen

Dialekt der Chinesen, welche das r nicht aussprechen können. Auf seine Bitte nahm ich ihn mit in mein Kanot und wir ruderten der Stadt zu. Es war bereits glühend heiss und traulich sass ich mit meinem Chinesen unter dem Zelte, das über den Tambangan ausgebreitet war. Sowohl meine Kleidung als auch mein freundliches Benehmen gegen ihn liessen ihn schnell wissen, dass ich noch ein Neuling (Orang baur) im ostindischen Archipel sei, denn die Chinesen sind nicht gewohnt, zuvorkommend von den Europäern behandelt zu werden. Ihre List, Betrügereien, Feigheit, Sinnlichkeit und Wuchergeist würden sie schon allein der Verachtung preis geben, wenn nicht ohnehin die caucasische Race Jeden von einem andern Stamme als Paria betrachtete. Von ihrer Feigheit wurde mir folgender Zug erzählt. In dem letzten Kriege gegen Palembang hatte man gegen vierzig Chinesen als Schiffs-Zimmerleute und zu anderen Zwecken in den Dienst genommen. Diese waren in einem grossen Fischerboot (Prauh pukat) eingeschifft worden und lagen dicht hinter der holländischen Fregatte Wilhelmine, unter dem Feuer einer Batterie, welche von dem Fürsten von Palembang an dem Strom Peladju angelegt war. Die erste Kugel von der Batterie traf das Steuerruder der Fregatte und zerschmetterte dasselbe. In demselben Augenblicke erhoben die Chinesen ein Geschrei in ihrer Prauh pukat, welches das Getöse des Gefechtes übertönte. Zugleich legten sie sich an die Seite der Fregatte, welche von der Batterie abgewendet war, um gegen die feindlichen Kugeln geschützt zu sein. Hier jedoch hinderten sie die freie Bewegung des Schiffes und empfingen desshalb den Befehl, augenblicklich auf ihren Posten, hinter dem Schiffe, zurückzukehren.

Darauf liefen die Helden China's hin und her in ihrem Boote, schrien unter den jämmerlichsten Grimassen, waren jedoch nicht zu bewegen, ihren alten Platz wieder einzunehmen. Als Befehle und Drohungen von dem Kommandanten der Fregatte vergebens versucht waren, sandte dieser einen javanischen Korporal mit sechs Mann, mit Bajonetten versehen, in das Boot, um Gehorsam zu erzwingen. Das entsetzliche Geschrei vermehrte sich und die Javanen machten keine Miene, um die Chinesen zum Gehorsam zu bringen. Vielleicht hatte ein sympathetisches Gefühl ihr zartes Herz ergriffen. Ein holländischer Matrose, dem das Geschrei schon lange widerwärtig gewesen war, ergreift da ein Stück Tau, springt hinab in das Boot und schwingt, ohne einen Ton von sich zu geben, so kräftig und mächtig seine gefürchtete Waffe, dass die Chinesen nun noch wilder unter einander taumeln und fortwährend Ampon, ampon, tuan*) schreien. Nachdem dem Matrosen endlich der Athem der heftigen Bewegung wegen zu vergehen droht, hört er auf, das Schiffslehrbuch zu schwingen und kehrt auf die Fregatte zurück, während die Helden des „himmlischen Reiches" zitternd ihren alten Platz wieder einnahmen. Dennoch sollen die Chinesen, wie alle Feiglinge, blutdürstig und rachsüchtig sein. Die Idee, dem bösen Gotte zu schmeicheln, um den guten zu vernachlässigen, weil dieser den Menschen nimmer schadet, scheint mir durchaus die eigensüchtige, unedle Gemüthsart der Chinesen zu karakterisiren. Dass sie das gute Wesen, Tepikong, so dick und fett darstellen, erscheint wenig auffallend, wenn man bedenkt, dass es bei ihnen für das

*) Gnade, Gnade, Herr.

Zeichen eines Mannes von Stande gilt, einen sehr dicken Bauch zu haben. Ein Zeichen der Armuth und Dürftigkeit ist es ihnen, schlank und mager zu sein. Folgende Anekdote, welche Lord Markarney von seiner Gesandtschaftsreise nach China mittheilt, dient als Beleg hierzu. Einer der Gesandtschaftssekretäre des Lord, ein schlanker und hagerer Mann, sass vor der Wohnung des Gesandten unter der Gallerie und schrieb. Ein fetter Chinese, welcher vorüber kam, betrachtete den Schreibenden mit tiefem Mitleiden, näherte sich dann diesem endlich und drückte ihm ein Goldstück in die Hand, mit der Bitte: der Herr Sekretär möge sich etwas dafür zu Gute thun, denn nimmer sei ihm noch ein so ausgehungerter, unglücklicher Mensch vorgekommen.

Dicht vor dem Hafen, dessen Eingang sehr flach und durch eine Sumpfbank für grosse Schiffe unpraktikabel geworden ist, lag ein kleines eisernes Dampfschiff. Auch dieses besuchte ich. Es war mit Kanonen versehen und erbaut worden, um die Seeräuber, welche noch nicht ganz vertilgt sind, bis in die kleinsten Buchten verfolgen zu können. Das Verdeck war am Vorder- und Hintertheil höher als in der Mitte. Ein paar Kanonen, die an beiden Stellen aufgestellt waren, bestrichen dasselbe. Durch eine Vorrichtung war es möglich gemacht worden, diese Geschütze von dem Zwischendecke aus loszubrennen, um die Räuber auch noch nach Ersteigung des Verdeckes vernichten zu können. Ich stieg in das niedrige Zwischendeck hinab. Eine glühende Hitze strömte mir entgegen; ich konnte mich nicht darin aufhalten. Die Mannschaft kampirte auf dem Verdeck, doch war auch hier, trotz des Zeltes, die Hitze wahrhaft fürchterlich. Dieses Schiff

ging vier Fuss tief (ins Meer) und konnte des beschränkten Raumes wegen nur für 12 Tage Wasser mitnehmen. Der Arzt auf demselben, ein Pole Namens Marofsky, welcher sehr gut deutsch sprach, versicherte mir, dass auf der kleinsten Fahrt das Schiff, des geringen Tiefgangs wegen, so entsetzlich schlingerte, dass die ganze Mannschaft sehr schnell seekrank würde. Wie unzweckmässig wahrscheinlich auch diese Schiffe sein mögen (es giebt deren zwei auf Java), so ist es doch gewiss, dass es keine Seeräuber mehr in dem indischen Archipel geben würde, wenn die Engländer eben so eifrig zu deren Vertilgung als die Holländer gewirkt hätten. Der Major der ostindischen Colonialmarine Hollands, Schüler (oder Schuyler), hat sich besonders verdient gemacht, indem er gegen die Räuber kreuzte und viele Schiffe derselben in den Grund bohrte oder verbrannte. Doch sind die Seestrassen noch immer nicht ganz sicher. Während ich auf Java war, wurde z. B. in der Strasse von Bali ein holländischer Schooner von Räubern genommen. Ein Chinese, welcher sich zufällig an Bord befand, entkam und brachte diese Nachricht dem Gouvernement. Gleich nach meiner Rückreise las ich auch diese Nachricht in den holländischen Zeitungen. Der Name des Schiffes ist mir jedoch entfallen, da ich ihn nicht notirt habe. Dieser Seeraub wird von den malaischen Völkern der kleinen Inseln betrieben, deren Zahl in diesem Archipel sehr bedeutend ist. Er gilt für ein adliges Gewerbe, welches die Fürsten und Häuptlinge treiben, um sich Vermögen zu verschaffen. Gewöhnlich verfahren sie mit einer schrecklichen Grausamkeit gegen die Besiegten und ermorden sie alle oder verkaufen sie als Sklaven. So hörte ich von einem Herrn

auf Surabaya, dessen Namen ich vergessen habe, dass er lange Zeit in Sklaverei bei einem Häuptling auf Sumatra gelebt hatte. Er war Kadet gewesen, hatte als Anführer eines Kanonenbootes einen Zug gegen die Räuber mitgemacht und war gefangen worden. Nach langer Sklaverei kaufte ihn ein Chinese und nahm ihn mit nach Java, wo er vom Gouvernement wieder ausgelöst wurde. Gewöhnlich sind diese Räuberschiffe nicht gross und enthalten ein oder zwei Kanonen von leichtem Kaliber, welche nach allen Seiten gedreht werden können (Drehhälse, Drehbasse, Lilla's). Ein grosses, schnell segelndes und bewaffnetes Schiff hat wenig zu besorgen. Ist aber die Bewaffnung schlecht und tritt Stille ein, so umgeben die Räuberschiffe in Menge ihren Feind, welcher natürlich mit dem Ruder nichts machen kann, da das Schiff keine Fahrt hat, und schiessen ihn in den Grund, wenn er sich nicht ergiebt. Auf der Insel Meduwa sah ich das einfache Denkmal des Kauffarthei-Kapitäns Pfefferkorn, der auf eine heldenmüthige Weise gegen die Seeräuber geblieben war. Er führte ein Schiff, welches dem holländischen Residenten auf Madura, Bronkhorst, gehörte und wurde an der Mündung des Sunsang (der bei Palembang ins Meer strömt) von vierzig Räuberschiffen umgeben. Nachdem er sich nicht mehr halten konnte, ergab er sich scheinbar, lockte so viele Seeräuber, als nur auf seinem Schiffe bleiben konnten, auf dasselbe und sprengte sich dann mit Allen durch Anzündung des Pulvervorraths in die Luft. Nur zwei Menschen entkamen dem Tode und brachten dem Schiffseigenthümer die Nachricht. Oft aber auch haben diese Seeräuber grössere, ordentlich bewaffnete Schiffe und kämpfen mit einer Tapferkeit, welche einer besseren Sache

werth ist. Wie man mir auf Java erzählte, so kaufen sie Waffen und Munition von den Engländern. — Doch ich setzte meinen Weg fort.

---

*Hafen von Surabaya. — Scenerie in demselben. — Javanischer Kampang. — Moralischer Karakter mancher Colonisten. — Weine. — Schlafgemach. — Die Creolin. — Surabaya. — Seine Wichtigkeit. — Constructie-Winkel. Eigenthümliche Eigenschaft der Atmosphäre. Münze. — Kupfergeld. — Weg nach dem Hospital. — Chinesischer Kamp bei Nacht. Verschiedenartigkeit der Sonnen. — Töne des Gong-gong. — Beschreibung des javanichen Orchesters. — Schauspiele der Javanen. Wayang. — Topeng.*

Indessen waren wir bis in den eigentlichen Hafen von Surabaya gekommen, der durch die Mündung des Kalema's in den indischen Ocean gebildet wird. Ein paar Molen von Pfählen und Steinen fassen die Mündung ein und erstrecken sich beinahe eine Stunde weit ins Meer. Die Stromkraft wird hierdurch aufrecht erhalten und dem möglichen Verflachen und Versanden vorgebeugt. Dieser Hafen war fast zu lebendig, so dass man befürchten musste, in den Grund gesegelt oder umgeworfen zu werden. Die verschiedensten Fahrzeuge streifen pfeilschnell an einander her und Ausrufungen, Flüche, Signalworte tönen in allen Sprachen wild durcheinander. Marineoffiziere, nachlässig zurückgelehnt, mit schwarzen Matrosen in weisser leinener Kleidung, javanische Mädchen in den Tambangan liegend, ernste Schiffskapitäne mit ihren weissen Jäckchen und weissen Beinkleidern, Liplapp-Damen (Creolinnen), welche von Gold und Juvelen blitzten, mit schönen dunklen Augen, Chinesen mit dem langen Zopf und dem grossen Sonnen-

schirm in der Hand, Matrosen mit rothen, wollenen Hemden und grossen Strohhüten, Araber mit Turbanen und eleganter mit Schnuren besetzter Kleidung, schossen wie Zauberbilder an mir vorüber, dazwischen Schiffe, welche mit Kaffee, Zucker, Reiss, Rohr, Früchten und andern Dingen beladen waren. Fahrzeuge von allen Grössen lagen an den Seiten, um ausgebessert zu werden und die Schläge der Axt und des Hammers von den vielen schwarzen Handwerkern hallten nach durch das oben beschriebene Getöse, so dass man wirklich sein eigenes Wort nicht hören konnte. Etwas weiter hinauf wurde es stiller. In dem Strome schwammen viele Javanen von jedem Geschlechte und jedem Alter umher. Rechts lagen freundliche, europäische Wohnungen mit schönen Bäumen davor, links breitete sich ein dichtgebauter schmutziger Kampong aus, welcher fast nur von öffentlichen Mädchen und deren Angehörigen bewohnt wurde. Auf den Wunsch meines Chinesen, welcher sich von hieraus zu Fusse in seine Wohnung begeben wollte, legte ich hier an, und durchwanderte flüchtig diesen ekelhaften Platz voll von Unrath, Schmutz und gemein thierischer Wollust. Halbentkleidete betrunkene Matrosen trieben sich zwischen den engen Baracken umher und boten mir ihre Dienste als Wegweiser an. Die Javaninnen sind ohnehin hässlich und ungraziös, wenigstens hört ein längerer Aufenthalt auf dieser Insel dazu, um sie schön finden zu können, aber deutlich lag auf den jungen Gesichtern der Ausdruck der tiefsten Entwürdigung und entstellte die ohnehin unschönen Züge auf eine ekelerregende Weise. Es waren Mädchen darunter, welche kaum elf Jahre zählten und es in der Frechheit bereits zu einer Virtuosität gebracht hatten, die mich mit innigem Bedauern erfüllte.

Es ruht ein Fluch auf der Civilisation, die der Europäer jenen halbwilden Völkern bringt und gebracht hat. Die Bildungsfähigkeit derselben scheint sich nur auf unsere Laster und Sünden zu erstrecken. Selbst die zahlreichen Christengemeinden unter den Eingebornen dieser Zone geben ein abschreckendes Beispiel davon. Macht vielleicht das glühende Klima eine Entsagung unmöglich, wie sie die erhabene Lehre Jesu fordert? Vielleicht! Aber ein grosser Theil der Schuld fällt auf das Beispiel, welches die soi-disants Anhänger jener Religion geben. Vielfach habe ich in grossen volkreichen Städten die Gemeinheit ohne Schleier kokettiren sehen: doch bleibt selbst der Auswurf des europäischen Auswurfes weit hinter jener Verworfenheit zurück, der man hier begegnet. So grenzenlos viehisch ist die Wollust nicht in Europa, als in den Kolonien. Während gewiss die grössere Schlaffheit und die geringere Reizfähigkeit der Constitution diess mit veranlasst, so darf man doch nicht ausser Acht lassen, dass im Innern von Java, wo die Zahl der Europäer sehr gering ist, Ehrbarkeit und Treue herrscht. Noch nie hat unsere Civilisation den tropischen Völkern gute Früchte getragen. Laster und Knechtschaft waren noch immer in ihrem Gefolge. Java wird von den Holländern mit einer Milde und einer Umsicht administrirt, die der höchsten Anerkennung werth ist, aber alle Bestrebungen dieser Regierung können den Fluch nicht vertilgen, der den weissen Fremdlingen in diese entfernten Gegenden folgt. Mehre von den Mädchen mit eingefallenen Nasen begegneten mir — doch genug hiervon. Wenn jedoch ein holländischer Schriftsteller von anerkanntem Werthe in einem politischen Schriftchen über Java behauptet, es sei unverkennbar der

Wille der Vorsehung, den fremden wilden Völkern Beherrscher zu geben, welche erst durch unrechtliche, dann aber durch rechtliche Mittel die Hand böten, um diese Völker zu wahrhaften Menschen zu bilden, wenn eben dieser Schriftsteller fortfährt: man habe sehr verschieden über die Niederlassung der Holländer auf Java geurtheilt, habe aber nicht bedacht, dass es auch mit dem Plane Gottes übereingestimmt habe, das menschliche Geschlecht im Anfange durch Blutschande fortzupflanzen, und dennoch sei durch Böses nur Gutes erreicht; so müssen wir bedauernd bemerken, dass jener Schriftsteller als Philosoph und Politiker den Ruhm nimmer behaupten wird, welchen er sich als Sprachforscher erwarb. Doch man verzeihe mir die kurze Abschweifung.

Ich kehrte in mein Kanot zurück und fuhr den Strom weiter hinauf bis in die Nähe des Gasthauses, welches zum Gebrauch der anwesenden Europäer errichtet ist. Hier kehrte ich ein und freuete mich der üppigen Eleganz, mit welcher das ganze Gebäude ausgestattet war. Ein wegen grober Vergehen mit einem Brandmarke Gezeichneter, welcher früher Galeerensklave war, ist der reiche Besitzer der Wirthschaft. Man begegnet auf Java dem Auswurfe aller Länder, und besonders unter denen, welche schon sehr lange hier sind (Altgäste), findet man viele, die wegen Vergehen die Heimath verlassen mussten. Häufig befand ich mich in Gesellschaft von Europäern, welche, wie es hier Sitte ist, sehr stark tranken. Die Offenheit der Trunkenen enthüllte sodann Biographien, welche der nüchterne Mund niemals verrathen hätte. Häufig jedoch verrathen auch Landsleute die frühere Lebensgeschichte. Mir wurde oft unheimlich in der Gesell-

schaft, jedoch später wird man nur um so verschlossener und duldet, was man nicht ändern kann. Das Klima selbst nimmt uns die Kraft, heftig zu widerstreben, und wir gewöhnen uns schon deshalb an die früher Unwürdigen, weil es ja doch — Europäer sind. Vielleicht sind sie auch moralisch besser geworden, obgleich diess selten und gering sein mag. Legal wenigstens sind sie; was freilich am Ende wenig bedeutet. Einst war ich zu einem Diner eingeladen, welches wie gewöhnlich mit einem Trinkgelage endete. Mein Nachbar war ein Deutscher aus den Rheinprovinzen, und seit 12 Jahren auf Java einheimisch. Er wurde durchaus trunken und sprach von seiner geliebten Heimath, die er wohl nie wieder sehen würde. Er besass Rang und Vermögen und auf meine Frage: was ihn vermocht habe, nach Java zu gehen? antwortete er mir: dass er einen Diebstahl begangen habe. Mir war, als wenn ich von einer Natter gestochen wäre. Unter allen Verbrechen ist Diebstahl eins der gemeinsten und ekelhaftesten. Der zudringliche Mensch war mir gleich Anfangs fatal gewesen. Er hatte Augen, wie ich sie nie bei einem ehrlichen Manne gesehen habe. Ich sprang auf und bat den Gastgeber, mir einen anderen Platz anzuweisen; lächelnd that er diess, versicherte mir aber, ähnliche Geschichten könne ich von Manchen hören, aber sie seien Europäer, überdiess fröhlich und ihr Betragen auf Java sei tadellos. Natürlich wird man durch eine solche Umgebung misstrauisch und verfällt in einen Egoismus, welchen die glühende Hitze nur zu sehr begünstigt. Aus allen Ländern Deutschlands traf ich Landsleute, wenige waren zufrieden mit ihren Verhältnissen, aber bei dem grössten Theile der Europäer fand ich jene Eigensucht und Gleich-

gültigkeit, welche dem Ankömmling so widerwärtig ist und ihn mit bitterem Misstrauen erfüllt. Im Anfange glaubte ich, dass die Deutschen, die ich kennen lernte, eine Ausnahme hiervon machten, aber ich täuschte mich. Sie hatte nur noch die lebhafte und chevalereske Art zu sprechen beibehalten. Herr Dr. V. in Batavia sagte mir, dass mir meine Landsleute den Rock vom Leibe ziehen würden, wenn ich fortfahre, mich so gegen dieselben zu benehmen, als ich es gegen ihn und einige andere gethan hatte. Doch später komme ich auf diesen Gegenstand zurück, welcher einen kleinen Beitrag zu dem anthropologischen Kapitel von der Einwirkung des heissen Klimas auf die Europäer liefern kann.

Es war beinahe Mittag und die schwüle Hitze erdrückte mich fast; ich verschob deshalb eine Besichtigung Surabaya's auf den Nachmittag. Die table d'hôte war vorzüglich besetzt. Alles was Europa und der Archipel an wohlschmeckenden Speisen liefert, war reichlich vorhanden. Die Gesellschaft bestand fast nur aus den Kapitänen der verschiedenen Schiffe, welche auf der Rhede lagen. Sie hatten ihre europäische Redlichkeit mit nach Java gebracht, deshalb durfte denn auch der Herr Wirth, des Ansehens ohngeachtet, welches ihm sein grosses Vermögen verschaffte, nicht mit in der Tischgesellschaft erscheinen. Seine frühere Lebensgeschichte war bekannt genug. Jeder Gast hatte hinter seinem Stuhle einen Javanen zur Bedienung stehen, der schnell wie der Blitz den Teller wegriss, sobald man nur einen Augenblick bei der Bearbeitung der Gegenstände auf demselben pausirte; eine fatale Mode, welche bei den Essenden ein Gefühl der Unsicherheit des Besitzes hervorbringt und in eine gemüthliche

Unterhaltung sehr störend eingreift. Der deutsche Wein, den ich trank, war vortrefflich und mir in zwiefacher Bedeutung sehr theuer. Es liegt eine grosse Eingangssteuer auf den Rheinweinen, man trinkt deshalb gewöhnlich Franzweine und besonders rothe, welche auch in diätetischer Hinsicht für vortheilhaft gehalten werden. Doch kann man alle möglichen Sorten auf Java erhalten, die in Kisten angebracht werden. Manche Weine machen bekanntlich die Reise von Java mit, um hierdurch feuriger und besser zu werden. So trank ich schon in Holland Portwein, welcher die Linie passirt hatte. Der Medoc ist besonders billig; man erhält ihn auf Surabaya kistenweise, die Flasche zu einem Gulden. In meinem Wirthshause kostet er jedoch das Dreifache. Auf Java selbst wächst kein Wein. Man hat viele Versuche gemacht, um Trauben zu ziehen, aber vergebens. Sie wurden nothreif, ohne den Zuckersaft in sich zu entwickeln. Fast alle Gewächse der gemässigten Zone haben ein ähnliches Schicksal. Sie degeneriren schnell und erreichen nimmer die Schmackhaftigkeit, welche sie bei uns haben. Oder sie blühen einmal und gehen dann durch Erschöpfung zu Grunde.

Nach Tische hielt ich meine Sieste, die sich kein Europäer auf Java nehmen lässt; denn das Klima ermattet sehr. Auch kann man sich in dieser Zeit um so weniger beschäftigen, da die Hitze gegen zwei Uhr Nachmittags am glühendsten ist. Vortrefflich sind die Schlafkammern in den europäischen Wohnungen eingerichtet. Sie liegen nach der stillsten und kühlsten Seite des Hauses hin, sind sehr gross und hoch und fast immer im Erdgeschoss. Statt der Fenster sind Jalousien davor, um dem Lichte den Zugang verschliessen zu können. Jene sind überhaupt

ein überflüssiges Möbel auf Java, weil die ganze Bauart nur Kühlung und einen freien Zugang der Luft zum Hauptzweck hat. Der Boden der Kammern ist mit Steinen gedeckt, über welche Matten von geflochtenem Rohre ausgebreitet sind. Das Bett selbst besteht aus Matratzen von roher Baumwolle (Kapas); welche hart genug ist, um nicht durch Anschmiegen an den Körper die Hitze zu vermehren. Ein rollenförmiges Kissen von demselben Stoffe wird zwischen die Knie geschoben, damit die Berührung der Extremitäten nicht die Wärme vermehre. Durch einen durchsichtigen weissen Umfang ist das ganze Lager dicht verschlossen, um die lästigen Moskiten hierdurch abzuhalten. Nachdem ich den Javanen, welcher mir zur Bedienung zugewiesen war, befohlen hatte, mir nach drei Uhr einen Wagen zu besorgen, entliess ich ihn, um der Ruhe zu pflegen. Die bunten Bilder des Tages gingen nochmals an meinem Geiste vorüber. Wieder war ich auf dem Kalimaas. Die Epauletten, Turbane, chinesische Zöpfe und zärtlichen Augen verschlangen sich zu abenteuerlichen Arabesken; der Javanischen Ruderer schwarzes, langes Haar flatterte wild dazwischen. Den Morgen war mir auf dem Kalimaas in einem Tambangan eine junge Kreolin begegnet. Der Zufall hatte es gewollt, dass ich mehre Minuten dicht neben ihr herfuhr. Ihr zarter sylphidenartiger Bau fiel mir auf und ihre runden, dunklen Augen hatten einen eigenthümlichen, wirr-zärtlichen Ausdruck, welcher durch lange seidene Wimpern gehoben wurde. Sie schien eine Dame von Stande zu sein, wenigstens liess ihre reiche europäische Kleidung und zwei Sklavinnen, welche sie begleiteten, das vermuthen. Lieblich und freundlich war ihr Gesichtsausdruck. Ich redete

sie in holländischer, französischer und dann malaischer Sprache an, erhielt jedoch nur einen zauberisch lieblichen Blick zur Antwort von jenem Auge, das stärker glänzte, als die vielen Juwelen im Ohrgehänge und Halsschmuck, von jenem Auge, welches durch alle Arabesken, zu welchen mein halbwacher Zustand die vielen Bilder des Tages verwirrte, hindurchblickte. Ich schüttelte mich und wählte einen andern Platz auf meinem Lager, um meine Gedankenreihe zu unterbrechen. Laut lachte ich über die Thorheit meiner Phantasien und konnte doch jenes Bild nicht abschütteln. Wer war jene stumme Unbekannte? werde ich sie wiedersehen? ich verspottete diese kindische Neugier, mein Verstand bewies schlagend, dass mir diess gleichgültig sein müsste, und doch hörten jene Augen nicht auf, mich zu verfolgen. Ich unterhielt mich halbschlafend mit der Kreolin, bis ich plötzlich erwachte. Ein heller Lichtglanz, welcher durch die Thüre hereinströmte, blendete mich. Ich starrte auf; der Javanese stand vor mir: Tuan, kazetta jukah hatja (Herr, der Wagen ist bereit), tönte es von seinen Lippen. Rasch sprang ich auf und kleidete mich an, um Surabaya zu besehen und einigen Europäern, welchen ich empfohlen war, Visiten zu machen.

Die Stadt Surabaya nimmt ohne Zweifel als europäisches Etablissement auf Java den ersten Rang ein. Sie ist schöner und lebendiger als Batavia, welches nichts mehr als ein Sammelplatz von Packhäusern, Kaufmannsläden, Magazinen und Märkten ist. Die alten verfallenen Häuser desselben schienen den Wanderer erdrücken zu wollen. Surabaya ist aber nicht allein eine blühende Handelsstadt, sondern die Industrie hat vieles hier vereinigt, was

sonst nur grosse europäische Städte darbieten. Obgleich über 500 englische Meilen von Batavia entfernt, blühete es schnell zu einer bedeutenden Handelsstadt auf. Die grössere Gesundheit des Klima's, die Sicherheit gegen den feindlichen Anfall einer fremden europäischen Macht und ein herrlicher schiffbarer Strom der Kalimaas, dessen Kraft nicht durch Kanäle, wie zu Batavia, gebrochen ist, hat sicherlich zum grössten Theil seine Blüthe mit veranlasst. Wenn man Batavia als die östliche Hauptstadt betrachtet, so kann man Surabaya als die westliche ansehen. Der General-Gouverneur Daendels schenkte der Stadt seine besondere Aufmerksamkeit und sein Nachfolger van der Capellen trat in seine Fusstapfen. Das Arsenal, der „Constructie-Winkel", die Münze, vortreffliche Schiffszimmerwerften, ein Hospital nebst manchen andern öffentlichen Einrichtungen beurkunden diess.

Die vielen weitläufigen Gebäude des „Constructie-Winkels" umfassen die Werkstätten der Schiffszimmerleute, der Kloben- und Pumpenmacher, der Küper, Blechschläger, Klempner, Schmiede, Maler, Gewehrmacher, Holzsäger, Sattler, nebst einer Ankerschmiede und Kugelgiesserei. Ueber 600 Arbeiter sind darin beschäftigt. Für jedes Handwerk sind offne Werkstätten errichtet, welche mit Schienen bedeckt sind. Die Arbeiter sind meistens Javanen und Maduresen, welche unter Meistern stehen, die den malaischen Titel Lurah führen. Nur unter den Schmiedemeistern sah ich einige Europäer und darunter auch Deutsche. Ein Deutscher, Namens Waller, welcher als Zimmermeister nach Java kam, führte die Oberaufsicht über die Ankerschmiede und einen grossen Theil der Anstalt. Ein Beamter, mit dem Titel Director, hat die Ober-

aufsicht; unter ihm steht ein Kapitän-Constructor, ein Zeichner und ein Buchhalter, welcher letztere die Aufsicht über das Magazin hat. Es werden hier schöne Arbeiten verfertigt, von denen ein grosser Theil den europäischen wenig nachsteht. Die Anstalt dient zugleich zur Schule für viele Handwerker, deren Ausübung auf Java immer nothwendiger wird. Sie kostet freilich dem Gouvernement jährlich zwei Millionen Gulden, ist aber nicht allein eine Zierde der holländischen Besitzungen, sondern auch nothwendig für das Bestehen derselben. Vielfach ist in Holland und Indien über die Aufrechthaltung dieses kostbaren Instituts gestritten worden. Wenn man jedoch bedenkt, dass Alles hier verfertigt werden kann, was Armee, Marine und Festungswerke erforderlich machen, und dass den Kolonien Hollands hierdurch die Mittel in die Hand gegeben werden, sich gegen einen Feind zu halten, selbst wenn das Mutterland an einer Unterstützung verhindert würde, so wird man gewiss mit mir die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Anstalt behaupten. Bei den Erkundigungen, die ich über die Güte der gelieferten Arbeiten einzog, hörte ich nur die des Eisenwerkes bezweifeln, welches dem europäischen bedeutend an Dauerhaftigkeit nachstehen soll. Schiffskapitäne tadelten vorzüglich die Anker als sehr zerbrechlich. Als Grund davon gab man mir an, das Feuer habe in der tropischen Atmosphäre weniger Kraft als in dem gemässigten und kalten Klima. Ob dieses wahr ist, weiss ich nicht; manche Erscheinungen deuten aber allerdings darauf hin, dass die Luft hier weniger Gehalt an Sauerstoff besitzt, als in unserer Atmosphäre. Der Blitz schlägt hier z. B. sehr häufig ein, zündet aber nie, wenn er auch die trockensten Bäume, oder andere, eben so

leicht brennbare Gegenstände trifft. Häufig sah ich in den Feueressen die Flammen das nächstliegende Gebäude lecken, welches doch nur aus trockenem Bambusholze erbaut war, aber es gerieth nicht in Brand. In den javanischen Kampongs, deren dicht gedrängte Wohnungen alle aus diesem leichten, trockenen Holze gebaut sind, findet eine Unvorsichtigkeit bei dem Gebrauche des Feuers statt, welche mich in die höchste Verwunderung setzte. Dicht vor der Hausthüre, unter dem Vordache, wird das Kochen der Speisen mit unbegreiflicher Sorglosigkeit gegen Feuersgefahr vorgenommen. Ich äusserte mich oft darüber gegen Europäer, erhielt aber stets zur Antwort, dass das Feuer hier nicht so leicht als in Europa zünde und Feuersbrünste verhältnissmässig höchst selten seien. Die Lichter brennen hier mit weniger Glanz und Intensität, wie ich selbst sehr bald bemerkte. Aehnliche Erscheinungen, welche allerdings auf eine geringere Quantität Sauerstoff in der Atmosphäre schliessen lassen, kommen auch im organischen Leben vor. Der Europäer, in aller Kraft und Blüthe hier ankommend, verliert schnell die Blüthe seiner Wangen, wenn auch keine Krankheit eintritt. Die arterielle Konstitution geht in die venöse, das cholerische und sanguinische Temperament gehen in das pflegmatische und melancholische über. Der ganze Gang des Lebens wird tropider. Die Krankheiten nehmen schnell diesen trägen Karakter an; in ihnen findet man fast nie eine heftige Reaktion, und wenn diese ja im Anfange, z. B. bei eben angekommenen Europäern, vorhanden ist, so ist ihre Dauer doch nur sehr kurz. Der synochale Karakter springt schnell in den tropiden über. Die ausgebreitetsten Wunden schmerzen wenig oder gar nicht, wenn sie der Luft

ausgesetzt werden, ihre Ränder sind schlaff, und ihre ganze äussere Gestalt zeigt jenen Mangel energischer Reaktion, welcher den Verlauf der innern Krankheiten so eigenthümlich gestaltet. Noch manche andere Erscheinung könnte ich hier anführen, fürchte jedoch, zu medizinisch zu werden. Obgleich allerdings obige Behauptung nur dadurch constatirt werden kann, dass man die Luft einer chemischen Analyse unterwirft, so sind diese Erscheinungen doch zu interessant, als dass ich sie hier hätte ganz übergehen dürfen, selbst wenn man sie auch auf andere Weise erklären will.

Von dem Constructie-Winkel fuhr ich zur Münze, in welcher jedoch nur Kupfergeld geschlagen wird. Sie besteht aus leichten schoppenähnlichen Gebäuden, die mit atap (Palmblättern) bedeckt sind. In diesen wird das Kupfer geschmolzen, in Platten geformt, gewalzt, dann in kleine runde Plättchen geschlagen und endlich gestempelt und zu Deuten (duiten) gemacht. In dem ersten Schoppen werden die Schmelztiegel und Formen zu den Platten verfertigt. Junge Inländer verrichten diese Arbeit. Sie benutzen hierzu eine besonders geeignete, thonähnliche Masse aus dem Solostrome. Diese wird mit gebranntem Reisstroh gemengt und mit Wasser verdünnt. Zwei Leute sind immer zusammen beschäftigt, von denen der eine die Masse durch Stampfen mit den Füssen verarbeitet, während der andere der so behandelten die Form giebt. Doch tauschen diese Beiden alle acht Tage ihre Beschäftigung. Derjenige, welcher stampfte, hat nach Verlauf dieser Zeit die Fusssohlen durchgetreten und fängt nun an zu formen. Sein Mitarbeiter übernimmt das Stampfen. Innerhalb dieser Zeit heilen die Füsse wieder, ohne dass für die Ge-

sundheit, wie die Leute behaupten, bleibende Nachtheile entständen. Schmerzlich bedauerte ich die armen Jungen, die zu so schwerer Dienstleistung verwendet wurden. Durch einen nicht kostspieligen, einfachen Mechanismus könnte man leicht das Stampfen mit den Füssen ersetzen. Aber die Herren auf Java thun diess nicht. Arbeitende Hände sind zu billig und leicht zu haben, leichter als alle Mechanismen. Die fertigen Formen werden an der Sonne getrocknet. Die zweite Abtheilung wird die Schmelzerei genannt und umfasst mehre aus Backsteinen gemauerte Schmelzöfen und Feueressen. Man gebraucht Steinkohlen als Brennmaterial und durch Blasebälge, welche hinter den Oefen stehen, wird das Feuer gehörig angeschürt. Hier wurden auch die Formen polirt und bestrichen, in denen das geschmolzene Kupfer in Platten gegossen wird. Einen der obenbeschriebenen Tiegel kann man selten zweimal, niemals aber öfter anwenden. — Das Kupfer wird, nachdem es aus der Form genommen ist, zuerst zwischen zwei Cylindern gewalzt, die durch ein hydraulisches Werk in Bewegung gesetzt werden. Da aber die Tafeln hierdurch noch nicht die nöthige Dünnheit erhalten, so lässt man sie von Neuem durch einen Cylinder bearbeiten, welcher auf dem Boden des Hauses seinen Platz hat, und durch eine Mühle bewegt wird. Menschenhände treiben diese, und ersetzen auch hier den fehlenden Mechanismus. Jene armen Stampfjungen fielen mir wieder ein. Es ist unvortheilhaft und inhuman, dergleichen schwere Arbeiten durch Menschen verrichten zu lassen. Man bemerkt zugleich, dass trotz dem Constructie-Winkel die Mechanik auf Java noch in Vielem der Vervollkommnung bedarf. Ich sprach mit den Arbeitern über die Schwierigkeit ihrer

Beschäftigung, doch schienen sie, wie die Tretjungen, wohlgemuth und zufrieden zu sein. Ich mag Unrecht haben, dass ich sie beklage. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Doch ist es ärgerlich, wenn ein Mensch nur als Büffel gebraucht wird und sich so brauchen lässt. Gezwungen werden die Javanen nicht zu diesen Diensten, im Gegentheile, es bieten sich mehr dazu an, als man nur irgend verwenden kann.

Mit grosser Behendigkeit und Leichtigkeit geschieht das Schlagen und Prägen der Deute (duite). Die Stempel waren zum Theil aus Niederland herübergeschickt; zum Theil jedoch in dem Constructie-Winkel verfertigt worden. Bei der Stempelschraube werden nur Maduresen zu den nöthigen Dienstleistungen benutzt. Javanen lassen sich nie dazu gebrauchen, weil diese Arbeiter täglich, bevor sie nach Hause gehen dürfen, durchaus entkleidet werden, um jeden möglichen Diebstahl zu verhüten. Diese Münze kann jeden Monat 40,000 holländische Pfund zu Deuten schlagen, welches über einen Werth von 100,000 Gulden ausmacht. Diese nicht unbedeutende Summe würde man leicht noch um ein bedeutendes vermehren können, wenn man die Walzen durch zweckmässige Mechanismen in Bewegung setzte. Das Kupfergeld spielt in den holländischen Kolonien eine zu wichtige Rolle und hat zu viele Klagen veranlasst, als dass ich es ganz mit Stillschweigen übergehen dürfte. Es werden nämlich von allen Gehalten auf Java zwei Drittheile in Kupfergeld ausbezahlt, oft aber noch mehr; der Rest in Silber oder Gold und Papiergeld. Natürlich ist es den Empfängern keinesweges angenehm, ihre Gagen in einer so schwer zu transportirenden und unangenehm zu zählenden Münzsorte zu erhalten. Zu-

gleich, was noch empfindlicher ist, gehen an dem Nominalwerthe des Gehaltes 20 Procente verloren, indem das Gouvernement den Gulden zu hundert Deuten rechnet, während nach gewöhnlichem Cours 120 Deute auf einen Silbergulden gehen. Wenn man also auf Java Etwas kaufen oder verkaufen will, so muss man sich über die Münzsorte wohl verständigen, worin gezahlt werden soll. Gewöhnlich empfängt man dieses Kupfergeld in Säckchen, welche von Bast verfertigt sind, und deren jedes 20 fl. enthält. Nicht nur die Masse des auf Java selbst geprägten Kupfergeldes wird daselbst konsumirt, sondern grosse Quantitäten liefert noch Holland für die Kolonien, wo sie jährlich in Fässern ankommen. Diese ungeheure Konsumtion der Scheidemünze ist nur dadurch erklärlich, dass ein grosser Theil derselben von den Javanen eingeschmolzen wird, um ihnen zur Verfertigung ihrer Kochgeschirre, Instrumente u. dgl. zu dienen. Diejenigen, welche aber behaupten, der letzte Krieg auf Java sei durch die ungeheure Ueberschwemmung mit Kupfergeld im Jahre 1826 veranlasst worden, irren sich sehr, denn dieser Krieg brach bereits im Jahre 1825 aus.

Wieder hatte ich meinen Wagen bestiegen und fuhr im schnellen Trabe vorwärts, um zu dem Hospitale, welches drei englische Meilen von der Stadt entfernt liegt, zu gelangen. Die Strassen waren sehr belebt. Rasch flogen die Wagen nach allen Seiten hin. Ich glaube, dass man in der ganzen Welt nicht so schnell fährt als auf Java. Nachlässig lag ich auf dem bequemen luftigen Sitze und gab mich der träumerischen Stimmung hin, welche die Abwechselung der üppigen, duftenden Vegetation mit den freundlichen Gebäuden der Europäer hervorruft. Im

schnellen Galopp rasselte ein Viergespann, welches mich eingeholt hatte, vorüber. Während ich die abentheuerliche Livree der beiden Budjangers, die hinten auf standen und mit grossen chinesischen Schirmen das im Wagen sitzende Paar gegen die stechenden Strahlen der Sonne deckten, betrachte, sieht sich die Dame im Wagen um, und ich erkenne jene Augen von Kalimaas. Hlei kusier tjepat tjepat *) rufe ich meinem schwarzen Kutscher zu. Meine kleinen Braunen fliegen im schnellsten Galopp dahin. Der in einer Beugung des Weges fast meinen Blicken entschwindende Vierspänner nähert sich mir wieder, da ist er dicht vor mir, — da plötzlich stehen meine Pferde still. Der Vierspänner verschwindet in einer Krümmung des Weges und der weisse Schleier der Kreolin winkt mir den Abschiedsgruss zu, indem er zwischen den Pisangbäumen des Seitenweges noch einmal hindurchblickt. Was wollte ich denn eigentlich, frage ich mich lachend, während der Budjanger **) von meinem Wagen vergebens die Pferde vorwärts zu bugsiren sucht, welche allen Schlägen des Kutschers nur Hufschläge entgegensetzen, aber nicht von der Stelle gehen. Die Pferde auf Java haben, so klein sie auch sind, einen sehr festen Karakter und gehen, trotz der Peitsche, nicht vom Platze, wenn sie nicht wollen. Oft schon hatte ich meinen Aerger deshalb gehabt, denn häufig schon hatte ich erfahren, dass sie keinesweges immer mit dem im Wagen Sitzenden sympathisiren. Ich sagte dem Kutscher, er solle die Thiere nur ein wenig verschnaufen lassen, sie würden dann schon

*) Kutscher, fahr schnell.

**) Stalljunge, Bedienter.

wieder anziehen. Was wollte ich denn, fragte ich mich nochmals; schneller nach dem Hospital kommen? oder mich davon überzeugen, dass die tropische Sonne den Augen ihrer Töchter eine Farbe und einen Ton giebt, welche man in Europa selten oder nie findet. Ich hielt grade der schönen palastähnlichen Wohnung des Residenten von Surabaya gegenüber. Zwei rothe Sphinxe, aus Stein gehauen, lagen zu beiden Seiten des Eingangs. Ein blühender Garten, welcher zwar klein war, aber eine köstliche Flora enthielt, umgab das Gebäude. Meine Pferde waren indessen andern Sinnes geworden und ich fuhr in das Hospital, um Herrn Dr. F. einen Besuch zu machen, welcher an dieser Anstalt angestellt war. Zugleich wünschte ich auf einige Zeit meinen Wohnsitz hier nehmen zu können.

Da ich dem Blicke meines Lesers neue Bilder vorzuführen gedenke, so will ich erst noch einige Bemerkungen, die ich in und über Surabaya zu machen Gelegenheit hatte, hinzufügen. Ueber sechs Wochen lang hielt ich mich in der Nähe dieser Stadt auf, um von hieraus ihre Umgebungen mit Allem, was sie Fremdartiges enthielten, kennen zu lernen. Oft kehrte ich natürlich nach Surabaya zurück und verbrachte manche schöne Stunde daselbst. Nicht weit von jenen Hütten der Javanen sind die Schiffszimmerwerfte. Von hieraus gelangt man in den chinesischen Kamp. Es thut dem Auge wohl, nach den elenden Bambushütten die freundlichen massiven chinesischen Wohnungen (rumah gedong) zu erblicken *). Ein fortwährend lebendiges Trei-

*) Oft sind Treppen vor diesen Gebäuden und dann nennt man sie ramah-tangga.

ben herrscht hier, wie ich es bereits bei dem chinesischen Kampong in Batavia beschrieb. Besonders prächtig und wunderbar nimmt sich jedoch des Abends dieser Stadttheil aus. Der Platz ist dann durch tausend Fackeln (obor) erhellt, welche die Fremdartigkeit des Ganzen für ein europäisches Auge noch vermehren. Javanen, Chinesen, Europäer, Liplappe und Abkömmlinge von vielen andern Völkern sieht man dann hier vereinigt, um an den öffentlichen Vergnügungen Theil zu nehmen, welche bei gutem Wetter fast jeden Abend dargeboten werden. Hier erblickt man Taschenspieler und Seiltänzer, die mehr Kunstfertigkeit und Uebung an den Tag legen, als man in Europa zu sehen gewohnt ist. Dort sieht man chinesiche Komödien mit Orchester, deren wunderbare, oft misstönende Musik dem europäischen Ohre grade nicht wohl thut; da bewegen sich die Rongengs *) in plumpem, wollüstigen Tanze, an andern entfernteren Stellen liegen Chinesen an der Erde und nehmen in Tzso und Topho den Javanen das Geld ab. Die sprechenden Augen der schwarzen stummen Spieler sehen erwartungsvoll auf die Büchse, aus welcher der Würfel niederfällt. Nur ein leidenschaftlicher Misston unterbricht bisweilen die tiefe Stille. Es war mir wunderbar zu Muthe, als ich zum ersten Male des Abends durch diesen belebten Platz wanderte. Ein wildfreudiges munteres Leben pulsirte in der Menge, welche mich umgab; aber die Töne, mit denen es mich ansprach, verstand ich nicht. Nur der Schmerz redet eine allgemein verständliche, zum Herzen dringende Sprache, weniger die Freude, niemals aber die wilde Munterkeit jener Völker. Immer

*) Tanzmädchen, Bajaderen.

weiter entfernte ich mich aus dem wüsten Gedränge und sah den stummen, leidenschaftlichen Hazardspielen einer Truppe Eingeborner lange zu, welche an einem einsamen Wege lagen. Wie die Brandung des fernen Oceans, schlug das Geräusch der unharmonischen inländischen Musik und des lauten Jauchzens an mein Ohr. Aber ein Ton löste sich los aus dem Gewirre und klang in meinem Innern wieder so sehnsuchtsvoll, so innig, wie Töne aus dem fernen Vaterlande, wie einer Aeolsharfe Klänge, welche der Wind hinwegführt und dann wieder wie die heimatliche Glocke, die Sonntags zur Kirche rief. Ich stand unter einer Kokusnusspalme und lauschte träumend. Die Sehnsucht nach den fernen Lieben überschlich mich. Doch ich folgte den Tönen, um das Instrument kennen zu lernen, welchem sie entlockt wurden. Wieder kam ich in das wilde Getümmel. Leicht jedoch unterschied ich das Gesuchte. Es bestand aus zwei metallenen Becken, welche in einem Gestelle aufgehängt waren, und beinahe vier Fuss im Durchmesser hielten. Die Masse der Becken bestand aus Kupfer, Zinn und Zink, sie waren ungefähr einen halben Zoll dick und wurden mit einem Stocke, dessen dickerer Knopf mit elastischem Gummi umgeben war, geschlagen. Der Ton dieses Instrumentes ist so tief, so voll und rein, dass es in einem europäischen Orchester gewiss von bedeutender Wirkung sein würde. Man nennt es Gong oder auch Gonggong. Wahrscheinlich haben die Javanen dasselbe von den Chinesen erhalten, wie auch der Name vermuthen lässt. Da grade die Musik eines Volkes ein helles Licht auf seinen Culturstand wirft und in ihren Tönen den Modificationen der Stimmung entspricht, welche unter eben diesem Volke gefunden werden, so mag es nicht uninteressant

sein, wenn ich die verschiedenen Instrumente der Javanen beschreibe, die ich hier und im Innern des Landes sah. Brauche ich jedoch irgend einen musikalischen Kunstausdruck unrichtig, so möge mir der Leser verzeihen, denn ich bin nicht musikalisch. Ausser dem Gong haben die Javanen noch einige andere Instrumente, welche ebenfalls metallene Becken sind und mit Hämmern geschlagen werden, nämlich das Ketuk und Kampul, welches aus kleinen Gongs besteht, die an einem Seile hängen und das Kromo und Bonang, das aus einer doppelten Reihe von kleinen Becken zusammengesetzt ist, welche auf einem hölzernen Gerüste geordnet sind. Der Ton beider Instrumentarten ist hell, sanft und eindringend, ähnlich dem Tone der Harmonica. Ein anderes Instrument, welches in seinem Baue einer Glasharmonica noch ähnlicher ist, wird Gambang genannt. Es besteht aus einer Anzahl Stäben, welche auf einem hölzernen Kasten befestigt sind. Diese Stäbchen verfertigt man entweder aus Holz (gambang-kaju) oder aus Metall (gambang-kansuh). In beiden Fällen wird das Instrument mit kleinen Hämmern gespielt. Eine dritte Art des Gambang ist vollkommener als die beiden genannten und mit mehr Scharfsinn ausgedacht. Es besteht aus dünnen metallenen Täfelchen, von welchen jedes auf zwei Darmsaiten ruht, die ebenfalls über einen Kasten ausgebreitet sind, jedoch so, dass diese Täfelchen die Ränder des Kastens nicht berühren. In diesem befindet sich unter jedem Täfelchen eine Büchse von hohlem Bambusholz, um den Ton der mit einem Hammer angeschlagenen Plättchen zu verstärken. Bei dem Regenten von Surabaya, welchem ich mich vorstellen liess, sah ich ein solches Instrument von wahrhaft prachtvoller Arbeit

mit reichen Verzierungen von Gold und Silber. Trommeln bemerkte ich sehr viel bei den Festlichkeiten der Javanen, doch stehen dieselben den europäischen an Güte sehr nach. Gewöhnlich werden sie mit der Hand geschlagen und ihr Ton ist matt. Einen viel geringeren Grad von Kunstfertigkeit besitzen die Javanen in dem Anfertigen und Spielen der Blas- und Saiteninstrumente. Das älteste und roheste ist das Angklong, welches man wenig in den europäischen Etablissements, häufig jedoch im Innern des Landes und besonders in den Sunda-Distrikten sieht. Es besteht aus Büchsen von Bambusrohr, die neben einander befestigt sind und der Reihe nach in ihrer Länge abnehmen. Das Ganze ist mit einer Pansflöte zu vergleichen. Ein wunderbares Blasinstrument sah ich auf der Insel Madura. Es hatte mit einer Querpfeife Aehnlichkeit, war von vier Fuss Länge und wurde zugleich von vier Maduresen gespielt. Seine Töne ähnelten denen des Oboe. Auf der Insel Bali soll diess Instrument sehr im Gebrauche sein und ist wahrscheinlich von den Bewohnern dieser Insel nach Madura gebracht worden. Das Subing und Serdum sind eine Art Flöten; das Sruni erinnert an die Aehnlichkeit der Trompete. Doch haben die Javanen auch die gewöhnliche europäische Trompete, welche sie Nasiri oder Salompret nennen.

Unter den Saiteninstrumenten verdient besonders das Tjalempung erwähnt zu werden, welches 10 bis 15 Saiten hat und wie eine Harfe gespielt wird. Bei den vornehmen Javaninnen ist diess Instrument besonders im Gebrauch. Das Trawangsa und Katjapie vertritt die Stelle unserer Guitarre. Doch kommen ihr beide Instrumente bei weitem nicht gleich, weder in Ansehung des

Tons noch der feinen Arbeit. Rabab ist eine Art Violine, welche von den Persern den Javanen überbracht worden ist; hat aber nur zwei Saiten und wird mit einem Bogen gestrichen. Die Töne derselben sind sehr hoch und oft sehr rein. Sie bildete gewöhnlich das Hauptinstrument in dem Orchester bei den dramatischen Vorstellungen der Javanen.

Ein grosser Theil dieser beschriebenen Instrumente wird von den Javanen zu Orchestern (gamalan) zusammengestellt, welche sowohl ihre Schauspiele als auch ihre Festlichkeiten verherrlichen. Für einzelne dieser Zusammenstellungen haben sie wieder besondere Namen. Am meisten Instrumente enthält das Gamalan-Sakatin, welches nur bei hohen Feierlichkeiten benutzt wird. Die gewöhnliche Musik, die fast bei allen Gelegenheiten erschallt, wird durch das Gamalan-Manggang hervorgebracht, welches mein javanischer Diener selbst Gamalan Kodok Nyorek (Froschconcert) nannte. Diese Benennung war treffend und zugleich der einzige Witz, welchen ich jemals von meinem Fidin hörte. Die Kriegsmusik wird Gamalan sruning genannt. Wie viel oder wie wenig von diesen Instrumenten die Javanen den Chinesen zu verdanken haben, kann ich nicht entscheiden. Besondere, den letzteren eigenthümliche Instrumente, habe ich nicht bemerkt. Die Javanen haben Talent für Musik, lieben dieselbe leidenschaftlich und lernen auch leicht den Gebrauch der europäischen Instrumente. Fast jeder Gutsbesitzer hat seine Musikanten, welche immer nur aus Eingebornen bestehen und oft ganz erträglich spielen. Die Fürsten und Vornehmen unter den Javanen haben gleichfalls ihr Orchester, Bei Gastmählern hatte ich nicht selten das Vergnügen,

Stücke aus bekannten europäischen Opern ganz gut vortragen zu hören.

Hin und her strich ich durch das wüste Gedränge in dem chinesischen Kampe, nur mit Mühe einzelne Bilder aus dem Ganzen sondernd, welches fast zu viel auf einmal darbot. Ich strengte alle Sinne an, um nichts unbenutzt an mir vorübergehen zu lassen. Man hat wahrlich, wenn man in diesen Zonen reist, oft einen festen Vorsatz nöthig, um diess auszuführen. Das Klima nimmt der Phantasie die warmen Farben, ihre Bilder werden desshalb unklar, verwirren sich und eine einzelne Gestalt reisst sich dann nur schwer aus dem grossen, neuen Bilde los, welches mit einem Male dem erstaunten Auge des Fremden vorgehalten wird.

Vor einem chinesischen Schattenspiel (waijang) blieb ich stehen. Es war ein dichtes Gedränge vor dem Zelte, welches mit einem Vorhang von weisser Baumwolle versehen war. Hinter diesem wurden plumpe, schlechte Marionetten bewegt, die ihre Schatten auf den Vorhang warfen. Die Figuren waren vielleicht zwei Fuss hoch und von einer unzierlichen Gestalt. Ob ein Chinese oder Javane der Unternehmer dieses Spiels war, weiss ich nicht. Sehr häufig sah ich diese Schattenspiele auf Java, dessen Eingebornen dasselbe auch, wie Crawfurd behauptet, ursprünglich erfunden haben sollen. Schauspiele sind bei diesem Volke sehr beliebt und stehen im hohen Ansehen. Besonders nimmt der Dalang, den ich nur mit den Barden der altgermanischen Völker vergleichen kann, einen bedeutenden Rang ein. Vor der Aufführung des Schauspiels oder vor der Bewegung der Marionetten, welche sich auch oft in voller Beleuchtung zeigen, erklärt dieser, was dar-

gestellt werden soll und theilt den Marionetten ihre Rollen zu; ihnen Worte in den Mund zu legen, wagt er aber nicht. In seiner ganzen Würde erscheint er jedoch in einer Art von Drama, dem Topeng. Dieses Topeng besteht mit dem Dalang gewöhnlich aus eilf Personen, von denen vier im Gamalan spielen und sechs maskirt sind, um als Schauspieler zu agiren. Im Vordergrunde sitzt der Dalang und deklamirt im singenden Tone einige Stücke aus der alten, zum Theile fabelhaften, Geschichte Java's oder auch Hindu-Ueberlieferungen aus der Ramayana und Mahabarata *). Hierauf übernehmen die Schauspieler ihre Rolle. Das Kostüm derselben ist gewöhnlich gut gewählt und entspricht vollkommen der Art der Darstellung. Doch sprachen sie wenig und diess wenige in unnatürlichen, unverständlichen Tönen. Ihre Darstellungen sind fast nur mimisch. Das Orchester fällt mitunter ein und füllt die Zwischenräume der einzelnen Acte. Eine Scenerie fehlt ihnen jedoch durchaus. Die Andacht und die Leidenschaft, mit welcher ich die Javanen dem Dalang lauschen sah, die tiefe Stille, welche die Vorstellung selbst begleitete, ist der Bewunderung ähnlich, die wir in Europa einem ausgezeichneten Künstler auf der Bühne zollen. Die Gewohnheit hat für jede der genannten Arten dramatischer Vorstellungen ziemlich fest den Cyllus bestimmt, dem sie ihren Stoff entnehmen. So hören sie die Hindusagen für das Schattenspiel und die Marionetten; ihre eigne traditionelle Geschichte wird gewöhnlich im Topeng vorgeführt, während sie noch ausserdem in Possen (tingkah gurauh) das

*) Mahabarata ist bekannter unter den Namen Bratto-Yuda oder Krieg von Barat.

gegenwärtige Leben, häufig nicht ohne Witz, darstellen. Eine besondere Fertigkeit besitzen sie, die Thiere ihrer Wälder durch Costüme und Manieren zu copiren. Oft jedoch werden auch Affen und Hunde mit zu den Darstellungen benutzt. Wenn nun auch sowohl die musikalischen als dramatischen Darstellungen dem gebildeten Europäer wenig zusagen, so geben doch die Javanen dadurch eine Anlage zu erkennen, welche man leicht ausbilden und so nach und nach die Kulturstufe, worauf sie jetzt noch stehen, bedeutend heben könnte. Bei feierlichen Gelegenheiten und auf besonderes Verlangen übernimmt der Dalang, auch ohne Theater, die Rolle des Declamators und trägt Gedichte in einer Weise vor, welche mit unserm Recitativ übereinkommt.

---

*Geringe europäische Bevölkerung. — Residentschaft Surabaya. — Geographische Verhältnisse derselben. — Produkte. — Tectonia grandis. — Termes fatalis. —*

Von dem chinesischen Kampe gelangt man durch eine hölzerne Brücke über den fortwährend mit Schiffen bedeckten Kalimaas in den Stadttheil, welcher hauptsächlich durch Europäer bewohnt wird. Die Zahl dieser ist nicht sehr gross, denn in der ganzen Residentschaft Surabaya, mit der Hauptstadt gleiches Namens, leben nur 650, das Militär abgerechnet. Doch ist das Leben unter ihnen heiter und gastfrei. Die Einwohnerzahl überhaupt ist 250,000 Seelen.

Die Residentschaft Surabaya erstreckt sich von 112° bis 112° 47′ östlicher Länge v. Gr. und von dem 6° 44′ bis 7° 43′ südlicher Breite. Gegen Norden wird sie

durch das javanische Meer, gegen Osten durch die Strasse von Madaru, gegen Süden durch Passaruang und Kediri und gegen Westen durch Kembang, Djipang und Kediri begränzt. Die Temperatur ist in der Nähe des Strandes sehr hoch, dagegen auf den Gebirgen oder hochgelegenen Orten kühl, so soll z. B. in Trawas das Thermometer häufig des Nachts auf 66° F. fallen. Das Land ist überaus fruchtbar, doch noch lange nicht ganz bebaut. Dichte, fast undurchdringliche Wälder, in welchen Tiger, Nashörner, Affen und Schlangen von allen Grössen vorkommen, machen einen Theil der Residentschaft aus. Namentlich nach der Südseite hin ist die Gegend bergig. Der Berg Djapan, welcher von den Javanen gewöhnlich Avdjuna genannt wird, einer der höchsten auf Java, erstreckt sich bis Passaruang. Der herrliche Kalimaas, der mehr im Innern des Landes unter dem Namen Kediri bekannt ist, und der Solo von den Javanen, Beng awan (der grosse Solo) genannt, strömen in tausendfältigen Krümmungen durch dieses blühende Land. Sie sind die grössten Ströme auf Java. Der Kediri entspringt in der Nähe von Batu, aus den südlichen Hügeln des Berges Ardjuna, welchen einst die Mythologie Indiens bevölkerte, und wird hier Kali Brantas genannt. In der Nähe von Malemp nimmt er zwei kleine Flüsse in sich auf, welche ihm von Osten her zuströmen, und sein Bett läuft nun durch eine Strecke von fünf deutschen Meilen dicht an dem Fusse der hohen Bergkette her, welche in Süden die Jnsel begränzt, umfliesst dann den Berg Kawi, wendet sich aber nun mit einer plötzlichen Krümmung nach Norden, nachdem er sich mit dem Flusse Leste — von der südlichen Bergkette her — vereinigt hat, und von zahlreichen Bächen

vergrössert ist. Er krümmt sich dann nach Osten, bespült in Djipan die grossartigen Ruinen von Madjaphit und stürzt dann als Kalimaas in den indischen Ocean. Der Solo entspringt in dem Distrikt Kadawang und wird, durch viele Bäche, von den Bergen her, zugeschwellt, schon bei Suracarta ein bedeutender Strom, nimmt hier nochmals an Grösse zu durch viele Zweige, welche ihm zugeführt werden, zieht sich dann in vielen Windungen durch die vielen Berge hindurch, bald im reissenden Strome dahinschiessend, bald mit wilder Gewalt sich durch die Klippen Bahn brechend, bis nach Awi, wo er dann mit majestätischer Ruhe dem Meere in zwei Armen, bei Grissee und Sedayo, zuströmt. Die Krümmungen dieses Stromes sollen von Suracarta bis Grissee, welche ohngefähr 28 deutsche Meilen von einander entfernt sind, eine Länge von 74 Meilen betragen. Beide Flüsse sind von der grössten Wichtigkeit für die Fruchtbarkeit und den Handel, nicht allein Surabaya's, sondern der ganzen östlichen Distrikte Java's. Während der Regenzeit führen grosse Boote die Produkte eines ausgebreiteten Landstriches nach dem Meere hin und sind mit Ausnahme der Monate August, September, October, für kleinere Fahrzeuge das ganze Jahr hindurch schiffbar. Diese Boote sind breit und platt, haben nur einen geringen Tiefgang, laden aber bisweilen 200 Tonnen. Gewöhnlich legen sie den Weg von Suracarta bis Grissee in acht Tagen zurück, können aber nur gewöhnlich eine Reise im Jahre machen, weil der Rückweg stromaufwärts beinahe vier Monate erfordert.

Reiss, Kaffee, Zucker, Indigo, Salz, Baumwolle und Jatiholz sind die hauptsächlichen Produkte, welche diese Residentschaft liefert. Diess Jatiholz ist ein zu wichtiger

Gegenstand für Java, als dass ich es mit Stillschweigen übergehen dürfte. Es kommt von dem Pohon-Jatti (tectonia grandis) und ist ohne Zweifel wegen seiner Härte und Dauerhaftigkeit der kostbarste Baum Java's, sowohl zum Haus- als auch zum Schiffsbau. Ich wüsste kein Holz in Europa, welches man rücksichtlich der genannten Eigenschaften damit vergleichen könnte. In seiner Faser und Farbe hat es Aehnlichkeit mit dem Mahagony und wächst besonders auf dem östlichen Theile Java's in mächtigen Waldungen. Der Baum wächst sehr schnell und erlangt die Grösse unserer höchsten Eichen, seine Blätter sind dick und sehr gross. Wie mir Seeleute versicherten, so soll die Dauerhaftigkeit dieses Holzes die des Eichenholzes um das Zwei- und Dreifache übertreffen. Zu dem Häuserbau ist es um so wichtiger, weil es den weissen Ameisen durchaus widersteht, welche so oft die Gebäude auf Java dem Einsturze nahe bringen, indem sie das Holz derselben durchaus zernagen.

Die Larven diesser weissen Ameisen (termes fatalis), welche mit Recht den Namen Verwüster führen, kriechen in unzähligen Heeren unter der Erde umher, graben sich unter die Grundstützen der Gebäude, durchbohren diese nach und nach von unten auf und setzen diess Zerstörungswerk fort, bis sie sogar die Balken der Dächer ausgehöhlt haben. In kurzer Zeit ruiniren sie auf diese Weise grosse Gebäude. Da sie die Oberflächen der Balken durchaus unversehrt lassen, so verräth dem Auge kein Zeichen die gefahrvolle innere Zerstörung, bis ein Stoss oder ein Druck die ausgehöhlten Balken zusammenstürzt. Kisten mit Büchern oder Leinenzeug sind ebenfalls besonders gefährdet; in einer einzigen Nacht wird oft der In-

halt derselben durchaus zerstört. Es ist daher der Vorsicht angemessen, die Koffer auf grosse Steine zu stellen, denn dieses verrätherische Thier greift nie einen Gegenstand an, wenn es denselben nicht von der Erde aus unmittelbar ergreifen kann. Eben so sicher sind die chinesischen Koffer, welche man auf Java in allen Grössen kaufen kann. Diese sind aus dem Holze des Kampherbaumes verfertigt, dessen Geruch die weissen Ameisen verscheucht, und haben noch den Vorzug, sehr elegant zu sein, indem sie mit dunkelgrünem, lackirten Leder überzogen und mit künstlicher Messingarbeit belegt sind, welche letztere sie noch dauerhafter macht. Auch den Gebäuden, die aus gewöhnlichem Holze erbaut werden, giebt man eine steinerne Grundmauer von mehreren Fuss Höhe, um die Verwüster abzuhalten. Diese Ameisen, von den Malaien rajap genannt, haben im vollkommen entwickelten Zustande einen oben platten Kopf und Leib und scherenförmige Fühlhörner. Sie besitzen Kinnladen, deren jede eine Fressspitze trägt, und eine in vier schmale Lappen geschlitzte Unterlippe, welche zwei zweigliedrige Fressspitzen hat. Ihre Flügel sind zweimal grösser als der Körper. Die Larven des Thieres jedoch sind klein und weisslich, haben sechs Beine, einen Kopf ohne Augen, kurze Kinnladen und schnurförmige oder paternosterartige Fühlhörner. Sie allein bearbeiten ihre Gebäude, welche mehrere Fuss über der Erde erhaben sind und eben so tief unter derselben liegen. Ein Menge von Kammern sind für die Vorräthe und für die Eier darin abgesondert; das Hochzeitszimmer, wie man es genannt hat, ist im Mittelpunkte. An der Oberfläche ist kein Ausgang, da die Larven nur unter der Erde durch hervorkommen. Diese Larven sammeln die Vor-

räthe und gehen dazu immer in Kanälen, welche sie unter der Erde oder in Balken graben. Eben diese Larve des Thieres ist es, welches die Zerstörungen der Gebäude und dergleichen vornimmt. Die Nympfen, welche auch blind sind, und sich wie die Larven bewegen, haben einen sehr dicken Kopf und sehr lange spitzige Kinnladen ohne Zähne. Sie bleiben immer im Innern des Gebäudes, vertheidigen es gegen alle Angriffe, beissen die, welche hineinbrechen, und zwingen die Larven zur Arbeit. Die vollkommen ausgebildeten Verwüster fliegen gleich nach ihrer Entwickelung in unzähligen Schwärmen davon und werden dann von den Vögeln verfolgt. Denjenigen, welche entkommen, fallen schon am zweiten Tage, nach ihrer Entwickelung, die Flügel ab und so werden sie die Beute der Ameisen, Eidechsen, Schlangen, und nur die wenigen werden gerettet, welche die Larven angetroffen und gewählt haben, um einen neuen Staat zu bilden. Diese verschliessen die letztern gleich in jene innerste Kammer des Gebäudes, welche desshalb die Hochzeitskammer heisst. Diese Kammer hat eine Menge Oeffnungen, welche aber zu klein sind, um etwas Anderes als die Larven hindurchzulassen. Sie ernähren nun durch diese die geborgenen Gatten und tragen Sorge um die Eier, welche das Weibchen, deren Hinterleib bald um mehrere hundertmale grösser wird, legt.

Surabaya ist eine der schönsten Residentschaften auf Java. Es fesselt nicht allein das Interesse des Europäers durch die üppige Kraft seiner Vegetation, sondern auch durch seine Bewohner, welche, wie ich schon früher bemerkte, wenige Meilen von der Stadt entfernt, durchaus ihre kindlichen Sitten, ihren eigenthümlichen schweigsamen, ernsten, bedächtigen, förmlichen Karakter beibehalten ha-

ben. Viele Stunden lang sitzt da täglich der Javane auf die Fusssohlen niedergekauert, die Arme auf den Beinen übereinandergeschlagen und kaut schweigend seinen Siri, ohne sich zu bewegen. Eben dieses stumme Schweigen macht ihn zu einem Räthsel, welches der Reisende mit gespannter Aufmerksamkeit zu lösen versucht. Die vielen Ruinen einer grossen Vergangenheit, Denkmäler der Zeit, ehe die blühende indische Kultur auf Java dem Islam als Opfer fiel, welcher despotisch die begonnene Entwickelung auf die Stufe der Kindheit zurückdrängte, geben ein neues grosses Interesse, noch gesteigert durch die den Javanen heiligen Grabmäler derer, die die Lehre Mohammeds hier einführten; diese Interessen bestimmten mich, längere Zeit hier zu verweilen, um die Vergangenheit und Gegenwart Java's kennen zu lernen. Doch ich nehme den Faden meiner Reise wieder auf.

---

*Fortsetzung meiner Wanderung. — Herr Dr. F..... — Das Hospital. — Krankheiten. — Ruhr. — Deren Behandlung.*

Die Sonne senkte sich bereits tiefer, als ich auf dem freien Platze hielt, welchen die drei Flügel des Hospitals zwischen sich fassen. Ein Deutscher hatte mir das Thor geöffnet und zeigte mir nun die Wohnung meines Landsmannes Dr. F. aus M., welchem ich durch einen seiner besten Freunde empfohlen war. Nachdem ich mehremale verständlich genug an die mir bezeichnete Thüre geklopft hatte, öffnete sich dieselbe. Ein langer, hagerer Mann, nach javanischer Sitte nur mit einem Sarang bekleidet, mit bleichem Gesichte, dessen Alter ich nahe an 50 Jahre taxirte, trat mir entgegen. Herr Dr. F. war ohngefähr

in meinem Alter, diess konnte desshalb der nicht sein, den ich suchte. Sein misstrauischer Blick mass mich von oben bis unten und kalt fragte er, was ich wollte? Doch war es derselbe, den ich suchte und seine starre Kälte verwandelte sich in freundliche Traulichkeit, nachdem er den Brief gelesen, welchen ich ihm überbrachte. Beinahe zwei Monate verweilte ich hier mit nur kurzen Unterbrechungen, indem die Wohnung des genannten deutschen Arztes der Mittelpunkt blieb, von welchem aus ich auf längeren oder kürzeren Excursionen den östlichen Theil der Insel kennen zu lernen suchte. Bald auch erklärte sich mir dies kränkliche, frühgealterte Aussehen meines werthen Gastfreundes. Ausser den klimatischen und diätetischen Verhältnissen war es durch seinen rastlosen Eifer für die Wissenschaften veranlasst worden. Häufig studirte er, nachdem die Mühen und Lasten des Tages vorüber waren, ganze Nächte hindurch; eine ungewöhnliche Erscheinung in diesem Klima. Seine Eigenschaften wurden vom Gouvernement noch bei meiner Anwesenheit in Simpang anerkannt, indem er als Leibarzt zum Generalgouverneur de Ehrens berufen wurde.

Das Hospital Simpang (Aufbewahrungsort) liegt von der eigentlichen Stadt Surabaya drei englische Meilen entfernt. Es bildet eine grosse Fronte von zwei Stockwerken, die nach Nordost liegt und vorn einen bedeckten, schönen Säulengang hat. Die Kranken liegen in vier Sälen, welche bequem 300 Betten fassen. An diess Hauptgebäude stossen zwei einseitige Seitenflügel, ebenfalls mit breiten Säulengängen versehen. Es ist eine fremdartige und eigenthümliche Erscheinung, die Reconvalescenten, welche diesen Säulengang benutzen, mit den dunklen, tropischen

Gesichtszügen, im grellen Kontraste gegen die weisse Kleidung, hier umherwandeln zu sehen. Der schwarze Aschantese von der fernen Küste von Afrika mit der hohen, edlen Statur, der kleinere Sepoy mit den kühnen Gesichtszügen von dem festen Lande von Indien, der noch kleinere Malaie mit der schönen, ebenmässigen Körperform von den benachbarten Inseln, dann der Kreole (Liplapp), welcher wieder dem Uebergang zu dem bleichen, weissen Europäer bildet, zieht die Blicken des Fremden auf sich. In dem linken Flügel sind die Wohnungen der Gesundheitsbeamten (Aerzte), der Apotheker, die Apotheke, das Laboratorium, die Sektionskammer und das Bureau des dirigirenden Gesundheitsbeamten. Im rechten Flügel befindet sich die Küche, das Viktualien- und Kleidermagazin, die Wohnung des Hospitalmeisters, der beiden Kommis desselben, deren Einer das Kleidermagazin unter sich hat, während der Andere als Gehülfe des Hospitalmeisters fungirt. Auch der Speiseversorger hat hier seine Wohnung.

Das Hospital ist ganz von Wasser umgeben. An seiner Nordwestseite fliesst der schöne Kalimaas, welcher fast immer mit inländischen Fahrzeugen bedeckt ist.

Das Medizinalwesen wurde bei meiner Anwesenheit durch einen dirigirenden Offizier von Gesundheit, durch einen Arzt zweiter und drei Aerzten dritter Klasse versehen, hierzu gehörten noch zwei Apotheker und das nöthige Dienstpersonal. Ein grosser Uebelstand bei der Einrichtung dieses Hospitals, so wie den übrigen, welche sich in den niederländisch-ostindischen Besitzungen befinden, wird dadurch herbeigeführt, dass der eigentliche Direktor des Hospitals (Hospitalmeister) kein Arzt ist, obgleich von diesem zum grossen Theil die Aufnahme und

die Art der Verpflegung des Kranken abhängt. Andere Fehler habe ich bereits früher in dem Kapitel über den Zustand der Medizin auf der Insel Java gerügt.

Die Zahl der hier zur ärztlichen Behandlung kommenden Krankheitsspecies ist sehr klein im Verhältniss zu der Zahl der kranken Individuen. Die verheerendsten und am meisten verbreitete Krankheitsspecies, welche hier auftritt, ist die Ruhr. Diese ostindische Ruhr ist sehr bösartig. Sie rafft den grössten Theil der Kranken hinweg und ist den Europäern und Eingebornen gleich gefährlich. Aus den Todtenlisten des Hospitals ging hervor, dass in der ersten Hälfte des Jahres 1837 im Ganzen 86 gestorben waren, darunter waren allein 43 unmittelbar durch die Ruhr zu Grunde gegangen, 10 am Nervenfieber, welches häufig nur Folgekrankheit der Ruhr war, 8 an Lungenschwindsucht. Unter diesen letzteren waren fünf Javanen, ein Umstand, welcher hinlänglich die Ansicht widerlegt, dass diese Krankheit innerhalb der Tropen nicht vorkäme. Acht starben am Gallenfieber, einer an Unterleibsschwindsucht in Folge der Ruhr, zwei an Lungenentzündungen, drei an Wassersucht, drei am Schlage, einer an Brustwassersucht, einer am batavischen Fieber, vier an Lebergeschwüren, einer am Säuferwahnsinn. Wie mörderisch diese auf Java endemische Ruhr ist, sieht man aus dieser Zusammenstellung. Oft kommen Durchfälle auf Java vor, und lassen wieder nach, ohne bedeutende Nachtheile herbeigeführt zu haben; eine nicht gefährliche Ruhr habe ich jedoch nie daselbst gesehen. Obgleich die Krankheit häufig einen mehr chronischen Karakter annimmt, so verdient sie doch ein um so schnelleres Eingreifen des Arztes, da sie oft auch in 12 bis 24 Stunden den Kranken durch bedeu-

tende Blutabgänge hinwegrafft. Bei den Leichenöffnungen sieht man, dass sich die Krankheit durch ausgebreitete Geschwürbildungen über die ganze untere Hälfte des Darmkanals karakterisirt. Gleich bei ihrem Beginn giebt sich die Ruhr durch das tiefe und schnelle Eingreifen in das Leben des Ergriffenen zu erkennen. Die Gesichtszüge verändern sich auffallend bei scheinbarer Unbedeutenheit der Krankheitszeichen. Hat jedoch die Krankheit sich wirklich ausgebildet, so ist die Gesichtsfarbe der Kranken aschgrau oder schmutzig gelb, die Stirn bedeckt sich mit fast horizontalen Falten, das Auge ist glänzend, scheint feucht zu sein, wendet sich ruhelos im Kopfe umher und hat einen unendlich ängstlichen Ausdruck (wie bei organischen Herzkrankheiten). Die Nase wird spitz, die bei bedeutenden Unterleibskrankheiten gewöhnliche Abdominallinie gräbt sich tief ein, während sich zu jeder Seite derselben noch eine Falte bildet. Eine bedeutende Abmagerung mit Verfall der körperlichen und geistigen Kräfte tritt in wenigen Stunden ein.

Was die Behandlung dieser Krankheit anbetrifft, so ist dieselbe auf Java zu stereotyp und handwerksmässig. Ohne die Individualität des Kranken und die spezielle Erscheinung der Krankheitszeichen gehörig zu würdigen, werden regelmässig Blutegel in Masse auf den Leib gesetzt und versüsstes Quecksilber so lange gegeben, bis Speichelfluss eintritt. Es gilt für ein Kanon: der Kranke muss speicheln, um gerettet zu werden; ist er nicht dazu zu bringen, so ist er verloren. Ziemlich Viele werden durch diese Kurmethode gerettet, Viele aber auch sah ich speicheln und sie starben dennoch. Andere wieder gingen zu Grunde, ehe sie zur Salivation gebracht werden konn-

ten. Beachteten die Aerzte auf Java, dass sich die menschliche Natur nicht in die stereotype Form einer immer gleichmässigen Methode einschnüren lässt, sonderten sie schärfer jeden individuellen Krankheitsfall und modifizirten sie, nach dessen Eigenthümlichkeit, die Kurart, so würden sie sich eines grösseren Glückes bei der Behandlung dieser gefährlichen Krankheit zu erfreuen haben. Häufig hörte ich, dass Kranke, welche von ihren europäischen Aerzten aufgegeben waren, dennoch durch unwissende Javanen gerettet wurden. Da mir selbst in meinem Wirkungskreise diese Krankheit oft vorkam, so versuchte ich, da ich mich von der Nutzlosigkeit der gewöhnlichen Heilmethode hinlänglich überzeugt hatte, eine andere Behandlungsweise, indem ich zugleich den veralterten und verdorbenen europäischen Arzneimitteln frische, javanische substituirte. Vollkommen erreichte ich meinen Zweck und war durchaus glücklich bei der Behandlung. Die ausführlichere Beschreibung dieser Krankheitsfälle, nebst der dagegen angewandten Mittel habe ich in einer medizinischen Zeitschrift bekannt gemacht *).

---

*Ueber malaische Sprache und Poesie.*

Durch die Güte meines Gastfreundes war ich bald im Hospital wöhnlich eingerichtet und ergab mich ganz den anregenden Einflüssen, welche die lieblichen Umgebungen Surabaya's mit seinen verschiedenartigen Bewohnern auf mich

---

*) Allgemeine medizinische Zeitung, revidirt von Pagst. Altenburg. Jahrg. 1839, No. 37 und 88.

ausübten. Die Kenntniss der malaischen Sprache, welche ich mir schon, wenigstens oberflächlich, vor meiner Ankunft auf Java erworben hatte, wurde mir ganz ungemein nützlich. Es ist die allgemeine unentbehrliche Conversationssprache. Der holländische Sprachforscher Roorda van Eysinga hat ein Handbüchlein (Noodzaklyk handboek der laag malaische taal) für diejenigen geschrieben, welche sich die zur Unterhaltung nöthige Kenntniss der Sprache erwerben wollen. Dieses Buch enthält nicht allein alles Nöthige, sondern macht auch das Erlernen sehr leicht. Das Malaische ist nämlich mit lateinischen Buchstaben geschrieben, um die Leser der Mühe zu überheben, die eigentlichen Schriftzeichen desselben zu erlernen. Die ersten acht Seiten des kleinen Octavbändchens enthalten die Grammatik, die folgende Abtheilung nimmt das Lexikon ein, und den letzten Abschnitt bilden Gespräche, welche alle die Gegenstände enthalten, worüber gewöhnlich zwischen Europäer und Inländer verhandelt wird. Wer sich jedoch eine gründlichere Kenntniss dieser lieblichen Sprache verschaffen will, dem empfehle ich W. Marden's Grammatik und Lexikon.

In den Tönen einer Sprache hallt der Karakter der Nation wieder, welche sie redet. In dem Baue spiegelt sich die intellektuelle Bildung derselben; er ist der Körper, welchen sie sich schafft. Seine Physiognomie ist markirt und täuscht nicht, wie die des Individuums. Wer verkennt in den Lauten der französischen Sprache die conversationelle Bildung und Politesse? Aus dem Englischen schallt stolze Selbstständigkeit in materieller Konsistenz. Die Laute des Holländers klingen ernst und gewichtig oder wie die Worte eines reichen Bürgers,

welcher sich in behaglicher Breite spreizt. Im Spanischen redet die Leidenschaft mit oft melodisch ernsten, oft vom innersten Affect aspirirten Tönen. Im Italienischen singt die versunkene Grösse ihre Elegie. Lieblicher jedoch als alle anderen lebenden und todten Sprachen lautet die malaische. Oefter hörte ich das Italienische in dem weichen Dialekte des Florentiners, aber es kam den melodischen Worten des Malaien nicht gleich, welcher die vokalreichen, weichen Töne seiner Sprache mehr singt, als spricht. In ihnen spiegelt sich ein kindliches Gemüth, das die der Natur abgelauschten Laute verschönert wiedergiebt. Das Malaische hat gleich den Sprachen andrer Völker Polynesiens, welche nicht in vollkommener Wildheit leben, 20 Konsonanten, 5 Vokale und 2 Dyphthonge. Ein eigenthümliches Alphabet fehlt ihm. Es benutzt deshalb, wie noch heute das Persische, die arabischen Buchstaben. Da aber diese nicht allen Lauten entsprechen, so sind durch Vermehrung der Unterscheidungspunkte sechs Konsananten hinzugefügt worden. Die harten Laute des arabischen Alphabets sind durch die sanfte und schmelzende Aussprache der Malaien zum Theil bedeutend modifizirt, zum Theil bei der Pronunziation ganz weggefallen und dienen beim Schreiben nur zur Bezeichnung der Abstammung eines Wortes. Die grammatische Form des Malaischen ist sehr einfach. Die Wörter werden durch keine Deklination verändert, um einen Kasus auszudrücken. Durch besondere Worte wird der Singular von dem Plural unterschieden. Ebenso bezeichnet ein besonderes Vorsetzwort den Kasus. Das Verbum hat nur einen Indicativ und Imperativ. Die gegenwärtige Zeit wird durch das unveränderte Zeitwort, die vergangene und zukünftige durch Hülfsworte bezeich-

net. Die bedeutendste Veränderung findet durch die Umwandlung des Aktivum in das Passivum statt, welche durch untrennbare Präfixa, Postfixa, oder beide zugleich bewirkt wird. Die malaische Sprache enthält in sich kein Zeichen einer früheren, grossartigeren Ausbildung. Ihr Reichthum besteht in Bindewörtern, Eigenschaftswörtern und Wortspielereien, welche das dräuende Rollen des tropischen Donners, das Brausen des brandenden Meeres musikalisch wiedergeben. Der Ausdruck allgemeiner Begriffe und höherer Ideen, die durch Abstraktion gewonnen werden, fehlt ihr fast gänzlich. Der Malaie hat seine Laute der Natur nachgebildet und bezeichnet die Gegenstände, wie sie sich darbieten, unterlässt aber, wie das Kind, die einzelnen Erscheinungen zusammen zu fassen, um einen allgemeinen Gesichtspunkt für dieselben aufzufinden. Die Einfachheit, Armuth, sowie eine leichte Pronunziation erleichtern sehr das Erlernen der malaischen Sprache. Dieses sowohl, als eine Menge von Ausdrücken, welche einer Sprache entlehnt sind, die alle andern des Archipels durchdrungen hat, sind die Ursachen, weshalb das Malaische zur allgemein verständlichen Conversationssprache zwischen Fremdling und Eingebornen geworden ist. Es ist die lingua franca des Archipels. Der arabische Priester, der chinesische Glücksritter, der armenische Kaufmann, der europäische Schiffskapitän — alle reden malaisch und der holländische Offizier führt sein braunes Bataillon unter malaischem Kommando. Ohne die Kenntniss dieser Sprache ist man hülflos und vermag durch Nichts sich verständlich zu machen. Das Malaische herrschte ursprünglich in dem grossen Reiche Menanykabao auf Sumatra, verbreitete sich von da über Malacca, wo es wahrscheinlich den Grad

der Bildung erhielt, welchen es jetzt besitzt. Von hier wurde es dann wieder zurück nach Sumatra gebracht und durch Kolonien auf Borneo, Celebes, Java und den mehr östlich gelegenen Inseln verbreitet. Was die Elemente des Malaischen anbetrifft, so finden wir diese besonders in einer grossen polynesischen Sprache, welche, selbst verschwunden, doch allen ihren Töchtern auf den vielen Inseln des Archipels ihren Stempel aufgedrückt hat. Von dem nordwestlichen Theile von Sumatra bis an die Westküste von Neuguinea, ja selbst bis Madagascar, östlich bis zu den entferntesten Inseln, welche Cook entdeckte, finden wir überall eine Aehnlichkeit in der Sprache, rücksichtlich des Baues, Tones und der Pronunziation, welche mit Gewissheit auf eine gemeinschaftliche Mutter schliessen lässt, die höher stand als die übrigen Inselsprachen, sie durchdrang und ihnen von ihrem grösseren Reichthume mittheilte. Welches war die Nation, die einen so grossen Einfluss ausübte? wo wohnte sie? welches ist ihr Name und ihre Geschichte? Diese interessanten und wichtigen Fragen drängen sich uns auf, können aber hier ihre Erledigung nicht finden. Ausser dieser grossen untergegangenen polynesischen Sprache enthält das Malaische ein sanskritisches, ein arabisches Element und Worte aus dem Javanischen, der ursprünglichen Telingar-Sprache, dem Persischen und einige degenerirte portugiesische und noch weniger holländische Worte. Wenn ich nicht irre, so ist es Marsken, welcher annimmt, dass sich unter hundert Theilen malaisch 27 malaische, 50 polynesische, 16 sanskritische, 5 arabische, 2 javanische, europäische, persische u. a. befinden. Die ersten Stufen, welche ein Volk betritt, nachdem es dem tiefen Stande seiner ursprünglichen

Wildheit entwachsen ist, finden wir in dem polynesischen Elemente. Die Namen nützlicher Gewächse, gezähmter Thiere, der Metalle, sind dieses Ursprungs. Die Wörter, die dem indischen Mythen-Cyklus angehören, so wie die wenigen abstrakten Hauptwörter: Verstand, Vorsicht, Ursache, Zeit, sind sanskritisch. Aus dem Arabischen sind die religiösen, juridischen und einige andere auf religiöses Ceremoniell sich beziehende Ausdrücke entlehnt. Doch kommen diese mehr in malaischen Schriften vor, wo sie der Schreiber gebraucht, um einen Beweis seiner Bildung zu geben, als in der Umgangssprache, welche höchstens 20—30 arabische Wörter enthält, unter diesen: Aufrichtigkeit, Werth, Stärke, Ursache, Zweifel. — Siehe da die Bildung eines Kindes, dessen Worte unverändert die seines Lehrers sind, dessen Bildungselemente schroff, wie die Lehrstunden, welche es empfing, auseinander fallen. Die Völker durchlaufen dieselben Entwickelungsstufen, wie das Individuum. Bis zu jener Stufe jedoch, wo der Jüngling das Empfangene zusammenschliesst, geistig durchdringt und selbstständig zu einem neuen Ganzen vereinigt, ist der Malaie nie gelangt. Ob er je dahin gelangen wird? ich glaube nicht. Die üppige Natur um ihn hat ihn mit in den Kreis ihrer Vegetation gerissen und hält ihn gebannt in diesem Zauberringe, welcher die grosse Lehrerin der Völker — die Noth und das Bedürfniss auf ewig ausgeschlossen hat.

Deklamation und Gesang sind so alt, wie das Menschengeschlecht und jene noch älter als dieser. Jeder Gedanke, jede Empfindung, jedes Verlangen des Herzens spricht bei unkultivirten Völkern aus den Blicken, Mienen und Bewegungen. Keine künstliche Bildung hat ihnen das schwere

Joch der Verstellung aufgelegt und sie in die Uniform der konventionellen Sitte gekleidet. Um so wärmer aber pulsirt das Gefühlsleben in den Bewegungen des Körpers, je unvollkommener die Armuth des Wortlautes die Empfindungen ausdrückt. Daher spricht der Malaie nicht, er deklamirt. Die Modulationen der Stimme und eine lebhafte Mimik ergänzen die Mangelhaftigkeit seines Wortausdruckes. Wenn man festhält, dass die Poesie dem Gefühlsleben entspricht, die Prosa jedoch die Tochter des sich später entwickelnden Verstandes ist, so kann es wenig befremden, dass die Poesie bei den Malaien noch immer ausgebildeter ist, als die erstere, Schwester derselben, die Prosa. Bei entwickelteren Völkern wirkt der Verstand wieder auf den kunstlosen, poetischen Gefühlsausdruck zurück, bildet ihn kunstvoll aus, veredelt ihn und erhebt ihn so zur eigentlichen Dichtkunst. Bei den Malaien ist dieses noch nicht geschehen; deshalb ist denn auch die äussere Gestalt ihrer Poesie sehr einfach. Sie haben nur zwei Formen für ihre poetischen Produkte, das Panton und das Sayar. Das Panton ist eine Strophe von vier Zeilen, welche sich wechselseitig reimen; die zwei ersten Zeilen enthalten ein poetisches Bild, die zwei letzten eine Vergleichung mit demselben, welche entweder lyrischen oder moralischen Inhaltes ist. Dieses Panton ist allein den Malaien eigen, es ist eine poetische Spielerei, welche wieder den eigenthümlichen Bildungsstand des Volkes bezeichnet. Dass wir auch hier den Reim finden, kann wenig befremden. Schon die Ebräer hatten in den frühesten Perioden der Dichtkunst ihre Assonanz. Dem Araber war der Reim frühzeitig bekannt und die Poesie der neuen Sprachen beginnt sogleich mit demselben. Im Lateinischen findet man

ihn bereits gegen das Ende des vierten Jahrhunderts, in einem Gesange des heiligen Augustin gegen die Pelagianer. Um zugleich eine Probe der malaischen Sprache zu geben, führe ich hier einige dieser Pantons an, welche der Aussprache gemäss mit lateinischen Buchstaben geschrieben sind. Bei der Pronunziation wird bei mehrsylbigen Wörtern die vorletzte besonders betont. Das oft vorkommende ng bildet einen Laut.

Menuti ombak di ratu kataun
Patang dan pagi tida berkala;
Menuti bunga di dalam kobong
Sa tangkei sadja jang menggila.

„Die Wellen spritzen ihren weissen Schaum auf den Strand von Kataun und thürmen sich Tag und Nacht; die Blumen in dem Garten werden welk, aber sie können den Gedanken an meine Liebe nicht zernichten.“

Ayer di dalam bertambah dalam
Udjan di ula belom lagi tedoh;
Hati dendam bertambah dendam
Dendam dhaulo belom lagi sumboh.

„Die tiefen Gewässer sind noch tiefer geworden und der Regen stürzt sich anhaltend von den Bergspitzen; mein Herz aber ist noch mehr entflammt worden, aber meine erste Hoffnung noch nicht erfüllt.“

Ulak berulak batu mandi
Kian berulak tenang tjua,
Hendak bertunah tunah hati
Diwa membawa bimbang djua.

„Besänftigt ist der Strom hinter dem Rohre und dem Hügel; ich wünsche die Unruhe meines Herzens zu be-

sänftigen, aber eine junge Schöne hält meine Sinne bezaubert.“

Permatah djatoh di romput
Djatoh di romput bergilang gilang;
Kasi mu ambon di udjong romput
Datang matahari lantas di ilang.

„Der Diamant ist in das Gras gefallen und verbreitet dennoch seine Strahlen; deine Liebe aber ist wie der Thau auf dem Grashalm, sie verschwindet, sobald die Sonne ihre Strahlen verbreitet.“

Djika songgoh bulan pernama
Mengapa tiada di pagar bintang?
Djika songgoh tuwan bidjaksana
Mengapa tiada dapat di pintang?

„Wenn der Mond in seinem vollen Glanze prangt, warum zeigt er sich nicht inmitten seiner Sterne? Wenn du wirklich die grossen Gaben besitzest, warum legst du sie nicht an den Tag?“

Den rauhen, grossartigen Karakter der Urpoesie nordischer Völker sucht man vergebens in diesen poetischen Spielereien. Die umgebende Natur drückt ihren Söhnen einen unverwischbaren Stempel auf. Während der stiefmütterlich behandelte Nordländer in wilder Selbstständigkeit erwuchs, machte die Natur den Malaien zu einem verzogenen, aber gemüthlichen Kinde, dessen Ausdrücke dieser Stimmung entsprechen.

Diese Pantons bilden eine gewöhnliche Unterhaltung bei öffentlichen Lustbarkeiten, wo sie oft stundenlang von jungen Malaien und Malainnen wechselseitig hergesagt werden. Besonders gehört es zur Bildung des schönen Geschlechts, eine Menge solcher Verschen hersagen zu kön-

nen. Mehrere Stunden hinter Batavia wohnte ich einer malaischen Festlichkeit bei und hörte daselbst viele dieser Stanzen. Ein grosser Theil derselben blieb mir jedoch unverständlich, weil sie entweder auf einen besondern Aberglauben oder eine Volkseigenthümlichkeit anspielten, welche ich nicht kannte.

Das Sayar ist, wie schon der Name anzeigt, arabischen Ursprungs (Siar-Gedicht). Es besteht aus acht- oder zwölfzeiligen Stanzen, deren jede Zeile eben so viele Sylben zählt. Diese Gedichte sind oft sehr lang und enthalten Fabeln, Romanzen und Legenden, oder sind erotischen Inhaltes. Eine genauere Betrachtung derselben zeigt, dass dieser entweder arabischen oder indischen Ursprungs ist. Nur die erotischen Sayars scheinen rein malaisch zu sein. Deshalb wählte ich auch aus diesen eine Probe zur Uebersetzung, welche zugleich den Begriff des Malaien von weiblicher Schönheit bezeichnet.

„Als meine Geliebte aus ihrem Fenster blickte, funkelten ihre Augen wie Sterne. Ihr älterer Bruder (Geliebter) kann ihren glänzenden Strahlen und ihrer Wärme nicht widerstehen. Die Farbe ihres Antlitzes ist gleich dem rothen Mango. Auf ihrem klopfenden Busen spielen liebliche Schatten so oft sie athmet. Ihre Gestalt schwebt wie ein Bild um Schattenspiele. Ihre Stirne ist gleich dem Neumond bei seinem ersten Erscheinen. Ihre Augenbrauen sind so schön geschwungen, dass meine Blicke sie verzehren. Schon lange war sie die Auserkorene meines Herzens. Ihr Reiz glänzt von Edelgestein von Seilan. Ihre langen Nägel blenden wie Blitzstrahlen und sind durchsichtig wie die Perle des Meeres. Ihre Gestalt ist schlank und lieblich. Ihr Hals gleicht dem eines geglätteten Stein-

bildes. Wohllautend sind die Worte ihres Mundes. Ihre Abschiedsworte sind glühend gleich dem scharlachrothen Holze. Ihre Gestalt, nicht ihre Kleidung verleiht ihr den Glanz. Ihre Zähne sind schwarz gefärbt mit Bajapulver. Ihr erhabener Wuchs lässt sie wie eine Fürstin erscheinen. Ihre schönen Locken sind geschmückt mit Sarajablumen. In ihrer ganzen Gestalt herrscht vollkommenes Ebenmaass. Meine Seele ist entzückt und sehnt sich, mit ihr zu entfliehen; glühend strahlt sie aus meinen Blicken und mir fehlt die Kraft, sie wieder zu besänftigen."

Sehr viel geht bei jeder Uebersetzung verloren. Um so mehr ist diess der Fall, wenn das Original so lieblich klingend ist, wie das Malaische, welches so leicht durch das Gehör den Weg zum Gemüthe findet. Zugleich wird der nicht vertraute Leser durch die Fremdartigkeit der Bilder gestört, welche sich ihm nicht immer mit hellen Farben in das Vorstellungsvermögen einmalen.

Die prosaische Literatur der Malaien ist, wenn auch bedeutend reicher als die poetische, dennoch nicht sehr gross, wenigstens ihrem Inhalte nach nicht. Die vornehmen und fürstlichen Familien auf Java besitzen häufig malaische Manuscripte, die mit ehrerbietiger Scheu betrachtet werden, da sie mit denselben Schriftzeichen geschrieben sind, wie das heilige Buch, der Koran. Noch werther werden ihnen diese Handschriften durch die Länge der Zeit, seit welcher eine Familie dieselben besass. Der Vater vererbt sie auf den Sohn als einen höchst kostbaren Nachlass. Ausser dem Alter, das in den Augen der Javanen eine heiligmachende Kraft besitzt, trägt selbst die Unkenntniss des Inhaltes mit dazu bei, diese Schriften dem Eigenthümer werther zu machen. Oft gelten sie für einen

Talisman, dessen Besitz die Familie vor Unglück bewahren soll. Wenn schon für uns das Unbekannte und Räthselhafte ein Interesse hat, indem sich unser Scharfsinn daran übt oder unsere Phantasie die Lücke durch ihre Gestalten auszufüllen strebt, so muss natürlich diess letztere um so mehr der Fall sein bei einem Volke, welches sich noch auf der Kindheitsstufe befindet. Der Inhalt der prosaischen Schriften ist grösstentheils geschichtlich oder ethisch. Doch ist die Geschichte durch Ausschmückungen fast überall zur Legende und Fabel geworden, und die moralischen Erzählungen, Lehren und Sinnsprüche tragen so stark die arabische Färbung, dass nur wenig Originelles überbleibt. Obgleich es aber schon ein Interesse erregt, diess Wenige kennen zu lernen, um darin die Eigenthümlichkeit des Volkes zu erschauen, so leuchtet diese doch aus der Art und Weise hervor, wie das arabische Element sich bei ihm acclimatisirte. Ausserdem sind es ja vor Allen die Schriftdenkmäler, welche nicht allein die Bildungsstufe eines Volkes am deutlichsten zeigen, sondern auch einen untrüglichen Maassstab geben, um das innerste Leben desselben zu ermessen. Während die Poesien, welche ich anführte, mehr dem Volksleben entsprachen, giebt die prosaische Litteratur mehr ein Bild der geistigen Aristokratie, welche von den Fürsten, Lehrern und Vornehmeren dieser Insulaner repräsentirt wird. Die Sprache in diesen Schriften ist reiner, als die des gewöhnlichen Umgangs und führt den Namen Djawi, d. h. dem Lande eigenthümlich oder Bhasa (Sprache) Djawi. Sie hat eine höhere Ausbildung, als der gewöhnliche Dialekt, in welchem der Malaie mit dem Europäer seine Geschäfte abmacht und ist schwieriger zu verstehen als dieser. Die Erziehung

unter den höchsten Ständen bei den Eingebornen ist oft sehr sorgfältig, weshalb denn auch die Schriftsprache hier zur Conversationssprache geworden ist. Auch bei uns findet ja dieselbe Erscheinung statt, die Ausdrucksweise und Pronunziation unserer untersten Stände ist sehr verschieden von der Sprache der Gebildeten.

Eins der wichtigsten und seines Inhaltes wegen hochgeschätzten malaischen Schriftwerke ist die Makota segalla Radja (die Krone aller Könige). Der Herr Roorda van Eysinga hat in Batavia eine holländische Uebersetzung dieses Buches drucken lassen, welche leider in Europa nicht zu erhalten ist. Diess Werk zerfällt in folgende 24 Abtheilungen: 1) Ueber die Selbsterkenntniss. 2) Die Kenntniss des allmächtigen Schöpfers. 3) Die Kenntniss der Welt und der Menschen. 4) Das Sterbebette. 5) Die fürstliche Würde. 6) Die Gerechtigkeit. 7) Erzählungen von den Thaten verschiedener und gerechter und treuer Fürsten. 8) Ueber Fürsten, welche zwar gerecht, aber irrgläubig sind. 9) Ueber die Tyrannei. 10) Ueber die Eigenschaften der Staatsdiener und Grossen des Reichs. 11) Das Amt der Schreiber. 12) Pflichten der Gesandten. 13) Die Pflichten aller Diener der Fürsten. 14) Die Erziehung der Kinder. 15) Der wahre Ehrgeiz. 16) Ueber den Verstand. 17) Ueber die Staats-Gesetze. 18) und 19) Ueber die Physiognomik als Mittel zur Menschenkenntniss. 20) und 21) Ueber das Verhältniss zwischen den Unterthanen und dem Fürsten. 22) Ueber Wohlthätigkeit und fürstliche Gunstbezeigungen. 23) und 24) Ueber die Erfüllung der Angelöbnisse. — Wenn man bedenkt, dass die ganze Handschrift nur 120 Seiten hat, so muss man wahrlich über den ungeheuren Reichthum dieses Buches er-

staunen. Es enthält den Kern einer grossen Menge ethischer und politischer Schriften und steht in hoher Achtung bei den Fürsten und Vornehmen des Volkes. Die grosse Verehrung gegen diese Schriften, wovon nicht allein die untern Volksklassen, sondern selbst die Fürsten durchdrungen sind, trägt nicht wenig dazu bei, ihrem Inhalte Folgsamkeit zu verschaffen. Doch damit der Leser selbst über diess Werk urtheilen könne, will ich die wörtliche Uebersetzung eines kleinen Stückes dieser Schrift mittheilen und hierzu den siebenten Abschnitt wählen. „Der Fürst muss stets nach der Freundschaft aller der Lehrer streben, welche Kenntnisse mit Gottesfurcht verbinden; er muss sich mit ihnen fortwährend über den Gottesdienst und über die Lebensweise religiöser Menschen unterhalten und alle ihre Worte überlegen. Doch ist es durchaus nothwendig, dass der Fürst alle Lehrer gründlich kenne, damit er die guten von den schlechten unterscheiden könne und nicht betrogen werde durch die Freundschaft solcher Menschen, deren Aeusseres und deren Worte die eines Lehrers, deren Inneres und deren Rath aber gleich denen des Satans sind. Aus Eigennutz und Geiz erfreuen sie durch liebliche Worte das Gemüth des Königs, der mit ihnen spricht, und gehen allen Tugenden und Untugenden nach, welche in dem Herzen des Königs strahlen oder dasselbe verbittern. Alle seine Wünsche, sie mögen gerecht oder schlecht sein, billigen sie und ahmen alle seine Neigungen und Handlungen nach, um durch List dasjenige von ihm zu erlangen, was sie von ihm begehren.“

„Es ist Pflicht aller Fürsten, die Lehrer aufzusuchen, deren Bestrebungen rein und deren Worte wahrhaftig sind, welche das, was sie sagen, um Gotteswillen und zum Nutzen

Aller, die Gott dienen, und keineswegs aus Eigennutz oder sinnlichen Begierden zu den Fürsten, Räthen des Reichs und Andern sprechen. Obwohl ihre Worte das Gefühl der Personen verletzen, welche schwach im Dienste Gottes sind, so sollen doch die Lehrer, welche aus reinen Absichten reden, keinen Unterschied machen zwischen dem Fürsten, dem Rathe des Reiches, dem Reichen und dem Bettler. Sie sollen die Fürsten nicht fürchten noch vor dem Reichen und Mächtigen feige zurückschrecken."

Zu den Zeiten des Omar Abdul Aziez waren einstmals die Lebensmitteln in allen Gegenden des Reiches sehr theuer und viele Menschen litten Hungersnoth. Es gab da einen Volksstamm unter den Arabern, welcher unter dem Volke einen Mann suchte, der das Wort führen konnte. Diesen machten sie zu ihrem Führer und gingen mit ihm zu Omar Abdul Aziez. Er redete den Fürsten also an: „Beherrscher der Gläubigen, wir kommen in grosser Noth zu dir, wir können unsern Hunger nicht ertragen; die Mittel unserer Rettung sind aber in der Schatzkammer vorhanden. Alle Schätze, welche sich darin befinden, können unter drei Abtheilungen gebracht werden. Sie sind vom allerhöchsten Gott, oder von dir, oder von den Dienern Gottes *). Sind sie von Gott dem Allerhöchsten, so begehrt er sie nicht und will, dass sie seinem Volke in dieser Noth gegeben werden. Sind sie jedoch von dir, so musst du sie den Gläubigen in dieser Noth als Almosen schenken, wie das erhabene Wort sagt: „Gott der Allmächtige vergilt die Wohlthaten Aller, welche

*) Diener Gottes ist der gewöhnliche Ausdrück in den ostindischen Schriften für das (mahommedanische) Volk.

Almosen geben.“ *) Wenn aber diese Schätze deinem Volke entnommen sind, so ist es der Pflicht angemessen, dass ihm jetzt sein Eigenthum zurückgegeben wird.“

Als Omar Abdul Aziez diess vernommen hatte, stürzten Thränen aus seinen Augen und er antwortete: „Deine Worte sind gerecht“, und befahl die Schatzkammern zu öffnen und ihnen zu geben, was sie verlangten. Als sie nun zurückkehren wollten, sagte Omar Abdul Aziez: „O Führer, wie du mir den Zustand des Volkes bekannt gemacht hast, so möchte ich meinen Zustand dem Herrn offenbaren, denn ich bin in grösserer Noth als sie Alle.“ Der Führer erhob seine Hände, blickte gen Himmel, wendete sich gen Keblah **) und sprach: „O Gott mein Herr, der du die Umstände deiner Diener kennst, vor dessen Blicke Nichts verborgen ist; wie Abdul Aziez sich über deine Diener in dieser Noth erbarmet hat, so erbarme du dich auch seiner in seinen Nöthen, welche offen vor deinem Blicke liegen!“

Jenen Lehren wird Niemand Weisheit, dieser Erzählung Niemand Schönheit absprechen. Aehnliche Erzählungen, bald kürzer, bald länger, füllen diesen ganzen Abschnitt der Handschrift und zeichnen sich immer durch edle Aeusserungen, häufig durch blendenden Scharfsinn in den angeführten Fragen und Antworten aus. Da vor Allen sich in der Politik eines Volkes seine geistige Bildung repräsentirt, so glaube ich, dass mir der Leser es Dank wissen wird, wenn ich ihm noch eine kleine Stelle aus dem achten Abschnitt dieser Handschrift übersetze. „Alle

*) Worte aus dem Koran.

**) Der Tempel in Mekka.

verständigen Fürsten haben von Alters mit Eifer Gerechtigkeit gehandhabt und ihre Unterthanen beschützt, damit eine grosse Menge Volkes sich unter ihre Regierung begeben sollte. Wohl war es ihnen bekannt, dass, wenn der Unterthan der Ruhe geniesst, die Bevölkerung sich ausbreitet, dass, wenn alle Landstrecken bevölkert sind, der Landbau, der Handel und was dahin gehört, in allen Theilen des Königreichs blühet, dass wenn das Land sich in einem solchen Zustand befindet, die Wohlfahrt der Bevölkerung von allen Seiten her die Einkünfte bereichert, so dass die Schatzkammer reichlich gefüllt wird. Wenn sich aber die Schätze des Königs so vermehren, so sind die Räthe des Reiches, die Führer der Krieger und die fürstlichen Diener zufrieden und vermehren freudig ihre Nützlichkeit für den König."

„Die Wohlfahrt des Fürsten beruht auf dem Schutze seiner Unterthanen und wird befestigt durch eine Kriegsmacht. Die Wohlfahrt der Kriegsmacht wird befestigt durch den Reichthum der Einkünfte und die Einkünfte werden wieder befestigt und vermehrt durch Gerechtigkeit und Schutz, welche der Fürst seinen Unterthanen angedeihen lässt. Diess sind die einfachen Grundsätze, auf welchen sich eine gute Regierung in allen Ländern der Welt gründet."

Werthloser und aller geschichtlichen Glaubwürdigkeit baar sind die weitschweifenden historischen Werke der Malaien, doch darum nicht weniger karakteristisch für die Sitten und Gebräuche des Volkes. Die Araber, welche darin erwähnt werden, sind immer edler Natur und Muster aller Vollkommenheiten; die inländischen Fürsten sind trotzig, hochmüthig, ungerecht, büssen aber ihre Laster

gewöhnlich mit Thränen auf die Vorstellungen, welche ihnen von Arabern gemacht werden. Das geistlose Gepränge des orientalischen Despotismus, die grenzenlose Ehrerbietung der Unterthanen gegen ihre Fürsten und lächerliche Kleinlichkeit der Gesinnungen wechseln darin ab. Wundern kann man sich nicht, dass das Leben so wenig mit den in den religiösen Schriften gegebenen Regeln übereinstimmt. Wird bei uns vielleicht die Liebe überall ausgeübt, welche die Lehre Jesu fordert? Leben wir streng nach den moralischen Grundsätzen, welche uns in tausend Büchern gepredigt werden? Auch unser Leben weicht von unsern Lehren ab. Es kann uns also nicht wundern, wenn wir dieselbe Erscheinung bei einem Volke finden, bei welchem die geringe Bildung lediglich Monopol der Vornehmen und Fürsten ist. Man findet unter diesen auf Java häufig Männer, die durch ihre Bildung uns in Erstaunen setzen und in ihren Schriften Ideen niedergelegt haben, welche einem Europäer zur Ehre gereichen würden. Dennoch nennen wir sie Barbaren. Aber wir sind es gewohnt, jeden mit diesem Namen zu brandmarken, welcher eine andere Hautfarbe und andere Sitten als wir besitzt. Doch wie wenig sich ein solcher Ausdruck rechtfertigen lässt, werden wir noch später sehen.

Ein paar Sinnsprüche führe ich hier an, welche ebenfalls einem alten malaischen Manuscript entnommen sind:

„Der, welcher dem Irdischen nachjagt, ist dem ähnlich, welcher seinen Durst mit Salzwasser zu löschen strebt; je mehr er trinkt, um so durstiger wird er.“

„Das Leben ist glänzend und schnell wie der Blitz; das Grab dunkel und langdauernd wie die Nacht, welche ihm folgt.“

verständigen Fürsten haben von Alters mit kann,
tigkeit gehandhabt und ihre Unterthanen
eine grosse Menge Volkes sich unter thau, zu
geben sollte. Wohl war es ihnen h
Unterthan der Ruhe geniesst, d' eidenschaft
breitet, dass, wenn alle Land .“ u. s. w.
Landbau, der Handel und w
len des Königreichs blüh
einem solchen Zustand
kerung von allen S
dass die Schatzk . Sarabaya. — Nacht. — Tiger-
aber die Sch . dem Tiger und Büffel. — Muth
Räthe des T . umlichkeit der Tiger. — Hahnen-
lichen D kampf. — Heuschreckenkampf. — Ja-
lichkei

sei von dieser kurzen Skizze der malai-
n seinen Aufenthalt zu Simpang zurück.
D ich hier gewesen, als mein Gastfreund
Landdrostassistenten eine Einladung zur Tigerjagd
beschloss ich, daran Theil zu nehmen.
kommt auf Java in mehreren Spielarten vor
der Zahl nach sehr verbreitet. Die gewöhn-
Species ist der Königstiger und der Leopard, von
letzteren der schwarze Tiger eine seltnere Abart
Man findet hier nicht selten in dem Neste dieses
, von welchen die Mutter getödtet wurde, neben
gefleckten Leoparden auch den schwarzen Tiger.
diesen noch sehr jung, so erkennt man auf dem Pelze
die Zeichnung, welche jener hat. Später wird die
jedoch mehr gleichmässig schwarz. Besonders im
den Landen kommen sehr viel Unglücksfälle vor,
durch diesen feige, blutdürstige und hinterlistige

Thier veranlasst werden. In der Nähe der grossen europäischen Etablissements sind sie seltener, weil die Tiger sich von volkreichen, belebten Plätzen zurückziehen und sich in das Dickicht der Wälder verkriechen. Zeigen sich jedoch die blutigen Spuren des Thieres, welche alsbald seine Anwesenheit zu erkennen geben, so wird einem Beamten alsbald hiervon Anzeige gemacht, der dann gewöhnlich eine grosse Jagd veranstaltet. Doch werden natürlich im Ganzen verhältnissmässig wenig Tiger hierdurch getödtet. Man nimmt an, dass jährlich über 300 Javanen eine Beute dieses Thieres werden. Das Kolimal-Gouvernement hat eine Prämie auf das Erlegen eines Tigers gesetzt, um auf diese Weise dieselben so viel wie möglich auszurotten. Obgleich viele hierdurch erlegt werden, so reicht diess noch immer nicht hin, um die Zahl der Opfer bedeutend zu verringern. Die Javanen tragen selbst die Schuld hiervon. Sie hegen eine abergläubische Ehrfurcht gegen diesen blutdürstigen Feind und vereinigen sich häufig dörferweis, um den Tigern, welche sich in ihrer Nachbarschaft befinden, Atzung vor das Dessa (Dorf) auf einen Platz, welche diese gewöhnlich besuchen, hinzutragen. Zugleich hoffen sie, durch diesen freiwilligen Tribut dieselben von sich abzuhalten. Auch jetzt war vor einigen Tagen eine Javanin in der Nähe von einem Tiger zerrissen worden und in Folge dieses Ereignisses wurde eine Jagd beabsichtigt. Am andern Morgen früh setzten wir uns vor Tagesanbruch zu Pferde, um zu dem für die Jagd bezeichneten Platze zu gelangen. Schwärme von leuchtenden Insekten schwirrten in der Luft umher und spiegelten sich in dem Kalimaas, an welchem wir vorüber ritten. Nach und nach erblichen sie, wie die Gestirne über uns, mit

welchen sie an Glanz gewetteifert hatten. Wir ritten weiter durch die braune Dämmerung. Das Schwirren und Summen der Insekten tönte wie fernes Brausen einer belebten Menschenmenge in unsern Ohren. Der Wauwau rief mit klagender, melancholischer Stimme und der Gekko beantwortete schrill und höhnend den Klageton. Dazwischen reckten die langen, spitzen Blätter der Bäume sich aus, wie die Finger eines riesigen, indischen Zauberers und unheimlich läutete das Geschrei der papagaienartigen Vögel, welche, von uns aufgestört, ihren Sitz verliessen. Zwei Stunden später waren wir an dem Orte unserer Bestimmung. Die glänzende Sonne hatte bereits Alles mit einem blendenden Firniss überzogen. Viele Europäer und Javanen waren hier schon versammelt. Vor uns lag ein kleiner Wald, welcher grösstentheils aus dichtem, niedrigen Krüppelholze bestand; hier sollte der Tiger sein Lager haben. Wir stellten uns an zur Jagd. Ohngefähr 20 Schritte vor dem Walde standen wir Europäer mit unsern Kugelbüchsen, von zwölf zu zwölf Schritt ein Mann und umgaben so in einem Halbbogen den Wald. Hinter uns zog sich eine dichte Kette von mehren hundert Javanen her, mit ihrer langen Lanze mit flammenförmiger Spitze (Tumbak), einem Dolche (Kriss) und einem kurzen Schwerte (Golok), welches mit einem Hackmesser Aehnlichkeit hat, bewaffnet. Sie sollten den Tiger, wenn er durch unsere Reihen hindurchbrach, auf ihre Weise tödten. Da die Eingebornen, die nicht im Militär-Dienste sind, in dem Gebrauche des Feuergewehrs keine Uebung besitzen, so lässt man ihnen lieber ihre eigenthümliche Bewaffnung, um die Gefahren, welche eine Unvorsichtigkeit mit jenem veranlassen könnte, zu vermeiden. Von der

uns entgegengesetzten Seite des Waldes mussten nun eine Menge inländischer Musikanten mit Trommeln, Triangels und Gongons uns entgegen ziehen, um durch das entsetzliche Geräusch dieser Instrumente den Tiger von seinem Lager aufzuscheuchen und ihn auf uns zu treiben. Wir standen schussfertig, mit gespannter Aufmerksamkeit nach dem Walde hinblickend. Schon hörten wir dies Toben der Instrumente immer näher und näher. Schon sah ich in meinem Geiste das blutdürstige Ungethüm in Bogensätzen hervorspringen und wünschte mit aufmerksamer Spannung, dass es mir schussgerecht kommen möchte; es erschien aber nicht und bald nachher standen die javanischen Treiber vor uns. Während ich missmuthig über die vergebene Jagd zu meinem linken Nebenmanne gehen wollte, hörte ich, dass mein Nebenmann von der andern Seite einen Javanen herbeirief und ihm befahl, mit seiner Lanze in einen Busch zu stossen, welcher rechts von mir zwischen dem Wäldchen und unserer Linie lag und etwa vier Fuss Durchmesser hatte. Unmöglich, dachte ich, kann hier das Raubthier liegen und wendete mich, mit meinem Bekannten sprechend, davon ab. Wenige Worte hatte ich geredet, als ich hinter mir ein Geräusch, ich weiss nicht mehr welches, hörte. Schnell blickte ich mich um. Der Javane stand vor dem eben beschriebenen Busche mit beiden Händen einen Tiger an der Kehle haltend. Schüsse, Dolche, Lanzen durchbohrten schon das Thier, während dem Javanen ein breiter Blutstrom über das scheinbar zerrissene Gesicht floss. Krampfhaft hielt er noch immer das verendende Thier, und liess es erst dann los, als wir es seinen Händen entnahmen. Die Wunde war jedoch nicht so bedeutend, als ich es befürchtete; nur ein Stück der

Stirnhaut war zerrissen und die Nase an der Wurzel etwas verletzt. Noch immer stand der Javane stumm und sprachlos und wurde erst dann wieder wie neu belebt, als ihm ein Beamter versicherte, dass er die gewöhnliche Prämie für das Erlegen eines Tigers (10 spanische Thaler) erhalten würde.

Auf eine andere Art treiben gewöhnlich die Javanen die Tigerjagd. Sie graben eine Grube, in welche sie gewöhnlich eine Ziege setzen und befestigen über der Oeffnung eine Fallthür, die sich durch die Bewegung, welche der Tiger durch den Sprung in die Falle hervorbringt, in das Gleichgewicht setzt und dem Raubthiere den Rückzug abschneidet. Hat man es auf diese Weise gefangen, so wird es mit spitzen Bambusstäben getödtet oder noch häufiger in Schlingen genommen und in einen starken Holzkäfig gebracht, um nun zu einem der beliebtesten Schauspiele der Javanen, zum Kampfe mit dem Büffel, zu dienen. Der javanische Büffel ist von der grössten Art, hat einen kurzen, dichten Pelz und fast horizontal stehende, über zwei Fuss lange spitze Hörner. Seine Farbe ist schmutzig blauschwarz, selten weiss. Die Eingebornen nennen ihn Karbau, welche Benennung auch in die Sprache der dort wohnenden Europäer übergegangen ist.

Um beide Thiere kämpfen zu lassen, errichtet man eine Arena, welche zehn bis zwölf Fuss Durchmesser hat und in der Rundung von starken Pallisaden umgeben ist. Hinter diesen Pallisaden stehen Javanen mit Lanzen bewaffnet, um den Tiger selbst dann nicht, wenn er Sieger war, entkommen zu lassen. Nachdem zuerst der Büffel in den Kampfplatz geführt wurde, öffnet ein Javane, gewöhnlich ein Häuptling, den Käfig des Tigers, welchem

er sich, nach inländischer Musik tanzend, genähert hatte, und kehrt mit denselben Bewegungen, fortwährend jedoch seine Augen auf den Tiger richtend, zurück. Aengstlich tritt der Tiger hervor, der seinen wüthenden starken Gegner wohl kennt. Er umschleicht die Peripherie des Kampfplatzes, seinem Feinde ausweichend und eine günstige Gelegenheit suchend, um auf den Nacken oder den Kopf des Büffels zu springen, welcher aber fast immer der Angreifer ist und mit schrecklichem Gebrüll auf den Tiger stürzt. Endlich hat der Tiger den günstigen Augenblick gefunden, und schlägt seine langen Krallen in den Kopf und Nacken des Büffels. Dieser aber presst ihn wüthend gegen die Pallisaden und unter lautem, gellenden Gebrüll lässt der Tiger los. Noch ängstlicher weicht er dem Kampfe aus, aber wüthend verfolgt ihn der Büffel, bis er ihn mit den spitzen Hörnern durchbohrt, oder durch den Druck gegen die Pallisaden zerschmettert hat.

Oft ereignet sich, dass der Tiger nach dem ersten Anfall allen wüthenden Angriffen des Büffels ausweicht und sich einem neuen Kampfe durchaus zu entziehen sucht. Die Javanen stacheln ihn dann mit spitzen Stöcken, giessen siedendes Wasser auf ihn oder werfen brennendes Stroh in seine Nähe, bis er ausser sich vor Wuth und Verzweiflung von Neuem sich auf seinen Feind wirft und nun dessen Stärke erliegt. Selten bebt der Büffel vor dem Kampf zurück, zu welchem ihn dann ähnliche Mittel anspornen. Fast immer ist der letztere Sieger. Siegt jedoch der Tiger, so wird er auf eine andere Weise getödtet, welche rampok genannt wird. Ein Kreis von vielen hundert Eingebornen umgiebt ihn und hetzt ihn, bis er einen Sprung wagt, um die Reihen seiner Quäler zu durch-

brechen. Nach oft langem Zaudern versucht er dann verzweiflungsvoll den wilden Satz und findet seinen Tod auf der Lanze eines Javanen. Die Uebung letzterer in dieser Art der Jagd ist so gross, dass der Tiger immer auf diese Weise getödtet wird.

Wie wenig auch der Javane an persönlichem Muth dem Europäer gleichkommt, so ist er doch dem Tiger gegenüber tapfer und unerschrocken und bewunderungswürdig kaltblütig. Unzählige Beispiele beweisen diess. Von den vielen, welche mir bekannt geworden sind, theile ich nur folgendes mit. Ein Javane war wegen einer Missethat von dem Sultan von Java verurtheilt worden, mit einem grossen Königstiger, dessen Wuth durch Hunger und künstliche Reizungen bis auf das Höchste gesteigert war, um sein Leben zu kämpfen. Die einzige Waffe, welche ihm die Strenge des Gesetzes zugestand, war ein Kris, dessen Spitze jedoch abgebrochen war. Mit ruhiger Entschlossenheit trat er in den engen Kampfplatz, nachdem er vorher den linken Arm und die Faust mit seinem Kopftuch umwunden hatte. Sein kalter drohender Blick fixirte den Tiger. Dieser springt hungernd und grimmig auf sein Opfer zu, aber der Javane stösst ihm mit rascher Kraft die linke Faust in den weitgeöffneten Rachen, während er ihm zugleich mit der scharfen Schneide seines, der Spitze beraubten Dolches, den Bauch bis durch das Herz hin aufschlitzt. Nach einer Minute des Kampfes lag der Tiger in seinem Blute todt zu den Füssen des Javanen. Der Fürst verzieh nun nicht allein dem Sträfling seine Missethat, sondern erhob ihn seiner Tapferkeit wegen auch in den Adelsstand.

Auffallend ist es, dass der Tiger auf Java selten oder nie einen Europäer anfällt. Obgleich man so sehr häufig hört, dass Eingeborne sein Opfer wurden, so wusste sich noch Niemand von den Europäern auf Java, mit welchen ich darüber sprach, zu erinnern, dass Einer ihrer Landsleute von ihm angefallen worden wäre. Den Javanen ist diess wohl bekannt und sie behaupten, dass wenn sich mehre Europäer, unter welchen sich nur ein Eingeborner befände, in gleicher Weise dem Tiger aussetzten, immer nur dieser Eingeborne das Opfer sein würde. Viele und auffallende Beweise sollen diess bewahrheiten. Zum Theil mag es dadurch erklärt werden, dass die Europäer grösstentheils an der Küste in grossen Etablissements leben und dadurch den Tigern weniger ausgesetzt sind. Vielleicht auch werden diese durch den eigenthümlichen Geruch der Javanen gereizt, welcher bei jedem Volke ein anderer, bei diesem aber durch die Einreibungen mit Kokusnussöl noch auffallender gemacht wird. Wie diess nun auch zu erklären sein mag, die Thatsache hat den Javanen zu dem Glauben Veranlassung gegeben, dass die Seelen der verstorbenen Europäer in den Tiger übergehen. Dieser Aberglaube beweist hinlänglich, von welcher Art die erste Bekanntschaft war, welche dieses kindliche Volk mit den Europäern machte, und beweist mehr als viele Blätter in dem Buche der Geschichte, welche mit dem Blute jener unschuldigen Eingebornen beschrieben sind. Ein holländischer Schriftsteller *) leitet selbst den javanischen Namen des Tigers, Matjan, von dem bekannten Spottnamen der Holländer: Maat-Jan her — ein etymologischer Versuch,

*) G. hl. Nagel Schetsen uit myne Javaansche Portefeuille.

welcher zu lächerlich ist, als dass er eine Widerlegung verdiente.

Ueberhaupt gehören Thierkämpfe auf Java zu den beliebtesten Unterhaltungsmitteln. Bei dem Anschauen derselben vertauscht der Javane den gehaltenen, ruhigen Ernst und das mysteriöse Stillschweigen, welches ihn sonst karakterisirt, mit der lauten leidenschaftlichen Aufmerksamkeit eines wilden Knaben. Besonders ist der Hahn, wegen seiner Streitsucht und Tapferkeit, sein Liebling. Eigenthümer und Zuschauer erhöhen das Interesse, welches ihnen die Hahnenkämpfe gewähren, durch bedeutende Wetten über den möglichen Ausgang. Die Hähne von Klebes sind besonders berühmt ihres Muthes wegen und reichere Javanen lassen sie sich deshalb auch von dorther kommen. Oft bindet man diesen Thieren einen eisernen Sporen an, in Form einer kleinen Sichel oder eines Federmessers, um hierdurch den Kampf blutiger zu machen. Doch ist diess mehr auf den Molucken als auf Java Sitte, wo man die Hähne nur mit ihren natürlichen Waffen kämpfen lässt. Der Sieger wird häufig durch Gesänge gefeiert. Ein nicht sehr kleiner Theil alter javanischer Gedichte besingt in lächerlicher Weitschweifigkeit solche Hahnenkämpfe. Oft sah ich ihnen zu und bewunderte immer die grenzenlose Aufmerksamkeit und Theilnahme der Javanen, welche sich in zwei Partheien theilten, deren eine bald dem Sieger ihr lautes Bravo (booi) zurief, während die andere den unterliegenden Hahn von Neuem zum Kampfe zu ermuntern suchte.

Auch lassen sie oft zwei Wachteln mit einander kämpfen. Sie gebrauchen hierzu gewöhnlich die Weibchen, welche grösser und tapferer als die Männchen

sind. Auf der Insel Lombok werden jene besonders zum Kampf abgerichtet und auf Java vielfach zum Verkauf ausgeboten. Sie sollen tapferer sein als die javanischen Wachteln. Die ärmeren Volksklassen begnügen sich damit, Heuschrecken, welche sie Djangkrik nennen, mit einander kämpfen zu lassen, und wetten ebenfalls für und wider. Diese kleinen Thierchen werden zum Kampfe angefeuert, indem man sie mit Grashalmen an dem Kopfe kitzelt.

Dieselbe kindische Spielsucht veranlasst die Javanen auch, wie bei uns die Knaben, papierne Drachen steigen zu lassen. Man sieht oft über einem inländischen Dorfe zugleich zehn und mehr solche Drachen stehen. Die Faden, an welchen sie gehalten werden, sind mit Leim überzogen, zwischen welchen gestossenes Glas gemischt ist. Der Sieg wird dadurch entschieden, dass mit einem solchen Faden der eines andern Drachen durchrissen wird und dieser nun zur Erde niederfällt.

Auch fängt man auf Java wilde Schweine mit Schlingen, um sie mit Ziegenböcken kämpfen zu lassen; ein lächerlicher und unschuldiger Kampf. Das javanische wilde Schwein wird höchstens zwei Fuss hoch und hat weder die Stärke noch den Muth mit seinem nordischen Ranggenossen gemein. — So unschuldig an sich diese kindische Spielsucht ist, so artet sie doch in den Hazardspielen des Javanen zur heftigsten Leidenschaft aus. Um dieser willen vergisst er alle Pflichten, verschwendet oft sein und der Seinigen ganzes Eigenthum in wenig Stunden und setzt zuletzt selbst seine Freiheit ein. Vom javanischen Fürsten bis zum Bauern herab, welcher nur mit Mühe seinen Lebensunterhalt findet, herrscht dieselbe Spielwuth und äussert sich noch mit gleicher Gewalt in dem Liplapp

(Kreolen), der nur zu oft mit den Leidenschaften des europäischen Vaters die Laster seiner javanischen Mutter geerbt hat. Wenn man die grossen Wege auf Java bereist, sieht man fast immer in der Nähe der Dörfer Hazardspieler, sowohl bei Tage als auch des Nachts, mit grossem Eifer spielend am Wege liegen. Und keineswegs ist diess nur die Hefe des Volkes. — Einige von den Beispielen der Spielwuth während meines Aufenthalts auf Java theile ich hier mit. Bei einem Javanen bestellte ich, auf Empfehlung meines Dieners, Zigarren von inländischem Tabak, welcher von vorzüglicher Güte ist. Der Javane versprach mir, jeden Tag hundert zu bringen und dafür einen Gulden zu empfangen. Doch schlecht hielt er Wort. Bald brachte er mir ein Paar Tage hindurch regelmässig die bedungene Quantität, bald liess er sich wieder in mehren Tagen nicht blicken. Da ich unzufrieden hierüber meinen Diener fragte, wie diess komme, ob sein Landsmann vielleicht andere Geschäfte habe? lös'te mir dieser sehr bald das Räthsel. Den Ertrag der Zigarren gebrauchte der Javane, welcher durchaus arm war und eine grosse Familie hatte, zum Spiele; gewann er, so machte er keine Zigarren und verstand sich nur dann erst wieder zu der leichten Arbeit, wenn er Alles im Spiele verloren hatte. — Einer meiner Gastfreunde auf Java hatte, der Landessitte gemäss, ein inländisches Mädchen als Haushälterin bei sich. Er hatte mir vielfach ihre Tugenden, ihre Reize angepriesen und hatte die letzteren noch für sich zu steigern gesucht, indem er sie mit einem ihm theuren europäischen Namen „Louise" nannte. Einen grossen Theil seines Einkommens verschwendete er, um Schmucksachen von edlen Metallen, seidene Sarongs

und Kabaijen für das Mädchen zu kaufen, deren Treue, wie mir zufällig bekannt wurde, keinesweges so unverbrüchlich war, als ihr verliebter Herr und Gebieter glaubte. Eines Tages entdeckte er durch die übrige Dienerschaft, dass ihm das Mädchen schon lange täglich Geld entwendet hatte, um ihrer Spielsucht zu genügen. Erzürnt jagte er sie in meinem Beisein fort, liess ihr jedoch die Pretiosen, welche er ihr früher geschenkt hatte. Nach wenigen Tagen fand ich das Mädchen als Haushälterin eines andern Europäers wieder; aber der breite, massive, silberne Gürtel mit dem grossen Schilde von getriebener Goldarbeit, welchen sie immer getragen hatte, war von ihren Hüften verschwunden, die Ohrringe, reich mit Juwelen besetzt, fehlten ihr und statt der seidenen Kleider trug sie baumwollene. Auf meine Fragen, wo sie ihre schönen Sachen habe, antwortete sie mir: ein Chinese habe ihr dieselben im Spiel auf betrügerische Weise noch an demselben Tage abgenommen, an welchem sie sich von ihrem frühern Gebieter getrennt hätte. Bei meiner Abreise von Java ging ich in Surabaya zu Schiffe. Ein holländischer Lootse brachte uns nach Passaruang. Da dieser fortwährend trübe und traurig auf dem Verdeck umherschlich, fragte ihn der Obersteuermann um den Grund seiner Verstimmung. Er antwortete, dass ihm seine Frau bei seiner letzten Abwesenheit sein ganzes, schwer erworbenes Vermögen verspielt habe. Er habe den Schlüssel zu dem Koffer unvorsichtiger Weise zurückgelassen, seine Frau habe seine Vergessenheit benutzt, um ihrer ihm bekannten Spielwuth zu genügen. Ich fragte ihn, ob er seine Ehegenossin nicht bessern könnte, worauf er lakonisch erwiederte: „Sie ist ein Liplapp, mein Herr.“ Viele,

sehr viele ähnliche Beispiele könnte ich erzählen. Keins aber beweist so sehr, wie wüthend diese Leidenschaft bei den Eingebornen ist als, dass die Kaufleute, welche an Schiffen, die mit Inländern bemannt sind, kostbare Stoffe z. B. Gold, Silber und dergl. versenden, der Mannschaft Geld zum Spielen geben, um sie hierdurch wachsam zu erhalten und ihre gewöhnliche gleichgültige Sorglosigkeit zu zerstören. Einige Arten dieser Hazardspiele habe ich bereits früher beschrieben.

---

*Rückkehr nach Simpang. — Wiedersehen der Kreolin. — Ihre Geschichte. — Befremdende Scene. — Haushälterin der Europäer. — Der rothe Hund.*

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als ich in Begleitung meines Gastfreundes den Rückweg nach Simpang antrat. Es war drückend heiss und selbst unsere Pferde gingen einen matten, ruhigen Schritt. Wir kamen an Bambuswäldern vorüber, welche dicht in einander gewachsen, nur an einzelnen Stellen einen Sonnenstrahl durchliessen, der das dunkle üppige Grün derselben im Streiflichte erglänzen liess. Baumartige Farrenkräuter aller Art standen an den engen Wegen, mit dichten Kaktus- und Aloesträuchen zwischen sich. Darunter erheben sich bambusartige Bäume, welche schlank von jedem Lufthauche bewegt werden und deren hohe Gestalt mit der eigenthümlichen Form und Ordnung der Blätter auf die Phantasie des europäischen Reisenden angenehm einwirkt. Aber ich war ermüdet und in das nil admirari versunken, welches den Fremdling, der erst hierher kam, eigentlich nim

mer ergreifen sollte. Stumm und träumend ritt ich neben meinen Gefährten her. Meine Empfänglichkeit für die Reize der paradiesischen Natur schien mit einer Wolke bedeckt zu sein, welche zu verjagen ich mich vergebens abmühete. Es ist nicht schwer, seine ganze geistige Kraft auf einen einzelnen interessanten Gegenstand zu richten, selbst unwillkührlich recken sich alle Fühlfäden der Seele, um ihn zu umfassen. Wo aber die wunderbare Gestaltung der Pflanzenwelt, die prachtvollen reichen Formen des tropischen Thierreichs und die neue Sitte, Gestalt, Sprache, Tracht farbiger Völker, welche wir nur durch die Beschreibungen ferner Reisender kannten, mit einem Male auf uns einstürmen, die kühnsten Träume verwirklichend; da wird die Phantasie durch Glanz, Duft, Ton und Farbe erdrückt und der Geist, von ihnen überwältigt, ist nicht mehr im Stande, zu sondern und das Gesonderte in sich aufzunehmen. Die glühende Hitze, die ohnehin auf die Schärfe der Denkkraft ungünstig einwirkt und mit dem Körper die Seele erschlafft, vollendet den Taumel, in welchen wir uns versetzt fühlen. Oft habe ich auf Java gewünscht, das helle unterscheidende Auge zu besitzen, dessen ich mich in Europa erfreute, aber ich konnte den Schleier nicht zerreissen, der meine Sehkraft trübte. Die Ermattung des Körpers, Folge der anhaltenden Wärme, trägt nicht wenig mit hierzu bei; aber vermögen wir die Fesseln zu zerbrechen, mit denen uns unsere physische Natur umzieht? Umsonst versuchen wir oft genug, uns der Kraft, welche uns gewaltsam niederdrückt, zu entziehen, aber nicht selten werden die Bande nur fester, die wir zu lösen trachteten. Es ist ein demüthiger Gedanke, dass selbst unsere Denkkraft nicht allein von der Integri-

tät unsers Körpers, sondern auch von den uns umgebenden tellurischen Einflüssen abhängig ist. Düstere Wolken, welche sich nach und nach immer dichter am Himmel zusammenzogen, verkündeten die Nähe eines Gewitters und verstärkten die drückende Schwüle. Ich war erfreut, dass wir endlich auf dem breiten Wege angelangt waren, der von Surabaya nach Simpang führt, und sehnte mich nach einem kühlen, schattigen Platz, um Schutz vor dem drohenden Unwetter zu finden. Wir näherten uns immer mehr unsrer Wohnung, als ein Vierspänner uns einholte. Während der Herr und die braune Dame, welche darin sassen, meinen Gefährten freundlich grüssten, erkannte ich augenblicklich in der letzteren die stumme Kreolin von Kalimaas mit dem zauberischen Gazellen-Auge, die dasselbe feurige Vierspann auf demselben Wege schon einmal meinen Blicken entzogen hatte. Das ist ein Landsmann von uns, sagte mir mein Gefährte, welchen wir noch heute oder morgen besuchen wollen. Wer war jene Dame? „Sie ist eine junge, reiche Liplapp, mit welcher sich Herr v. N. seit zwei Monaten verheirathet hat.“ Neue und interessante Scenen hatten das liebliche Bild der Kreolin in meiner Phantasie längst verlöscht, aber seine Farben erneuten und belebten sich, seitdem ich sie wiedergesehen und kennen zu lernen hoffte.

Noch an demselben Tage fuhren wir zu Herrn v. N. Er stammte aus einer berühmten, deutschen Familie, deren Namen seit mehren Jahrhunderten in den Annalen Deutschlands oft erwähnt wird. Er gab vor, durch ein Duell zur Meidung seines Vaterlandes gezwungen worden zu sein, war als Soldat nach Java gegangen und bekleidete jetzt eine nicht unbedeutende Stelle in der Administration.

Da aber seine Bedürfnisse seine Einnahme überstiegen und er immer tiefer in Schulden versank, so suchte er seine ruinirten Vermögensverhältnisse durch eine reiche Heirath wieder herzustellen. Ein sehr angenehmes Aeussere, ein chevalereskes, herzliches Benehmen und eine Leichtigkeit und Gewandtheit, welche sich ohne sichtbare Mühe in alle möglichen Formen des Lebens einschmiegte, verschafften seinen Bestrebungen sehr bald einen günstigen Ausgang, indem er sich mit einer schönen Kreolin vermählte, welche neben ihren körperlichen Reizen ein sehr bedeutendes Vermögen besass. Diese Kreolin war es, die durch ihren magischen Gesichtsausdruck mir so auffallend und überraschend erschienen war. Da ich später Gelegenheit hatte, sie genau kennen zu lernen, indem ich mehre Tage in ihrem Hause verbrachte und sie nebst ihrem Gemahl einige Male auf grösseren Ausflügen in das Innere von Java begleitete, so will ich hier eine kurze Skizze ihres Lebens mittheilen. Sie mag dem Leser als Genre-Bild der reichen javanischen Liplappe, welche mit Europäern verheirathet sind, dienen.

Mevrouw v. N. war die Tochter einer javanischen Sklavin und eines holländischen Residenten, der der Administration einer der reichsten Provinzen der Insel vorstand. Wie fast alle diese Mischlinge und selbst die Kinder von reiner europäischer Abstammung auf Java, war sie unter der Leitung ihrer Mutter, d. h. unter gar keiner Leitung, in der Gesellschaft von Javanen des niedrigsten Ranges erwachsen, aus welchen die zahlreiche Bedienung ihres Vaters bestand. Gegen ihr zehntes Lebensjahr starb dieser, nachdem er kurz vor seinem Tode die Tochter legitimirt, d. h. sie als rechtmässiges Kind angenommen

und zur Erbin seines bedeutenden Vermögens eingesetzt hatte. Das Kind, welches bis dahin beinahe nackend, wie es die Sitte der Javanen mit sich bringt, umher gelaufen war, wurde nun durch die Vormünder mit kostbaren, europäischen Kleidern geschmückt und die Dame war fertig. Ueber ihre erste Bildung kann ich Nichts sagen, weil sie eine solche nicht hatte. Vier Jahre später lernte sie Herrn v. N. kennen, welcher sie nach Verlauf eines halben Jahres zu seiner Gattin machte.

Als ich mit Herrn Dr. F. meinen ersten Besuch bei Herrn v. N. machte, war derselbe nicht anwesend. Wir wollen warten bis N. kommt, sagte mir mein Begleiter, doch vorher sollen sie sehen, wie sich die gnädige Frau beschäftigt; Sie können dann zugleich derselben ihr Kompliment machen. N. hält darauf, dass man seine Frau mit allen regards behandelt, welche man im Vaterlande einer Dame von Stande schuldig ist. Wir gingen durch mehre Zimmer, in welchen kostbare Möbel und Luxusartikeln aus Asien und Europa vereint waren. Vor einem offnen grossen Zimmer blieben wir stehen. Mit einer bezeichnenden Gestikulation deutete F. auf die Gruppe, die sich unsern Blicken darbot. Auf einem kostbaren Teppiche lagen mehre der schwarzen Diener des Herrn v. N., sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, dazwischen Mevrouw v. N. Sie unterschied sich nur durch den kostbaren Stoff ihrer Kleidung von den Uebrigen. Ein seidener Sarong und eine Kabaya von demselben Stoffe machten ihre Toilette aus, neben den blossen Füssen lagen ein paar chinesische Pantoffeln von rothem Sammet mit Gold gestickt. Sie schüttelt gerade die Würfel in der Hand und mit grösster Spannung lauerten die Umliegenden auf das Niederfallen

derselben, genau jeder Bewegung ihrer Herrin mit den Augen folgend. Da fielen die Würfel hin, mit einem unartikulirten Schrei des Interesses, welches ausserdem auch durch Stücke Gold, welche neben den Einzelnen lagen, markirt war, stürzte sich die ganze Gesellschaft auf die daliegenden, und noch einige Augenblicke vergingen, ehe wir bemerkt wurden. Ein Ton der Ueberraschung verkündete der Herrin die unwillkommenen Zuschauer. Augenblicklich lief die ganze Dienerschaft davon. Mevrouw v. N. nahm ihre Pantoffeln hurtig in die Hand, nickte Herrn Dr. F. einen verlegenen Gruss zu und folgte derselben. Eine befremdende Scene! Die Würfel, welche liegen geblieben waren, besah ich; sie schienen von europäischer Arbeit, wie denn auch der javanische Name dieses Spieles (Dadu) vermuthen lässt, dass die Portugiesen die Lehrmeister desselben waren. War jene Spielerin, die sich mit ihren Sklavinnen einer so hässlichen Leidenschaft hingab, wirklich jenes liebliche Geschöpf, welches ich früher gesehen? Lachend zog mich mein Gefährte in eins der vorderen Zimmer zurück und empfahl mir, gegen N. über das Gesehene zu schweigen. Gleich darauf erschien der letztere und empfing uns mit jener zwanglosen Offenheit und Gastfreundlichkeit, die unter Landsleuten auf Java üblich ist. Tjoba tanja kalu keta boleh ketemu sama njonja (Frage Madam, ob sie hierher kommen könne), herrschte er einem der Diener zu, welcher sich, sein baai tuwan (gut, Herr) brummend, entfernte. Wir hatten wohl ein Stündchen verplaudert, als Mevrouw v. N. in glänzender, europäischer Toilette hereintrat. Ich begrüsste sie in holländischer Sprache, nach einigen Sekunden jedoch schwieg sie und ein liebliches Lächeln war die einzige Antwort auf meine Fragen. Ihre

Kenntniss des Holländischen beschränkte sich nämlich auf die wenigen Redensarten, welche sie schon verbraucht hatte und malaisch wollte sie, aus missverstandenem Schamgefühl, nicht mit dem Fremdlinge reden. Sie wurde, wie ich später sehr bald sah, von ihrem Gemahl ohne Achtung und Liebe behandelt, obgleich sie mit zarter Neigung seine Kinder pflegte, die er mit einem javanischen Mädchen, welches noch jetzt im Hause war, erzeugt hatte. Nur mit einer wehmüthigen Bewegung kann ich jenes armen kindlichen Geschöpfes gedenken, dessen zarter, weiblicher Karakter, dessen ungemeine Sanftmuth und Herzensgüte, von einem natürlich scharfen Verstande unterstüzt, dasselbe einer vorzüglichen Bildung fähig machten, was aber dennoch durch Mangel an Leitung weder die Geschicklichkeit einer häuslichen Javanin, noch Eine der Tugenden einer europäischen Frau besass. Ihre Geburt hatte sie zwischen beide gestellt, und sie vereinte die Fehler beider in sich, ohne von deren Tugenden eine Ahnung zu haben. Leider findet diess gewöhnlich bei den Kreolinen statt, welche aber häufig einen hochmüthigen, heftigen und entsetzlich eifersüchtigen Karakter besitzen. Dass es einem andern Manne nicht schwer wurde, die Liebebedürftigkeit dieser Kreolin zu missbrauchen, deren Begriffe von Recht und Unrecht so schwach waren, ersieht man leicht. Auch hatte sich bereits ein solcher gefunden, wenn jene Blicke nicht trogen, welche sie heimlich mit einem genauen Bekannten ihres Mannes tauschte. Man ist auf Java, wie ich häufig zu bemerken Gelegenheit hatte, gegen den Verführer einer Frau sehr indulgent. Die europäische Gesellschaft lächelt darüber und verspottet den betrogenen Ehemann. Anders jedoch ist es mit dem Verführer der

Haushälterin eines Andern, welcher gewöhnlich aus dem Kreise seiner Bekannten ausgeschlossen wird. So sucht man ein Verhältniss fester zu machen, welches den bürgerlichen Institutionen gemäss natürlich nur sehr lose ist und ihm eine Heiligkeit und Unverletzlichkeit zu geben, die ihm die Staatseinrichtungen nicht ertheilen. Da der Europäer fast durch die Nothwendigkeit gezwungen ist, eine Verbindung dieser Art einzugehen, so thut er wohl, dieselbe zu schützen, welches um so mehr erforderlich ist, da die Kinder der Haushälterin gewöhnlich vom Vater legitimirt werden. Den Soldaten, den ärmeren Kolonisten, den Offizieren und Beamten niederen Ranges verhindert seine Einnahme, sich zu verheirathen, indem er damit die bedeutenden Kosten anständiger Erhaltung einer ebenbürtigen Frau nicht zu bestreiten im Stande ist, während er doch weiblicher Pflege und Sorgsamkeit weder für sich, noch für seinen Haushalt entbehren kann und will. Die javanischen Mädchen entsprechen aber beiden Bedürfnissen nicht selten mit einer Aufopferung ihrer selbst, die die höchste Anerkennung verdient. Europäerinnen sind nicht sehr häufig auf Java, ihre Stellung und das Klima haben bewirkt, dass sie einen grossen Theil ihrer ursprünglichen Tugenden eingebüsst haben. Weder jene noch dieses erlauben ihnen, unmittelbar an häuslichen Beschäftigungen Antheil zu nehmen. Hierzu kommt noch die Sitte, welche eine zahlreiche Dienerschaft für sie erfordert. Karakteristisch für den geselligen Standpunkt ist es, das alle weissen Frauen auf Java Mevrouw genannt werden, ein Titel, welchen nur die vornehme Frau im Mutterlande erhält, während die bürgerliche Ehehälfte daselbst Juffrouw genannt wird. In den Kolonien ist jeder

Weisse vornehm und gehört, den Farbigen gegenüber, der Aristokratie an. Ausserdem erfordern die in einer legitimen Ehe gebornen Kinder einen Unterricht, welcher auf Java schwer zu haben ist. Die Erziehung im Mutterlande ist aber für den Kolonisten nur schwer ausführbar und sehr theuer. Die Kinder einer illegitimen Verbindung jedoch werden mehr als der Mutter angehörend betrachtet und machen dem Vater deshalb ungleich geringere Kosten. Wie sonderbar es auch erscheinen mag, dass dieser grössere Verpflichtungen gegen ein legitimes Kind zu haben glaubt, so lehrt doch eben dieser Glaube die Nothwendigkeit einer heilig gehaltenen Ehe im Staate.

Später verbrachte ich mehre Tage im Hause des Herrn v. N. Vom ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft an hatte ich seine Frau immer mit Achtung und theilnehmender Schonung behandelt und behielt diese Art des Benehmens gegen dieselbe bei, nachdem ich ihr Hausgenosse geworden war. Dass ich ihr durch dieses Benehmen, welches sie nicht gewohnt war, werther geworden, zeigte sie mir oft, obgleich ich solche Aeusserungen durch ein absichtliches Missverstehen zu unterdrücken suchte. Eines Morgens lud mich Herr v. N. zu einer Spazierfahrt ein. Kaum sassen wir im Wagen, so fragte er mich „wie benimmt sich meine Frau gegen Sie?“ Als ich ihm staunend erwiederte: „ganz gewöhnlich“, fuhr er fort: „Sie können offen gegen mich sein.“ „Wie kommen Sie nur zu einer solchen Frage?“ „Auf ganz einfache Weise. Vor wenigen Tagen habe ich mich durch Thränen und Bitten erweichen lassen und war Thor genug, meiner Frau Untreue von meiner Seite einzugestehen. Doch hat sie sich sehr schnell beruhigt und — verzeihen Sie mir — ich

vermuthete, Sie hätten sie getröstet. Sie ist ein Liplapp und wenn Sie auch noch ein orang baar (Neuling) sind, so werden Sie doch wissen, was das sagen will.“ Indignirt wandte ich mich von dem Sprechenden ab. Meine Vorstellungen, dass er seine Frau würdiger behandeln möge, um sie nach und nach zu sich heran zu bilden, beantwortete er mit einem gemeinen, höhnischen Lachen. Am andern Tage zog ich wieder zu Herrn Dr. F., nachdem ich Herrn v. N. ein Doppelgewehr zum Geschenk gemacht hatte. Selbst da, wo sich Gasthäuser befinden, wird der europäische Reisende auf ganz Java mit grosser Gastfreiheit in jedem Privathause aufgenommen. Doch erfordert der Anstand, dass man seinem Wirthe oder dessen Angehörigen ein passendes Geschenk macht, welches hinlänglich zeigen kann, dass man nicht aus Geiz die Gastfreiheit in Anspruch nimmt. Zugleich umgiebt man sich hierdurch mit einem Scheine von Wohlhabenheit, welches nothwendig ist, wenn man nicht die Gefälligkeit und Achtung eines grossen Theiles der Bevölkerung einbüssen will.

Mehre Tage streifte ich wieder im Lande umher. In Folge der Hitze, der ich mich, unbekümmert um die Tageszeit, aussetzte, wurde ich wieder von einer fatalen Plage befallen, die mich fast schon verlassen hatte, nämlich von jenem unangenehmen, klimatischen Ausschlage, welchen die hier lebenden Europäer roode hond nennen (lichen tropicus, miliaria tropica). Dieser Ausschlag ist für den Ankömmling eine der lästigsten Plagen, sie verschwindet bei anhaltend kühlem Verhalten und erscheint wieder, sobald man sich von Neuem der starken Hitze aussetzt. Europäer, die viele Jahre lang schon auf Java waren und während ihres Aufenthaltes in höher gelegenen, kühleren Ge-

sehr viele ähnliche Beispiele könnte ich erzählen. Keins aber beweist so sehr, wie wüthend diese Leidenschaft bei den Eingebornen ist als, dass die Kaufleute, welche auf Schiffen, die mit Inländern bemannt sind, kostbare Stoffe, z. B. Gold, Silber und dergl. versenden, der Mannschaft Geld zum Spielen geben, um sie hierdurch wachsam zu erhalten und ihre gewöhnliche gleichgültige Sorglosigkeit zu zerstören. Einige Arten dieser Hazardspiele habe ich bereits früher beschrieben.

---

*Rückkehr nach Simpang. — Wiedersehen der Kreolin. — Ihre Geschichte. — Befremdende Scene. — Haushälterin der Europäer. — Der rothe Hund.*

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als ich in Begleitung meines Gastfreundes den Rückweg nach Simpang antrat. Es war drückend heiss und selbst unsere Pferde gingen einen matten, ruhigen Schritt. Wir kamen an Bambuswäldern vorüber, welche dicht in einander gewachsen, nur an einzelnen Stellen einen Sonnenstrahl durchliessen, der das dunkle üppige Grün derselben im Streiflichte erglänzen liess. Baumartige Farrenkräuter aller Art standen an den engen Wegen, mit dichten Kaktus- und Aloesträuchen zwischen sich. Darunter erheben sich bambusartige Bäume, welche schlank von jedem Lufthauche bewegt werden und deren hohe Gestalt mit der eigenthümlichen Form und Ordnung der Blätter auf die Phantasie des europäischen Reisenden angenehm einwirkt. Aber ich war ermüdet und in das nil admirari versunken, welches den Fremdling, der erst hierher kam, eigentlich nim-

mer ergreifen sollte. Stumm und träumend ritt ich neben meinen Gefährten her. Meine Empfänglichkeit für die Reize der paradiesischen Natur schien mit einer Wolke bedeckt zu sein, welche zu verjagen ich mich vergebens abmühete. Es ist nicht schwer, seine ganze geistige Kraft auf einen einzelnen interessanten Gegenstand zu richten, selbst unwillkührlich recken sich alle Fühlfäden der Seele, um ihn zu umfassen. Wo aber die wunderbare Gestaltung der Pflanzenwelt, die prachtvollen reichen Formen des tropischen Thierreichs und die neue Sitte, Gestalt, Sprache, Tracht farbiger Völker, welche wir nur durch die Beschreibungen ferner Reisender kannten, mit einem Male auf uns einstürmen, die kühnsten Träume verwirklichend; da wird die Phantasie durch Glanz, Duft, Ton und Farbe erdrückt und der Geist, von ihnen überwältigt, ist nicht mehr im Stande, zu sondern und das Gesonderte in sich aufzunehmen. Die glühende Hitze, die ohnehin auf die Schärfe der Denkkraft ungünstig einwirkt und mit dem Körper die Seele erschlafft, vollendet den Taumel, in welchen wir uns versetzt fühlen. Oft habe ich auf Java gewünscht, das helle unterscheidende Auge zu besitzen, dessen ich mich in Europa erfreute, aber ich konnte den Schleier nicht zerreissen, der meine Sehkraft trübte. Die Ermattung des Körpers, Folge der anhaltenden Wärme, trägt nicht wenig mit hierzu bei; aber vermögen wir die Fesseln zu zerbrechen, mit denen uns unsere physische Natur umzieht? Umsonst versuchen wir oft genug, uns der Kraft, welche uns gewaltsam niederdrückt, zu entziehen, aber nicht selten werden die Bande nur fester, die wir zu lösen trachteten. Es ist ein demüthiger Gedanke, dass selbst unsere Denkkraft nicht allein von der Integri-

sehr viele ähnliche Beispiele könnte ich erzählen. Keins aber beweist so sehr, wie wüthend diese Leidenschaft bei den Eingebornen ist als, dass die Kaufleute, welche auf Schiffen, die mit Inländern bemannt sind, kostbare Stoffe, z. B. Gold, Silber und dergl. versenden, der Mannschaft Geld zum Spielen geben, um sie hierdurch wachsam zu erhalten und ihre gewöhnliche gleichgültige Sorglosigkeit zu zerstören. Einige Arten dieser Hazardspiele habe ich bereits früher beschrieben.

---

*Rückkehr nach Simpang. — Wiedersehen der Kreolin. — Ihre Geschichte. — Befremdende Scene. — Haushälterin der Europäer. — Der rothe Hund.*

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als ich in Begleitung meines Gastfreundes den Rückweg nach Simpang antrat. Es war drückend heiss und selbst unsere Pferde gingen einen matten, ruhigen Schritt. Wir kamen an Bambuswäldern vorüber, welche dicht in einander gewachsen, nur an einzelnen Stellen einen Sonnenstrahl durchliessen, der das dunkle üppige Grün derselben im Streiflichte erglänzen liess. Baumartige Farrenkräuter aller Art standen an den engen Wegen, mit dichten Kaktus- und Aloesträuchen zwischen sich. Darunter erheben sich bambusartige Bäume, welche schlank von jedem Lufthauche bewegt werden und deren hohe Gestalt mit der eigenthümlichen Form und Ordnung der Blätter auf die Phantasie des europäischen Reisenden angenehm einwirkt. Aber ich war ermüdet und in das nil admirari versunken, welches den Fremdling, der erst hierher kam, eigentlich nim-

mer ergreifen sollte. Stumm und träumend ritt ich neben meinen Gefährten her. Meine Empfänglichkeit für die Reize der paradiesischen Natur schien mit einer Wolke bedeckt zu sein, welche zu verjagen ich mich vergebens abmühete. Es ist nicht schwer, seine ganze geistige Kraft auf einen einzelnen interessanten Gegenstand zu richten, selbst unwillkührlich recken sich alle Fühlfäden der Seele, um ihn zu umfassen. Wo aber die wunderbare Gestaltung der Pflanzenwelt, die prachtvollen reichen Formen des tropischen Thierreichs und die neue Sitte, Gestalt, Sprache, Tracht farbiger Völker, welche wir nur durch die Beschreibungen ferner Reisender kannten, mit einem Male auf uns einstürmen, die kühnsten Träume verwirklichend; da wird die Phantasie durch Glanz, Duft, Ton und Farbe erdrückt und der Geist, von ihnen überwältigt, ist nicht mehr im Stande, zu sondern und das Gesonderte in sich aufzunehmen. Die glühende Hitze, die ohnehin auf die Schärfe der Denkkraft ungünstig einwirkt und mit dem Körper die Seele erschlafft, vollendet den Taumel, in welchen wir uns versetzt fühlen. Oft habe ich auf Java gewünscht, das helle unterscheidende Auge zu besitzen, dessen ich mich in Europa erfreute, aber ich konnte den Schleier nicht zerreissen, der meine Sehkraft trübte. Die Ermattung des Körpers, Folge der anhaltenden Wärme, trägt nicht wenig mit hierzu bei; aber vermögen wir die Fesseln zu zerbrechen, mit denen uns unsere physische Natur umzieht? Umsonst versuchen wir oft genug, uns der Kraft, welche uns gewaltsam niederdrückt, zu entziehen, aber nicht selten werden die Bande nur fester, die wir zu lösen trachteten. Es ist ein demüthiger Gedanke, dass selbst unsere Denkkraft nicht allein von der Integri-

sehr viele ähnliche Beispiele könnte ich erzählen. Keins aber beweist so sehr, wie wüthend diese Leidenschaft bei den Eingebornen ist als, dass die Kaufleute, welche auf Schiffen, die mit Inländern bemannt sind, kostbare Stoffe, z. B. Gold, Silber und dergl. versenden, der Mannschaft Geld zum Spielen geben, um sie hierdurch wachsam zu erhalten und ihre gewöhnliche gleichgültige Sorglosigkeit zu zerstören. Einige Arten dieser Hazardspiele habe ich bereits früher beschrieben.

---

*Rückkehr nach Simpang. — Wiedersehen der Kreolin. — Ihre Geschichte. — Befremdende Scene. — Haushälterin der Europäer. — Der rothe Hund.*

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als ich in Begleitung meines Gastfreundes den Rückweg nach Simpang antrat. Es war drückend heiss und selbst unsere Pferde gingen einen matten, ruhigen Schritt. Wir kamen an Bambuswäldern vorüber, welche dicht in einander gewachsen, nur an einzelnen Stellen einen Sonnenstrahl durchliessen, der das dunkle üppige Grün derselben im Streiflichte erglänzen liess. Baumartige Farrenkräuter aller Art standen an den engen Wegen, mit dichten Kaktus- und Aloesträuchen zwischen sich. Darunter erheben sich bambusartige Bäume, welche schlank von jedem Lufthauche bewegt werden und deren hohe Gestalt mit der eigenthümlichen Form und Ordnung der Blätter auf die Phantasie des europäischen Reisenden angenehm einwirkt. Aber ich war ermüdet und in das nil admirari versunken, welches den Fremdling, der erst hierher kam, eigentlich nim-

mer ergreifen sollte. Stumm und träumend ritt ich neben meinen Gefährten her. Meine Empfänglichkeit für die Reize der paradiesischen Natur schien mit einer Wolke bedeckt zu sein, welche zu verjagen ich mich vergebens abmühete. Es ist nicht schwer, seine ganze geistige Kraft auf einen einzelnen interessanten Gegenstand zu richten, selbst unwillkührlich recken sich alle Fühlfäden der Seele, um ihn zu umfassen. Wo aber die wunderbare Gestaltung der Pflanzenwelt, die prachtvollen reichen Formen des tropischen Thierreichs und die neue Sitte, Gestalt, Sprache, Tracht farbiger Völker, welche wir nur durch die Beschreibungen ferner Reisender kannten, mit einem Male auf uns einstürmen, die kühnsten Träume verwirklichend; da wird die Phantasie durch Glanz, Duft, Ton und Farbe erdrückt und der Geist, von ihnen überwältigt, ist nicht mehr im Stande, zu sondern und das Gesonderte in sich aufzunehmen. Die glühende Hitze, die ohnehin auf die Schärfe der Denkkraft ungünstig einwirkt und mit dem Körper die Seele erschlafft, vollendet den Taumel, in welchen wir uns versetzt fühlen. Oft habe ich auf Java gewünscht, das helle unterscheidende Auge zu besitzen, dessen ich mich in Europa erfreute, aber ich konnte den Schleier nicht zerreissen, der meine Sehkraft trübte. Die Ermattung des Körpers, Folge der anhaltenden Wärme, trägt nicht wenig mit hierzu bei; aber vermögen wir die Fesseln zu zerbrechen, mit denen uns unsere physische Natur umzieht? Umsonst versuchen wir oft genug, uns der Kraft, welche uns gewaltsam niederdrückt, zu entziehen, aber nicht selten werden die Bande nur fester, die wir zu lösen trachteten. Es ist ein demüthiger Gedanke, dass selbst unsere Denkkraft nicht allein von der Integri-

und trinkt durstig die befeuchtende Nässe. Die Vegetation, die ihr glänzendes Grün durch die vorangehende trockene Glut verloren und fahlere Tinten angenommen hatte, erhält ihre ganze Frische und Schönheit wieder. Im Mai bricht der Ostwind durch und mit ihm stellt sich anhaltend trockenes Wetter bis zum November ein. In den Monaten Juli und August herrscht die grosse Trockenheit und die Nächte sind dann oft wärmer als die Tage, welches während der übrigen Monate nicht der Fall ist, obgleich der Temperaturunterschied auf Java niemals bedeutend ist. Dieser Ostwind ist oft heftig und wahrhaft versengend. Stürme und Orkane sind sehr ungewöhnlich und kommen nur während des Wechsels der Jahreszeiten vor. Das Thermometer steht zur Mittagszeit gewöhnlich zwischen 80—88° F., steigt aber an manchen Plätzen bis auf 100° F. und fällt sehr selten bis auf 70°. Der jährliche Unterschied beträgt also nur 30° F. Auf den höchsten Bergesspitzen ist natürlich die Temperatur niedriger, indem sie bis auf 40—60° F. fällt. Doch sind diese unbewohnt und kommen deshalb hier nicht in Betracht.

Java ist unendlich fruchtbar, vielleicht das fruchtbarste Land der Welt. Man kann von den Gebirgsspitzen herab bis zum Strande hin rücksichtlich der Vegetation, sechs verschiedene Klimate annehmen, deren jedes eine eigenthümliche und höchst üppige Vegetation zeigt, so dass die Pflanzen, welche sonst nur in den verschiedensten Erdstrichen ihre Heimath haben, auf dem Boden von Java leicht einheimisch werden. Von den vielen Pflanzen, die zur Nahrung dienen, ist der Reiss (padi) die wichtigste,

weil er allein fast die ganze Bevölkerung von etwa sieben Millionen ernährt. Von den Früchten eines Landes kann man einen Schluss machen auf den Karakter seiner Bewohner und von diesen wieder umgekehrt auf die Art der Früchte, welche der Boden hervorbringt. Kein Land hat eine zahlreiche und gebildete Bevölkerung hervorgebracht, welches nicht zugleich durch einen üppigen fruchtbaren Boden ausgezeichnet ist, der einen überflüssigen Reichthum von mehlhaltigem Korne hervorbringt. Das menschliche Geschlecht scheint sich ohne fremde Einflüsse niemals glücklich entwickelt zu haben in Ländern, die dieses Nahrungsmittel nicht reichlich darbieten. Grade auf den Inseln des Archipels, so reich an Spezereien, Gewürze, Gold, Diamanten, wie den wundervollsten Formen des Thier- und Pflanzenreichs, steht die Bevölkerung auf einer sehr niedrigen Bildungsstufe und hat niemals, so weit die Geschichte reicht, den geringsten Einfluss auf den sittlichen Fortschritt anderer Völker geäussert. Bei den Kannibalen von Borneo, wo der Besitz von Schädeln der Ermordeten allein Rang verleiht, findet man Gold, Diamanten, Weihrauch, Kampher, ebenso bei den Menschenfressern auf Sumatra. Die Bewohner der Spezerei-Eilande haben niemals den Gebrauch der Buchstaben kennen gelernt und schwärmten nackend in ihren Wäldern umher, bis sie von den Hindus, den Javanen, Malaien und Arabern ihre Blösse bedecken lernten.

Die Bewohner Java's gehören jenem braunen Volksstamme an, welcher im Verein mit dem schwarzen, dem Papua-Stamme, auf den vielen Inseln des Archipels seinen Sitz hat. Unter diesem braunen Volksstamme haben die

Javanen die dunkelste Farbe und bilden hierdurch sowohl, als auch durch ihre höhere Bildung, die höchste Entwickelung, gleichsam die Blüthe desselben. Sie haben eine kleinere Statur als die Europäer, ihre mittlere Grösse ist 5 Fuss 1 Zoll, bei den Frauen 4 Fuss 10 Zoll. Ihr Körper ist schön gebaut, sehr proportionirt und fleischig. Weniger schön und zierlich sind die Frauen gebaut; sie entbehren durchaus der leichten Beweglichkeit und Grazie im Gange und in der Form, wie sie bei den Männern sich findet. Ihre Brust hat mehr die Gestalt eines Kegels, als die einer Halbkugel. Die Stirn der Javanen ist hoch, die Augen sind klein und schwarz, die Augenbrauen und Augenlider stark geschweift, aber schwach mit Haaren besetzt, die Wangenbeine stehen hervor und liegen höher als bei der caucasischen Race, wodurch die Wange selbst etwas platt aber hohl wird; die Nase ist klein, kurz, an der Wurzel etwas eingedrückt, übrigens fleischig, der Mund weit, die Lippen aufgeworfen, die Zähne künstlich schwarzgefärbt, das Kinn tritt mit der ganzen unteren Gesichtsparthie etwas hervor, doch ist das ganze Gesicht, dem langgezogenen des Papuastammes gegenüber, rund. Die Schädel, welche ich von Java mitbrachte, zeigen deutlich die Genauigkeit dieser Angaben. Mitunter bemerkt man jedoch auch Köpfe mit zurücktretender, unterer Gesichtsparthie, wo auch die Wangenbeine nicht hervortreten, der Mund weniger fleischig ist und nur schwache Lippen hat. Die Augen sind dann grösser und der ganze Kopf zeigt die Eigenthümlichkeiten des ungleich schöneren Hindustammes. Da schon frühe Einwanderungen von Jndien her nach Java Statt hatten, so findet auch dieser Umstand hierin seine Erklärung. Unter den Schädeln, welche ich

an Ort und Stelle sammelte *), ist auch der einer Javanin, der unzweifelhaft der caucasischen Race, und zwar dem indischen Stamme derselben, angehört.

Der Haarwuchs der Javanen ist von schwarzer Farbe, nicht sehr stark und die Männer lassen, wie die Frauen, das Haar ungeschoren. Bei den ersten Javanen, welche ich sah, konnte ich die Geschlechter nicht unterscheiden, da auch die Kleidung ziemlich gleich ist, nur tragen die Männer gewöhnlich ein Kopftuch, womit sie das Haar bedecken, während die Frauen keine Kopfbedeckung haben und ihrem Haar, als einem Haupttheil ihrer Schönheit, eine ungleich grössere Sorgfalt widmen. Doch ist es hart und verbreitet sich wenig oder gar nicht auf den übrigen Körper. Die Brust ist durchaus haarlos. Der Bart wird gewöhnlich bei seinem ersten Erscheinen ausgerupft, da, wo er aber stehen bleibt, wie z. B. bei den Priestern, ist er sehr schwach und beschränkt sich auf einzelne lange Haare über den Mundwinkeln. Alle farbigen Nationen sind weniger behaart als die weissen, eine Erscheinung, welche in dem Thierreiche unter den Tropen ihr Analogon findet.

Im Ganzen sind die Javanen, wie man aus obiger Beschreibung sieht, kein schöner Menschenstamm, obgleich man hin und wieder einzelne schöne Individuen sieht, welche alle physischen Eigenthümlichkeiten des Hindu haben. Ihre Begriffe von Schönheit sind den unsrigen nicht unähnlich; einen Mann oder eine Frau, die wir schön finden, bewundern auch sie. Nur erstreckt sich das nicht

*) Sie befinden sich jetzt im anatomischen Museum zu Marburg.

auf die Europäer. Die gewöhnliche krankhaft weisse Farbe derselben mit den schlaffen Gesichtszügen und dem Auge, welches sein Feuer eingebüsst hat, sind mehr geeignet, den Javanen Mitleid einzuflössen und ihnen ein Beispiel unserer Schwäche, als unserer Schönheit und Kraft zu geben. Das Ideal der Schönheit finden sie in den Kreolen, die auch häufig um dieser Eigenschaft willen in Gedichten besungen werden. Die schönste Farbe in ihren Augen ist die gelbe, weshalb denn auch die Dichter den Teint ihrer Schönheiten sehr häufig mit der Farbe des Goldes vergleichen. Bei feierlichen Gelegenheiten färben sie sich aus diesem Grunde die Haut mit Safran. Ich theile hier eine Stelle aus einem alten javanischen Gedichte mit, welches dem Leser das Ideal einer javanischen Schönheit vorführt.

„Ihr Angesicht hat den Glanz des Mondes und die Strahlen der Sonne werden durch ihre Erscheinung verdunkelt und geraubt. Sie ist so reizend, dass Worte nicht hinreichen, um ihre Schönheit zu schildern. Jhre Gestalt ist ein Bild der Vollkommenheit. Ihr Haar fällt in schwarzen, wellenförmigen Locken bis auf ihre Füsse. Ihre Augenbrauen gleichen zweien Blättern des Imbo-Baumes *), ihre Augen glänzen, ihre Nase ist schön geformt, ihre Zähne blinken in glänzender Schwärze und stehen in einer Reihe. Ihre Lippen gleichen an Farbe der frischen Schaale des Mangostan, ihre Wangen haben die Gestalt der Frucht des Durin **). Ihre Brüste von runder Form gleichen dem Elfenbein und beugen sich von einander.

*) Vielleicht Jambo-Baum (Eugenia Jambos).

**) Frucht des Durio Zibethus.

Ihre Arme sind einem Bogen gleich, ihre langen und beugsamen Finger gleichen den Dornen des Waldes, ihre Nägel sind Perlen, deren Farbe glänzend gelb ist, ihr Fuss steht platt auf der Erde, ihr Gang ist majestätisch gleich dem des Elephanten. Diese Schöne war gekleidet mit einer Tjindipatola von grüner Farbe, mit einem goldenen Gürtel; an ihrem Finger prangte ein Ring, welcher das Meer hervorgebracht hatte. Ihr Ohrschmuck war von Smaragden mit Rubinen und Diamanten besetzt; ihre Haarnadel war ein Rubin von Gold umfasst und mit Smaragden umzogen. Ihr Halsschmuck enthielt sieben Sorten von kostbaren Steinen, welche alle so dufteten, dass man den Weihgeruch der Einzelnen nicht unterscheiden konnte."

Als Gegenstück lasse ich nun auch eine Stelle aus dem javanischen Gedichte Djaja-Langkara folgen, in welcher die Anforderungen beschrieben werden, die der Javane an die Schönheit eines Jünglings macht: „Sein Anblick und seine Gestalt müssen fehlerfrei sein. Sein Gesicht muss schön sein wie das des Pjathoro Amshoro (des Gottes der Liebe), als er sich auf die Erde niederliess. Wenn man ihn anblickt, muss er den Gedanken hervorrufen: „wie gross muss dieser nicht im Kampfe sein", seine Glieder müssen im Ebenmaass stehen, seine Farbe dem jungen Golde gleichen, ehe es seinen Glanz im Feuer verändert hat. Sein Haupt muss gross sein; sein Haar lang und grade herunter hängend. Seine Augen müssen

*) Die Javanen unterscheiden junges Gold (mâs muda) von dem alten Golde (mâs tua). Jenes ist mehr bleichgelb und weich, dieses ist schon mit anderen Metallen vermengt und durch Behandlung im Feuer dunkler gefärbt.

sich leicht mit Thränen füllen, seine Augenbrauen sollen dem Blatte des Ombo gleichen, seine Nase soll erhaben und seine Lippen sollen durch einen dünnen Bart geziert sein. Seine Lippen sollen der frischen Schaale des Mangostan gleichen *). Seine Zähne sollen schwarz und seine Brust breit sein."

„Was er spricht, soll mächtig auf seine Zuhörer einwirken und der Ton seiner Stimme soll lieblich sein."

„Er soll eine Tjelono tjindi **) mit einem dunkelgrünen Dodot ***) tragen. Sein Gürtel soll Gold sein. Sein Kris soll eine Schneide von Satrian und einen Griff von Tung gaksmi haben. Sein Sumping †) soll von Gold sein nach der Weise der Sureng-Pati (Tapfer bis in den Tod). An dem Daumen seiner rechten Hand soll er einen goldenen Ring haben."

Wie gering und unbedeutend auch der poetische Werth der beiden angeführten Stellen ist, so sind sie doch für den Zweck, um dessen willen ich sie anführte, um so wichtiger, da sie aus Gedichten entnommen sind, die wahrscheinlich älter sind als der mahommedanische Glaube auf Java. Man erkennt daraus neben dem Ideale der Javanen von Schönheit zugleich eine andere Eigenschaft derselben, die Prunksucht, welche, wie diese Zeilen beweisen, schon früh bei ihnen herrschend war und durch die Bekanntschaft

---

*) Die Frucht des Garcinia Mongostana.

**) Ein seidenes Beinkleid.

***) Dodot ist jedes Kleid, welches die untere Körperfläche umgiebt und gewöhnlich Sarong genannt wird.

†) Sumping ist eine künstliche Blume, welche über dem Ohre hängt und als Haarschmuck betrachtet wird.

mit glänzenden Luxusartikeln genährt wurde. Die Gewohnheit, die Zähne abzufeilen und schwarz zu färben, erwähnte ich schon früher und füge noch die Bemerkung hinzu, dass diess bei dem weiblichen Geschlechte gewöhnlich erst dann geschieht, wenn das Mädchen die Jahre der Mannbarkeit erreicht hat. Zugleich werden dann auch die Löcher für die Ohrringe in das Ohrläppchen geschnitten. Daher bedeutet die gewöhnliche javanische Redensart dia sudah bertindeh berdabong (sie hat ihre Zähne feilen und ihre Ohren durchbohren lassen): sie ist Jungfrau geworden.

Wie kräftig auch der Muskelbau des Javanen ist, so hat er doch wenigstens den Schein der Trägheit. Sehr selten lässt er sich aus seinem ruhigen, gleichmässigen und langsamen Schritt bringen. Ich habe niemals einen Javanen laufen oder springen oder nur für einen Augenblick seine gleichmässige räthselhafte Ruhe verlieren sehen. Etwas lebendiger sind auch hier, wie überall die Frauen; ihr Gang ist jedoch hässlicher als der ihrer Männer. Sie strecken den Leib vor, beugen die Brust zurück, und schlenkern pflegmatisch mit den Armen im regelmässigen Tempo, als wenn sie sich fortrudern müssten, während sie zugleich ihren Körper von der einen Seite zur anderen drehen. Der Vergleich mit dem majestätischen Gange des Elephanten, welcher in der angeführten Dichtung vorkommt, ist daher so unpassend nicht.

Sehr reinlich sind die Javanen nicht; denn obgleich sie sich häufig und zu allen Tageszeiten baden, welches das Klima nothwendig macht, wählen sie hierzu eben sowohl das schmutzigste Sumpfwasser als die klaren Wellen der Flüsse. Wo sich jedoch diese letzteren finden, sieht

man fast fortwährend Javanen von beiden Geschlechtern und den verschiedensten Altern in den Wellen umherplätschern. Sie schwimmen vortrefflich. Niemals aber habe ich bemerkt, dass diess gemeinschaftliche Baden beider Geschlechter zu geschlechtlichen Scherzen Veranlassung gegeben hätte. Ihr wenig reizbares Temperament, durch das Klima aufgedrungen, scheint die Neigung zur Wollust bei ihnen geschwächt zu haben. Ihre fast nur aus Vegetabilien bestehende Nahrung mag mit hierzu beitragen. Ueberhaupt sind sie im Gebrauche der Speisen ungleich mässiger als die Europäer. Wie schwer auch ihre Arbeit an einzelnen Tagen sein mag, so sind sie doch mit einem Viertel Pfund Reiss und einem Stückchen Fisch den ganzen Tag zufrieden. Häufig sind religiöse Grundsätze Schuld, dass sie sich geistiger Getränke durchaus enthalten, aber selbst wenn diess nicht der Fall ist, sind sie doch in dem Gebrauche derselben sehr enthaltsam. Trunksucht gilt bei ihnen für ein entehrendes Laster und Betrunkenheit für einen Zustand, welcher den Menschen dem Thiere gleichstellt. Ich kam eines Tages mit mehren Europäern, welche zum Theil berauscht waren, von einem Diner. Laut jubelnd und durch ihre Bewegungen ihren Zustand verrathend, liefen sie umher; zwei Javanen begegneten uns und deutlich hörte ich, wie der Eine derselben zu dem Andern sagte: orang blandu babi (der Europäer ist ein Schwein), ein Schimpfwort, dessen ganze Bedeutung erst dann erhellt, wenn man dabei bedenkt, dass das Schwein dem Javanen, welcher Mahommedaner ist, ein Inbegriff des Unreinen und des Verachtungswerthen ist. Bei öffentlichen Festlichkeiten kommt es wohl ausnahmsweise einmal vor, dass ein Eingeborner in dem Ge-

nusse geistiger Getränke unmässig ist. Die Wirkung ist dann ungleich stärker als bei uns. Ein betrunkener Javane gleicht vollständig einem Wahnsinnigen, der nicht allein sein, sondern auch das Leben seiner Umgebung in Gefahr setzt. Wie mir Aerzte versicherten, welche lange Zeit auf Java gewesen waren, so äussern auch Arzneimittel auf die Eingebornen eine ungleich grössere Kraft als auf die Europäer, weshalb man eine verhältnissmässig geringere Dosis denselben geben muss. Die gewöhnliche reizlose Nahrung der Javanen und der durchaus natürliche Zustand ihres Körpers, der durch keine künstliche Reize alienirt ist, scheint die Ursache dieser ungewöhnlichen Reaktion zu sein.

Die frühere Despotie der javanischen Fürsten, welche lange Jahre hindurch durch das holländische Gouvernement unterstützt wurde, war Schuld, dass die Unterthanen nur die nothwendigsten Arbeiten vornahmen. Die hieraus entspringende Unsicherheit ihres Eigenthums an Land und Erzeugnissen konnte sie unmöglich zum Fleiss und zur Arbeit ermuthigen. Aus diesen Gründen waren sie träge, gleichgültig und sorglos, so dass man diese Eigenschaften lange Jahre hindurch für volksthümlich hielt. Doch hat ein besseres Verwaltungssystem längst gezeigt, dass ihnen dieser Vorwurf mit Unrecht gemacht wurde*). Mit Eifer geben sie sich den nothwendigen Beschäftigungen hin und besitzen eine nicht zu ermüdende Ausdauer, wenn es ihnen nur vergönnt bleibt, Nutzen von ihren Bemühungen zu ziehen. Die Kraft der Javanen ist mehr eine negative,

*) Selberg, Vergangene und gegenwärtige Lage der Insel Java. Leipzig und Amsterdam 1840.

als eine positive. Sie besteht in der Ausdauer, nicht in dem Angriff. Ebenso ist ihr Muth. Sie weichen gern einem Feinde aus, wenn sie es können, müssen sie jedoch kämpfen, so thun sie diess mit gleichmüthiger Ruhe bis zum letzten Hauche und der Tod hat dann nichts Schreckendes für sie. Sind sie jedoch zur Rachsucht entflammt oder ist ihr Fanatismus rege gemacht, so gerathen sie in eine Wuth, welche der Raserei gleichkommt. Ihre gewohnte Ruhe hat sie dann verlassen und ihr Anfall ist stürmisch und plötzlich. Häufig aber versetzen sie sich durch das Rauchen des Opiums absichtlich in einen rasenden Zustand, um alsdann erst ihrer Rachsucht zu genügen.

Was die geistigen Eigenthümlichkeiten dieses Volkes anbetrifft, so spricht sich auch hier dieselbe träge Ruhe aus, welche sich in ihrem körperlichen Leben kund giebt. Ihr Auffassungsvermögen ist nicht schlecht, aber langsam, ihr Urtheil immer reichlich erwogen, aber richtig und gut. Geistige Anstrengungen lieben sie nicht. Tiefer Beobachtungsgeist, welcher einer besondern Anlage zu den Wissenschaften entspringt, scheint ihnen gänzlich zu fehlen. Eine eigentliche Wissenschaft ist niemals unter den Javanen einheimisch gewesen und keins ihrer Schriftwerke zeigt nur eine Ahnung von der Existenz einer solchen. Wenn man annimmt, dass der Verstand als das niedere geistige Vermögen die Fähigkeit umfasst, Begriffe, Urtheile und Schlüsse zu bilden, während die Vernunft, als die höchste geistige Kraft, die Schöpferin der abstrakten Ideen ist, so muss man die letztere dem Javanen durchaus absprechen. Der üppige Reichthum seines Bodens giebt ihm ohne Mühe, was er zu seinem Unterhalte bedarf. Seine einfachen geselligen Verhältnisse nöthigen ihn nicht,

seine geistigen Kräfte anzuspannen, um im Kampfe mit den Verhältnissen sich durch dieselben eine Stellung zu erwerben oder eine erworbene zu sichern. Ruhmsucht, Ehrgeiz und ähnliche Leidenschaften sind ihm unbekannt. Keine künstliche Erziehung weckt den schlafenden Keim in seiner Seele, welche das heisse, abspannende Klima in eine träge Ruhe versenkt hat. Deshalb scheint es natürlich, dass die geistigen Thätigkeiten bei diesem Volke in einem tiefen Schlummer liegen, einem Saatkorn gleich, welchem der befeuchtende Regen fehlt. Findet man doch dieselbe Erscheinung bei den Europäern und ihren Kindern auf Java. Unter jenen hört man häufig die Klage, dass das Klima anhaltende geistige Arbeiten durchaus nicht zulasse. Häufig machte ich die Bemerkung, dass sie in ihren Lebensäusserungen den Javanen sehr ähnlich geworden waren. Dieselbe Gleichgültigkeit, Ruhe, Interesselosigkeit und geistige Trägheit herrscht unter ihnen. Den Europäern, welche nur immer auf kurze Zeit hierher kommen, und sich während dieser ihre europäische Regsamkeit erhalten, ist diese Eigenschaft ihrer Landsleute auf Java wohl bekannt und sie bezeichnen mit dem Ausdrucke „ostindischer Menschen" jene Gleichgültigen, die nur noch allein für ihre sinnlichen Genüsse und für die Mittel zu diesen Interesse haben. Bei meiner Zurückkunft von Java sprach ich mit einem holländischen Lehrer, welcher einer Privatlehranstalt vorstand. Sein Institut war lediglich für Kinder, welche auf Java von europäischen Eltern geboren waren, bestimmt. Dieser versicherte mir, dass sich alle seine Zöglinge durch eine nur sehr schwer zu besiegende Abneigung gegen anstrengendere, geistige Beschäftigungen auszeichneten. Während sie leicht und

schnell Zeichnen, Musik und dergl. lernten, wurden sie nur durch anhaltende Mühe und stufenweise Gewöhnung dahin gebracht, sich mit ernsteren Studien zu befassen. Hieraus kann man den Schluss ziehen, dass schon allein das Klima die Anlage zu höheren geistigen Beschäftigungen lähmt und dass der Grund hiervon wenigstens nicht ausschliesslich in der Raceeigenthümlichkeit der Javanen zu suchen ist. Eben so gut wie eine sorgfältige Erziehung bei einem europäischen Kinde jene Schwierigkeiten beseitigen kann, kann dieselbe auch bei den Javanen überwunden werden. Vielfache Beweise sprechen hierfür. Crawford erzählt, dass der Regent von Samarang, Adi Monggolo, sich durch seine geistige Bildung sehr ausgezeichnet habe. Der Landessitte gemäss war seine Frau, die Tochter eines Fürsten, bei ihrer Verheirathung fast noch ein Kind gewesen. Durch anhaltende Mühe hatte er sie aber unterrichtet und sie zur gebildeten Genossin seines Lebens gemacht. Sie sowohl, als ihre drei Töchter, besass eine gründliche Kenntniss der arabischen und javanischen Sprache und Literatur. Doch allen Unterricht, welcher nur irgend auf Java zu erhalten war, suchte Adi Monggolo für seine Söhne zu benutzen. Später wurden diese unter Aufsicht des Lord Minto auf eine englische Schule nach Calcutta geschickt, wo sie sich durch ihre bedeutenden Fortschritte auszeichneten. Der Aelteste derselben, ein Jüngling von 16 Jahren, sprach und las das Englische sehr gut und seine Pronunciation war von der Art, dass er von einem gebildeten Engländer nicht unterschieden werden konnte. Dass dieses nicht eine nur mechanische Fertigkeit war, zeigte seine allgemeine sehr gute Bildung. Der Radin Soleh, welcher sich noch vor Kurzem in Haag befand,

lieferte ebenfalls den Beweis, dass ein Javane bei sorgfältiger Erziehung sich in den Künsten und positiven Wissenschaften auszeichnen könne. Was die abstrakten oder reinen Wissenschaften anbetrifft, so scheint ihnen jedoch die Anlage dafür durchaus zu fehlen; keine Erscheinung wenigstens lehrt das Vorhandensein derselben. Hiervon suche ich allerdings den Grund in der Eigenthümlichkeit der Race, welcher die Javanen angehören. Bei Betrachtung ihrer Sprache und Literatur werde ich nochmals auf den Mangel dieser Anlage zurückkommen, welcher sich gleichmässig bei allen Bewohnern desselben Namens auf den vielen Inseln des Archipels zeigt. Wohl ist es möglich, dass auch dieser Mangel ein erblicher sein kann und dass er sich verlöre, wenn eine ganze Generation der Javanen eine sorgfältige, wissenschaftliche Erziehung erhielte. Die geistigen Erscheinungen pflegen der Regel nach die körperlichen zu begleiten und jene sind erblich wie diese. Ob diese Möglichkeit jedoch hier wirklich von Gewicht, ob jene Hypothese wahrscheinlich sei, wage ich jedoch weder zu bejahen noch zu verneinen. Anführen musste ich sie, um dem Leser nicht eine individuelle Meinung aufzudrängen, nach welcher ich annehme, dass die höhere Bildungsfähigkeit, vor allen aber die schöpferische Kraft des Geistes, nach dem Aequator, wie nach den Polen zu abnimmt und ihre höchste Blüthe nur in den gemässigten Klimaten erreicht. Diese Schwäche der höchsten geistigen Kräfte, diese geringe Neigung zum Nachdenken scheint auch der Grund von der grenzenlosen Leichtgläubigkeit und Abergläubigkeit der Javanen zu sein. Träume, Vorzeichen, glückliche und unglückliche Tage, Astrologie, Zauberei, Beschwörungen, Amulette, sind den

Javanen Gegenstände des innigsten Glaubens und der grössten Heiligkeit. Jeden Busch, jeden Berg, jeden Fels, selbst die Luft glauben sie von Geistern (Dhewo) bewohnt. Da die Menge derselben, welche ihnen ihre Heimath bot, ihnen nicht genügte, so haben sie die umgebende Natur noch mit den Geistern, an welchen die Jnder, Perser und Araber glauben, bevölkert. Die Dhewo's sind die guten Geister und ihnen wird vorzügliche Ehrfurcht bewiesen. Sie regeln den Wachsthum der Bäume, lassen die Früchte reifen und führen die Bergströme auf ihrer stürmischen Bahn, sie murmeln in den Bächen und die feierliche Stille der Wälder ist ihnen heilig. Vor Allen jedoch weilen die Dhewo's gerne unter dem Warinzie-Baume (ficus Indica), welcher seine langen Zweige wieder in die Erde hinabsenkt, um ihnen einen Wohnplatz zu bieten. Neben den Diwas (Dhewo's) fürchten die Javanen die Djin's, mit welchem Namen sie die bösen Geister bezeichnen. Auch aus diesem Aberglauben erkennt man die kindliche Natur des Volkes, welches die Naturfrüchte personifizirt, um sich ihre Wirksamkeit zu erklären. Vielfach greift der Aberglauben der Javanen in das Leben ein. Diebe werfen z. B. oft ein wenig Erde, die einem frischgemachten Grabe entnommen wurde, in das Haus, welches sie bestehlen wollen, um hierdurch die Bewohner in einen tiefen Schlaf zu versetzen. Gelingt ihnen diess, oder können sie gar diese Erde unter das Bette (babi-bali) des zu Beraubenden bringen, so unternehmen sie mit dem sichern Glauben an einen günstigen Ausgang den Raub. Richter finden oft bei eingefangenen Dieben Schachteln von Bambusholz mit Erde angefüllt. Der Delinquent bekennt gewöhnlich augenblicklich, aus welchem Grunde er

sich damit versah. Mehr als diess beweist folgende Verordnung, welche in dem alten Gesetzbuche von Java vorkommt und die noch jetzt auf Bali in Ausführung gebracht wird: „Wenn Jemand den Namen eines Andern auf eine Todtenbahre, auf ein Todtenkleid, oder ein Bild von Pappe, oder von Papier schreibt und diess begräbt, oder an einen Baumzweig aufhängt, oder auf einen Platz legt, welcher durch Geister besucht wird, oder auf Kreuzwege legt, — diess Alles ist Zauberei. Wenn Jemand den Namen eines Andern auf einen Todtenkopf oder auf einen andern Knochen mit einem Gemische von Blut und Holzkohle schreibt und diess in Wasser vor die Thür eines Andern setzt — das ist Zauberei. Derjenige, welcher eine solche Schandthat begeht, soll durch die Obrigkeit getödtet werden. Wenn die That vollkommen bewiesen ist, muss die Todesstrafe auf seine Eltern, Kinder und Kindeskinder ausgedehnt werden. Lasse Niemanden entkommen; dulde nicht, dass ein Angehöriger des Schuldigen auf der Erde bleibe. Lasse ihr Eigenthum von jeder Art verfallen erklärt werden. Wenn die Eltern oder Kinder des Zauberers in einer entfernten Gegend wohnen, so müssen sie aufgesucht und getödtet werden. Lasse ihr Eigenthum und wenn sie es vergraben hätten, aufsuchen und für verloren erklären.“ — Zur Zeit der englischen Herrschaft auf Java wurde zufällig entdeckt, dass ein Büffelschädel auf eine sehr geheimnissvolle Weise fortwährend von dem einen Ende der Insel zu dem andern getragen wurde. Die Javanen glaubten nämlich, es sei ein entsetzlicher Fluch über denjenigen ausgesprochen, welcher den Schädel ruhig liegen liess. Nachdem er viele hundert Meilen umhergetragen war, wurde er nach Samarang gebracht. Der Re-

sident daselbst liess ihn ins Meer werfen; ruhig sahen die Javanen zu und hielten nun den Fluch für gelösst. Es ist eine ganz allgemeine Sitte unter den Javanen, bei Mondfinsternissen durch Trommeln, Schreien, besonders aber durch Schlagen an den Trog, worin der Reiss gestampft wird, um entsetzliches Geräusch zu machen. Sie glauben hierdurch den Drachen zu verscheuchen, welcher, nach ihrer Meinung, im Begriff ist, den Mond zu verschlingen. Meinem javanischen Diener wollte ich seinen Kris (Dolch) abkaufen, weil der hölzerne Griff desselben sehr künstlich geschnörkelt und geschnitten war. Ich bot ihm einen Preis dafür, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, sich eine eben so schöne Waffe wieder zu kaufen und dennoch mehre Gulden als Ueberschuss zu behalten. Wie lockend ihm auch das Geld schien, so war er doch nicht zu bewegen, sich von der Waffe zu trennen. Auf mein Befragen nach der Ursache, gab er mir zur Antwort: dieser Kris sei schon sehr lange in seiner Familie und wenn derselbe in eine fremde Hand käme, so würde diese den letzten Besitzer der Waffe ermorden. Eines Tages bemerkte ich, dass ein Javane Tigerkrallen, welche sich in einer kupfernen Fassung befanden, zum Verkauf ausbot. Da mir der Gebrauch derselben unbekannt war, so sagte mir der Verkäufer auf mein Befragen, dass derjenige, welcher eine solche Kralle trüge, niemals von einem Tiger angefallen würde. Wie Raffles und Crawford erzählen, wurde im Jahre 1814 zufällig entdeckt, dass in einer abgelegenen, volkreichen Gegend ein Weg bis zu der sehr hohen Spitze des Berges Sumbeng angelegt worden war. Untersuchungen wiessen nach, dass der Wahn, welcher die Javanen zu dieser Riesenarbeit veranlasst habe, in Banyumàs

in Surakarta entstanden war und sich sodann über ganz Djokjokarta verbreitet hatte. Der Weg war 20 Fuss breit und an 60 engl. Meilen lang und durchaus eben und gut gearbeitet. Da es ihnen Hauptsache bei der Anlage desselben war, dass er über keinen Fluss führte, so zog er sich in unzähligen Krümmungen den Berg hinauf. Die Bevölkerung ganzer Distrikte hatte daran gearbeitet und das Riesenwerk war von einer Bevölkerung, welche sonst Anstrengungen scheut, vollendet, ehe es zur Kenntniss des europäischen Gouvernements kam. Es stellte sich heraus, dass ein leeres Gerücht die Arbeit veranlasst hatte. Eine alte Frau gab vor, geträumt zu haben, dass sich ein göttliches Wesen auf die Bergspitze niederlassen würde. Fluch würde den treffen, welcher nicht eifrig mit an einem Wege arbeitete, auf den das Wesen heruntersteigen könnte. Nicht immer jedoch ist dieser Aberglauben, von welchem ich noch sehr viele Beispiele anführen könnte, von so unbedeutenden Folgen. In den Händen eines listigen Betrügers wird er oft zum Mittel der Empörung und des Aufruhrs, welcher, durch solche Ursachen einmal veranlasst, nur schwer zu beseitigen ist. Häufig ist diess in Gegenden der Fall, welche durch ihre Herrscher tyrannisirt oder gewaltsam gedrückt werden. Der unbedeutendste Betrüger bringt alsdann leicht eine Bande Empörer (Araman) zusammen, welche die allgemeine Ruhe stören. Der Name eines Abkömmlings eines Fürsten, eines Heiligen oder des Propheten muss dem Betrüger den Vorwand leihen, unter welchem er die bestehende Ordnung umstürzen will. Die Geschichte Java's, selbst die der neuesten Zeit, ist reich an Empörungen, welche bald einen grössern, bald einen geringeren Anhang fanden und fast immer durch

solche Betrüger veranlasst waren. Noch im Jahre 1817 wurde Bagus Rangen, welche sechs Jahre hindurch in Cheribon eine Empörung unterhalten hatte, gefangen genommen. Obgleich er von niederer Abkunft, ohne Bildung und von sehr mittelmässigen Geistesgaben war, so war es ihm doch gelungen, durch das Vorgeben, durch eine neue Religion einen bessern Weg zum Himmel zu zeigen, als der Islam lehrte, an 10,000 Mann um sich zu versammeln.

Dieser Schwäche des Verstandes, diesem Mangel an Geübtsein desselben, welche sich in solchem Wahn und solchem Aberglauben zu erkennen geben, entspricht auch die grenzenlose Vergesslichkeit der Javanen. Sobald wenige Wochen über irgend eine Handlung hingegangen sind, welche sie selbst vollbrachten, sind sie nicht mehr im Stande, über die Zeit, zu welcher sie geschah, und über die Umstände, welche sie begleiteten, genaue Rechenschaft zu geben. Den Richtern kommt es oft vor, dass der Delinquent, wenn 14 Tage bis 3 Wochen über seine That hingegangen sind, nicht mehr genaue Auskunft über dieselbe geben kann. Wenigstens zehn Javanen und Javaninnen fragte ich nach ihrem Alter, aber Keiner konnte mir mit einiger Wahrscheinlichkeit sein Lebensjahr angeben. Mein eigner Diener, welcher ungefähr 16 Jahr alt zu sein schien, gab mir, so oft ich ihn nach Verlauf von einiger Zeit wieder fragte, jedesmal eine andere Zahl der Jahre an. Marsden bemerkte dieselbe Erscheinung bei den Malaien auf Sumatra und A. v. Humboldt bei den Chaymas-Indianern. Bei den letzteren mag diess allerdings ein mangelnder Sinn für Alles, was auf Zahlen Bezug hat, veranlassen, während ich bei den Javanen die angegebene

Ursache für die wirkliche halte. Jene können nicht über 5 oder 6 zählen, während diese recht gut zu zählen wissen. Dass nicht die Schuld hiervon in dem einheimischen Almanach selbst liegt, wird man weiter unten sehen. Eben diese Vergesslichkeit ist auch Schuld, dass die javanischen Geschichts-Werke so unendlich werthlos sind. Ereignisse, welche erst vor wenigen Jahren sich zutrugen, werden darin als dem grauen Alterthume angehörig geschildert und mit allen möglichen Entstellungen, deren nur eine kindische Phantasie fähig sein kann, ausgeschmückt. Eine solche geistige Schwäche, welche dem Kindesalter bei uns angehört, ist um so auffallender, da die Javanen sehr gut organisirte Sinneswerkzeuge besitzen. Man muss vielleicht einen Mangel an Aufmerksamkeit und grosse Indolenz als Ursache dieser Erscheinungen annehmen. Denn sonst ist, wie ich schon bemerkte, das javanische Urtheil über alle Gegenstände, welche ihnen nahe liegen, gesund und gut. Die Feinheit ihrer Sinne, welche doch allein die Basis des niedern Erkennungsvermögens ist, wird ausserdem noch durch ihr feines Gehör für Musik und durch die Anlage zu derselben, über welche ich schon früher berichtete, bewiessen. Sie spielen auf europäischen Instrumenten, wenn sie nur erst etwas geübt sind, die schwersten Stücke ohne Mühe nach. Ausserdem sind sie vortreffliche Nachahmer in Künsten und Handwerken. Auch lassen sie sich gerne unterrichten, wenn nur keine grosse geistige Kraft zum Auffassen aufgewendet zu werden braucht. Das Resultat, welches wir aus dieser Betrachtung der geistigen Eigenthümlichkeiten der Eingebornen folgern müssen, ist, dass ihre Sinne fein und gut organisirt sind, dass das niedere Erkennungsvermögen derselben unverdorben und

natürlich ist, dass ihr Verstand, demselben entsprechend, gut, aber träge und langsam ist, während ihnen Scharfsinn, Tiefsinn, Witz, als Wirkungen des Vermögens der Ideen, als manifestirende Zeichen der höchsten Thätigkeiten, durchaus fehlen.

Vielfach hört man den Javanen den Vorwurf machen, dass sie gegen ihre Frauen kalt und gefühllos seien, und dass diese letzteren durch Untreue gegen ihre Männer sich zu entschädigen suchten und namentlich den Europäern ihre Gunst nicht leicht versagten. Allerdings besitzen die Javanen eine wenig reizbare Constitution, welche sie wahrscheinlich weniger zärtlich gegen ihre Frauen macht. Doch sind die letzteren treu und sittsam. Man darf nicht von der entarteten Bevölkerung, welche sich in der Nähe der grossen europäischen Etablissements, Batavia, Samarang, Surabaya, befindet, einen Schluss auf die übrige Bevölkerung machen, man würde sonst eben so irren, als wenn man den Karakter unsrer Landleute nach der Hefe der grossen europäischen Städte beurtheilen wollte. In jenen Etablissements ist freilich Schamlosigkeit, Gewinnsucht, Untreue, Betrügerei, thierische Wollust unter den Eingebornen wie unter den Fremden zu Hause. Die vielen Völker, welche aus Europa, Asien und Amerika hierherströmen, haben der Bevölkerung ihre Laster eingeimpft. Anders jedoch, ganz anders sind die Sitten im Innern des Landes. Ausserdem versicherten mir Europäer, welche lange genug auf Java waren, um die Sitten und Neigungen kennen zu lernen, dass die Javaninnen die Liebkosungen ihrer Landsleute denen der Europäer bedeutend vorzögen. Den mir allerdings genügend erscheinenden Grund hiervon kann ich jedoch hier nicht angeben.

Nichts ist wohl so sehr im Stande, genau den Karakter eines Volkes zu bezeichnen, als die Tugenden und Fehler, welche unter ihm herrschen. Jene sind das Licht, diese die Schatten, welche im Verein die Züge des Gemäldes hervorheben, das nun mehr oder minder auffällt, je nachdem eben diese Züge stärker oder schwächer sind. Erst will ich deshalb die Tugenden und dann die fehlerhaften Seiten der Javanen beschreiben.

Die Javanen sind in ihrem Umgang ernst, aber freundlich, sanftmüthig, gefällig und sehr höflich. Schon ihre Sprache giebt die letzte Eigenschaft auffallend genug zu erkennen. Das Javanische umfasst nämlich zwei verschiedene Sprachen, die bohoso kromo oder hohe Sprache und bohoso ngoko oder niedere Sprache und dann noch einen Dialekt, die bohoso modjo, welche aus den Worten der beiden vorigen gemischt ist. Wenn der Javane gegen einen Vornehmern über sich selbst oder über einen dem Range nach Niederen spricht, so gebraucht er die bohoso modjo, ist jedoch ein Vornehmer Gegenstand der Unterhaltung, oder redet man nicht über Personen zu einem solchen, so wird in der Hofsprache, bohoso kromo, gesprochen, während wieder die niedere Sprache, bohoso ngoko, im Gespräch mit weniger Vornehmen benutzt wird. Die bohoso modjo ist die gewöhnliche, vertrauliche Umgangssprache, welche auch in den javanischen Schriftwerken, besonders in den geschichtlichen, ihre Anwendung findet. Später komme ich in einem besondern Kapitel über die Sprache nochmals auf diesen Gegenstand zurück und füge für jetzt nur hinzu, dass man irren würde, wenn man aus dieser Erscheinung auf die Bildung der Nation einen Schluss machen wollte. Es ist eine längt bekannte

Thatsache, dass die Sprachen vieler Völker eine ungleich grössere Kultur besitzen, als man nach ihrer Unkultur glauben sollte. Ein Volk, welches mit solcher Aengstlichkeit den Rang unterscheidet, dass es zu den Vornehmern in einer ganz andern Sprache redet, kann nur höflich sein. Man thut deshalb auch Unrecht, wenn man das unterthänige Wesen, welches die Javanen dem Europäer gegenüber beobachten, für niedrige Schmeichelei erachtet. Sie sind es gewohnt, gegen höher Stehende demüthig zu sein und halten diess für eine heilige Pflicht. Ihre Dankbarkeit und Treue wird von allen Europäern gerühmt, welche sich lange Zeit auf Java aufhielten, nur verlangen sie eine gute und sanfte Behandlung. Eben so rühmliche Erwähnung verdient ihre Wahrheitsliebe. Selbst das grösste Vergehen gesteht der Javane seinem Richter gegenüber augenblicklich und versucht keine andere Bemäntelung oder Entschuldigung desselben als höchstens: matta glab, tuan (ich bin blind gewesen, o Herr). Meineid, niedrige List und Betrug sind ihm fremd und er argwohnt selbst diese niedrigen Eigenschaften bei Andern nicht. Dem betrügerischen Chinesen, dem listigen Hindu und dem klugen Araber fällt es deshalb nicht schwer, die Eingebornen zu hintergehen und sich durch ihre kindliche Unschuld, Sorglosigkeit und Leichtgläubigkeit zu bereichern. Wenige Europäer haben das Innere von Java besucht, ohne vielfache Beweise der Dienstfertigkeit der Eingebornen erhalten zu haben. In jeder Lage, welche die Hülfe eines Andern nothwendig macht, leisten sie diese freiwillig, ohne nur einen Anspruch auf Dankbarkeit zu machen. Doch spreche ich hier immer nur von den Javanen, welche entfernter von den grossen Etablissements wohnen, denn

in diesen besitzen sie häufig genug die entgegengesetzten Eigenschaften. Gewinnsucht, List, Undankbarkeit und Betrügerei habe ich hier oft empfunden und auch mich zu überzeugen Gelegenheit gehabt, dass den Eingebornen, welche hier leben, das Wohlwollen fehlt, welches sie sonst so hülfreich und gefällig macht. Folgendes Beispiel mag das Gesagte beweisen. Herr Dr. F. war gegen das Ende meines Aufenthaltes in der Nähe von Surabaya in die Stadt selbst gezogen. Seine Wohnung lag dicht am Kalimaas, welcher eine Stunde unterhalb derselben in das Meer mündet. Der Nebenflügel des Hauses, in welchem die Dienerschaft wohnte, lehnte an den Strom und öffnete durch ein Wasserthor den Zugang zu ihm. Eines Nachmittags kehrte ich von einem grösseren Ausfluge sehr ermüdet zu meinem Gastfreunde zurück, welcher mir zur Erquickung anrieth, mich mit ihm zu baden. Vergnügt über seine neue Wohnung, öffnete er das Wasserthor, dessen Anlage ihn in den Stand setzte, ohne Mühe Eins der in diesem Klima nothwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen. Durch steile Ufer ist hier der Fluss zu einer Breite von ohngefähr 16 Fuss zusammengepresst und schiesst in pfeilschneller Strömung vorüber. Mehre von der Dienerschaft plätscherten darin umher. Da diese noch in der Mitte des Stromes zu stehen schienen, so unterliess ich es, mich nach der Tiefe zu erkundigen, welche, wenn sie meine Grösse überstieg, mich von dem Bade abhalten musste, da ich nicht schwimmen konnte. Rasch kleidete ich mich aus und sprang in das Wasser. Augenblicklich ging ich unter, kam wieder herauf und sank wieder in die Tiefe, während mich der reissende Strom mit Schnelligkeit fortriss. Wieder tauchte ich auf und die

rettende Hand meines Gastfreundes, welcher ein geübter Schwimmer war, fasste meinen rechten Arm. Meine Anstrengungen unterstützten die seinigen, und es gelang mir, kurze Zeit auf der Oberfläche zu bleiben; aber F., dessen Schwimmkraft dadurch gehindert war, dass er seinen linken Arm gebrauchte, um mich zu halten, konnte, durch die reissende Strömung fortgerissen, das Ufer nicht erreichen. Immer weiter flogen wir hinunter, immer öfter sank ich unter und wurde nur durch grosse Anstrengungen meines Freundes wieder herauf gerissen. Ich bat ihn flehentlich, mich loszulassen, weil er nur mit ertrinken würde, ohne mich retten zu können. Wieder tauchte ich unter, und wurde wieder heraufgerissen. Der oft wiederkehrende Luftmangel schien mir die Brust zersprengen zu wollen. Da gingen mehre Javanen dicht am Ufer her, laut rief ich nach Hülfe und sank wieder nieder. F. riss mich wieder empor, wir flogen noch einige Sekunden stromabwärts, da machte der Kalimaas eine starke, knieförmige Biegung und riss uns selbst an das Ufer, gegen welches er mit Macht andrang. Mehre Javanen standen gleichgültig in unserer Nähe oder waren eben so gleichgültig vorüber gegangen, während wir mit den Wellen kämpften. F. lachte darüber, dass ich Hülfe von ihnen erwartet hatte. Nicht ohne das Gefühl innigen Dankes kann ich des Freundes gedenken, welchem ich meine Rettung verdanke.

Die Javanen sind nicht streitsüchtig und geizig, nicht habsüchtig, halten aber fest an dem, was sie mit Recht zu besitzen glauben. Mit offner, grader Freimüthigkeit beklagen sie sich bei ihren Richtern, wenn sie sich für übervortheilt halten und fordern auf eine entschiedene, feste Weise Gerechtigkeit. Ihr heiligstes Recht ist das

alte Herkommen, der usus (adat), und sie sind, wenn dieses verletzt ist, einer Energie und einer Reaktion fähig, welche den Europäer in Erstaunen setzt *). Dabei haben sie ein lebhaftes Ehrgefühl und vergessen fast nimmer eine Kränkung ihrer Ehre. Jahrelange Treue und Zuneigung ist mit einem Male in der Brust des javanischen Dieners zerstört, sobald ihn sein Herr schlägt, welchen er augenblicklich verlässt und sich mitunter noch blutig rächt, wie wenig er auch sonst blutdürstig ist. Die eigentlichen Malaien sind blutdürstiger, welches zum Theil schon durch ihre Beschäftigung mit Seeräuberei veranlasst wird. Der Javane wird nicht hinausgedrängt, um sich seinen Unterhalt zu verschaffen. Der heimische Boden giebt ihm reichlich, was er bedarf. Selbst die Räuber auf Java verwunden oder tödten nie diejenigen, welche sie berauben. Einen komischen Anfall zweier Spitzbuben, welcher auf mich selbst gemacht wurde, theile ich hier mit. Ich ritt allein gegen Sonnenuntergang von Simpang den Weg nach Hunungshari, einem benachbarten Berge, von dessen Spitze man eine herrliche Aussicht geniesst, um mich nach einem schwülen Tage, welchen ich fast durchaus in der Leichenkammer des Hospitals bei Sectionen zugebracht hatte, zu erfrischen. Eine halbe Stunde mochte ich von Simpang entfernt sein, als zwei Javanen mit Kris und Golok bewaffnet, sich mir näherten. Während der Eine derselben mein Pferd am Zügel fasste, sagte der Andere sehr ruhig und ernst: Kassi uwan, tuwan (Gieb Geld, Herr). Ganz ruhig antwortete ich: menantilah, guwa nanti kassi uwan (warte, ich werde dir Geld

*) Selberg a. a. O. Seite 10.

geben) und zog aus der Satteltasche eine freilich nicht geladene Pistole hervor, deren Lauf ich auf den Sprechenden richtete. Augenblicklich floh der Javane, welcher mein Pferd gehalten hatte. Tebjdor bediri diam atau guwa tembak (Schurke stehe still, oder ich schiesse), herrschte ich dem erschreckten Anderen zu, welcher nun demüthig um Verzeihung bat, und naiver Weise versicherte, dass er nicht zu stehlen wisse. Der ganze Vorfall hatte, namentlich von Seiten der Javanen, mehr den Schein eines sehr ruhigen Geschäftes, als den eines räuberischen Anfalls. Ruhig kehrte ich in meine Wohnung zurück. Wunderbarer Weise verlässt der ruhige, sittige, höfliche Ton den Javanen niemals und zwischen diesem und der höchsten Wuth scheint durchaus keine Zwischenstufe zu liegen. Ein Zorneswort oder ein Schimpfwort hört man sehr selten von ihm. Dieselbe Manierlichkeit, welche seinen Umgang überhaupt karakterisirt, verhindert auch den Vornehmen, sich gegen den Untergebenen hart oder rauh zu benehmen. Die Javanen sind in religiöser Beziehung gegen Andersdenkende sehr tolerant, welches um so auffallender ist, da der Mohammedanismus, zu welchem sie sich bekennen, diese Eigenschaft nicht begünstigt. Die Ursachen derselben scheinen jedoch in ihrer oberflächlichen Kenntniss des Islam, in dem Volkskarakter und den übrigen geistigen Eigenschaften zu liegen. Die Gebildetsten unter ihnen haben noch den alten Grundsatz der Hindu: der Himmel ist einem Palaste gleich, zu welchem viele Pforten führen; ein Jeder kann eintreten auf dem Wege, welchen er wählt.

Nachdem ich in den vorstehenden Zeilen die guten Seiten, die Lichtpunkte ihres Karakters hervorgehoben habe, will ich nun einige Worte über die Schattenseiten

desselben hinzufügen. Rachsucht, ein Grundzug in dem Karakter aller unkultivirten Völker, beseelt auch den Javanen und verlöscht für Augenblicke alle jene Eigenschaften, welche sonst sein Naturell so liebenswürdig machen. Sein Ehrgefühl ist sehr leicht verletzt und er verschmerzt selten eher die Wunden desselben, bis er das Blut seines Feindes vergossen hat. Auf allen Inseln des Archipels herrscht dieselbe Leidenschaft, welche ihren Gipfel bei den Bewohnern von Kelebes erreicht und, wenn auch im geringeren Maasse, aber noch heftig genug, bei den Javanen angetroffen wird. Wenn man bedenkt, dass die noch selbstständigen Insulaner unter einer Regierungsform leben, welche wenig geeignet ist, ihnen persönliche Sicherheit und Unverletzlichkeit zu gewähren, so kann man es nicht natürlich finden, dass sie sich selbst ein Recht zu verschaffen suchen, welches ihnen ihre Gesetze nicht geben. Die Sehnsucht nach Rache für empfangene Beleidigungen hat die Natur tief in die menschliche Brust eingegraben mit Zügen, welche von dem civilisirten Europäer bis zum Thiere herab kenntlich sind, wo sie sich noch als Instinkt äussern. Was wir aber durch die Gesetze erlangen, das muss dem Javanen seine eigne Faust verschaffen. Selbst die Religion konnte wohl jenen natürlichen Zug in uns mildern oder veredeln, aber auszulöschen vermochte sie ihn nicht. Dennoch aber ist diese Rachsucht in dem Gemüthe der Javanen von so eigenthümlicher Beschaffenheit und von einer so rasenden Wuth und unsinnigen Tollheit begleitet, dass sie um so mehr ein anthropologisches Räthsel bleibt, je weniger sie mit dem sonst sanftmüthigen, milden Volkskarakter übereinkommt. Diese Art der Rache ist in Europa unter dem

Namen Amok bekannt, ein Ausdruck, welcher in derselben Bedeutung auf allen Inseln des Archipels gebraucht wird. Crawfurd *) hält es nicht für unwahrscheinlich, dass dieses Wort und die Bedeutung desselben seinen Ursprung einer eigenthümlichen, willkürlich eingeführten Sitte eines vornehmen Volksstammes verdankt und sich durch ihn weiter verbreitete. Diese Erklärungsart hat nichts für sich. Ein solcher Zustand von Wahnsinn kann nicht durch eine Sitte, durch eine künstliche Einrichtung hervorgebracht werden. Das Wort Amok ist ein rein malaisches **) und bedeutet: auf eine wüthende Weise anfallen, in einer Art von Raserei auf Jemanden losstürmen, um ihn zu morden. Wie aus malaischen Handschriften hervorgeht, wird dasselbe nicht allein für jene eigenthümliche Rache gebraucht, sondern auch von dem Anlauf (Choc), welchen eine Heeresabtheilung macht und von dem Angriffe eines wüthenden Thieres. Besonders häufig wird Bajonettangriff der Europäer damit bezeichnet. Dass diess Wort in derselben Bedeutung in allen andern Sprachen des Archipels vorkommt, kann nicht befremden, indem alle diese Sprachen dem malaischen Stamme angehören und unter sich viel Aehnliches und auch ganz Gleiches haben ***). Das Amok besteht in einer wüthenden Verzweiflung, bei welcher der Thäter sein Leben Preis giebt und in entsetzlicher Wuth

---

*) John Crawfurd History of the Jndian Archipelago. Edinburgh 1820. 8°.

**) Vergl. W. Marsden Dictionary of the Malaian Languoge. London 1812. 4°.

***) C. W. von Humboldt über die Kawisprache auf der Insel Java. Band II. Buch 3. Abschnitt 1.

alle zu morden sucht, welche ihm begegnen. Seine Raserei lässt gewöhnlich nicht nach, wenn er auch wirklich seinen Beleidiger getödtet hat; er bringt oft selbst diejenigen um das Leben, welche ihm die Theuersten sind und um deren Willen er in diesen Zustand gerieth. Nach einer empfangenen Beleidigung oder Kränkung verräth nichts den nahenden Sturm, seine Mienen, seine Geberden sind ruhig und ernst. Ein wilder Schrei, bei welchem er sein Kris entblösst und sich mit wüthenden Bewegungen mörderisch auf die Umstehenden wirft, sind die ersten Erscheinungen des Amoks. Freund oder Feind, wer sich ihm entgegenstellt, er sucht ihn zu ermorden, bis er selbst getödtet wird oder durch Blutverlust ermattet niedersinkt, oder durch eine gabelförmige Waffe, womit die Gerichtsdiener zu diesem Zwecke versehen sind, bezwungen und ergriffen wird. In jeder Lage ist der Javane, wie seine Stammverwandten, dieses Amoks fähig, wenn er sich gekränkt, oder seine Ehre oder sein Leben bedroht glaubt. Er versucht auf diese Weise seine vermeintlichen oder wirklichen Beleidiger oder Unterdrücker zu tödten oder sich selbst das Leben zu nehmen. Die Eingebornen kennen die Heftigkeit dieser Leidenschaft und den plötzlichen Ausbruch derselben sehr wohl. Daher entwaffnen sie nicht allein sorgfältig den überwundenen Feind, sondern nehmen auch jedem ihrer Landsleute, welcher gefänglich eingezogen wird, den Kris, wie unbedeutend auch die Missethat gewesen sein mag. Mitunter kommt auch der Eingeborne, wenn das Blut seines Feindes vergossen ist, zur Besinnung und beklagt dann selbst mit einem schmerzlichen matta glab (umnachtetes Auge, ich bin blind gewesen) seine Missethat. Vielfach wird daher bei den Javanen diess

Amok auch matta glab genannt, woraus hervorgeht, dass sie selbst den Wüthenden in einem wahnsinnigen, nicht zurechnungsfähigen Zustand versetzt glauben. Ehe ich jedoch einzelne Beispiele anführe, muss ich noch bemerken, dass, seitdem eine weisere Regierung auf Java eingeführt ist, welche die Unterthanen sanft und milde behandelt, die Beispiele des Amoks ungleich seltener geworden sind, als sie früher waren. Auf andern Inseln des Archipels jedoch, welche der holländischen Regierung nicht unterworfen sind, gehört der Mord zu keineswegs seltenen Vorfällen. Während der englischen Herrschaft auf Java wurde die Frau eines Bugis-Sklaven, von ihrer Herrin, einer Kreolin in Surabaya misshandelt. Der Buginese wurde plötzlich wüthend, ermordete zuerst seine Frau, dann seine drei Kinder, flog mit dem vierten Kinde auf die Strasse, welches er mit der einen Hand hielt, während er mit der andern das blutige Messer schwang, tödtete auch diess und ergab sich nun zwei Europäern, welche, ohne retten zu können, den letzten Mord mit angesehen hatten, und bat sie inständigst, ihn zu tödten., Nagel*) erzählt einen Fall, welcher vor nicht langer Zeit in den Preanger-Regentschaften vorkam. Zwei befreundete Javanen, beide verheirathet, gingen am frühen Morgen nach Tjandjur, um Körbchen, welche sie aus Bambusholz geflochten hatten, daselbst zu verkaufen. Dem Einen derselben glückte diess. Sehr vergnügt über den Gewinn, ging er in einen toko (chinesischen Laden), um für seine Frau einen Schirm (Pagong) und ein Tuch zu kaufen. Der Käufer kehrte von da mit seinem Freunde zurück. Sein kindliches Ver-

*) G. hl. Nagel, Javaansche Tafereelen. Amsterdam 1829.

gnügen über die nahe Freude seiner Frau, welcher er so schöne Geschenke mitbringt, erfüllte ihn ganz. Ernster ging der weniger glückliche Freund neben ihm her. Da mit einem Male wird der eben noch so heitere Javane still und einsylbig. Er glaubt, sein Kamerad beneide ihn, seine Phantasie wird wirr und spiegelt ihm vor, sein Gefährte mache Miene, nach dem Kris zu greifen, um ihn zu tödten, er will diesem zuvorkommen, zieht mit lautem Geschrei plötzlich den Dolch und ersticht augenblicklich jenen, welcher nichts weniger als diess erwartet hatte. Sterbend sinkt das getroffene Opfer des Wahnsinns nieder. Nun kommt der Wüthende zur Besinnung und stürzt sich laut jammernd auf seinen Freund, um ihm Hülfe zu leisten. Andere Javanen, welche des Weges kamen, fanden den Mörder halb bewusstlos auf der Leiche liegen. Er bat die Umstehenden, welchen er offen den ganzen Hergang erzählte, ihn zu tödten oder ihn den Gerichten zu übergeben, damit er die verdiente Todesstrafe erleide. — Als im Jahre 1812 der Kraton des Sultans von Djokjokorta bestürmt wurde, ging ein sehr vornehmer Javane, welcher bei dem Sultan in hoher Gunst gestanden hatte, zu dessen Feinden über und wirkte den ganzen Tag mit zu den nöthigen Maassregeln. Am Abend wurde er mit vielen vornehmen Javanen von einem chinesischen Häuptlinge zu einem Gastmahl eingeladen. Fröhlich nahm er daran Theil und gab seine Zufriedenheit über den Sieg zu erkennen, welchen man über seinen früheren Gebieter errungen hatte. Nach Beendigung der Gasterei begab er sich zur Ruhe. In der Nacht erwacht er, springt auf, ergreift seine Waffe und stürzt auf seine Landsleute los, welche mit ihm in einem Gemache schliefen und tödtet oder verwundet einen

grossen Theil derselben, bis er endlich der Uebermacht erliegt. — Im Jahre 1814 wurde ein Fürst von Celebes von der englischen Armee überwunden, welche durch eine Menge Eingeborner unterstüzt wurde und durch einen Fürsten derselben angeführt. Der überwundene Fürst wurde mit seinem Sieger in dasselbe, wohlbefestigte Gemach gebracht, weil ihm dieser Gesellschaft leisten wollte. In einer Ecke stand ein Tisch, worauf der Kris des Besiegten lag. Mitten in einem ruhigen höflichen Gespräch sprang der letztere auf, erfasste seine Waffe und versuchte seinen Genossen zu ermorden. Dieser aber, ein starker Mann, überwand den Wüthenden und verwundete ihn tödtlich. Als Zuschauer dazu kamen, fand man den Besiegten sterbend in dem Arm des andern Fürsten liegend, welcher ihn unterstützte und in der rechten Hand den Dolch hoch emporhielt, um ihm, wenn es nöthig sein sollte, den Todesstoss zu versetzen. Eine dieser unsinnigen Wuth analoge Erscheinung, welche man vielleicht zur Erklärung derselben benutzen kann, findet man in dem Zustande, welcher oft unerzogene Kinder ergreift, wenn sie durch irgend einen Gegenstand oder eine Person verletzt werden. Ihren Aerger muss dann auch das Leblose büssen; sie zertrümmern in ihrer unsinnigen Aufregung selbst die Gegenstände, welche in ihnen immer nur Freude und Vergnügen erregt hatten. Diese Völker sind aber nur Kinder. Keine sorgfältige Erziehung konnte ihren Leidenschaften, welche üppig emporwuchsen, wie die Vegetation, welche sie umgiebt, moralische Fesseln anlegen. Dass die Frauen auf Java in einen ähnlichen Zustand, wie das Amok voraussetzt, verfallen können, habe ich niemals gehört oder gesehen. Ihre biegsame, nachgebende Natur, welche sich un-

ter allen Verhältnissen zeigt, verhindert gewiss das Entstehen einer so unsinnigen Rachelust. Ihre ganze Leidenschaftlichkeit scheint sich in der Eifersucht zu conzentriren. Von dieser sind die Javaninnen keineswegs frei, welche sich auch hier, wie gewöhnlich, die Nebenbuhlerin zum Ziel der Rache nimmt, wärend der untreue Mann von derselben befreit bleibt. Mehre Fälle wurden mir erzählt, welche bewiessen, dass die Javaninnen oft zum Gifte greifen, um sich der Gegnerin zu erledigen. Man hat den Javanen häufig den Vorwurf gemacht, dass sie treulose Feinde seien. Es ist meine Absicht nicht, diess zu widerlegen, doch muss man dabei erwägen, dass nur eine moralische Ausbildung, welche dem Javanen nimmer zu Theil wird, jene unwandelbare Gerechtigkeitsliebe hervorbringen kann, welche dem Feinde treu jedes Gelöbniss hält. Ist doch selbst die Religion nicht im Stande gewesen, bei den civilisirten Völkern Europa's diese sittliche Grösse hervorzubringen. Unsere alte und neue Geschichte giebt traurige Beweise hiervon und das „haeretico non fides habenda" sollte allein im Stande sein, die Javanen dieser Schwäche wegen zu entschuldigen.

Nachdem ich auf den voranstehenden Seiten die einzelnen Eigenschaften des Javanen gegeben habe, so weit sie sich im Individuum ausprägen, ist es nun auch nothwendig, auf seine häuslichen Eigenschaften hinzublicken, um sein Karaktergemälde zu vervollständigen. Da die Ehe und der gesellige Standpunkt der Frauen die Hauptstütze des häuslichen Lebens sind, so will ich diese zuerst betrachten. Es ist auf Java, besonders im Mittelstande üblich, dass der Mann für seine Frau einen bestimmten Preis bezahlt, sich also, um mich anders auszudrücken, dieselbe erkauft. Selbst

die Europäer, welche sich eine Haushälterin nehmen, müssen den Eltern derselben gewöhnlich eine Summe von 50 Gulden geben, d. h. wenn das Mädchen noch Jungfrau ist. War sie jedoch schon bei einem andern Manne, so stehen die Eltern von dem Kaufpreise ab. Die Javanen betrachten eine solche Verbindung wie eine eheliche und finden deshalb nichts Entehrendes darin. So auffallend ein solcher Kauf auch dem Europäer erscheint, so ist doch diese Sitte durch den ganzen Archipel verbreitet und findet sich noch weiter hinaus bei Völkern, deren Klima und Race von denen der Javanen sehr verschieden sind. Auf Sumatra, bei den Hindu, bei den Abihoniern wird ein förmlicher Kaufkontrakt zwischen dem Bräutigam und den Eltern geschlossen. Wer auf Bali den Kaufpreis nicht erschwingen kann, muss dem Schwiegervater als Sklave dienen. Auf Unalaschka, bei den Kirgisen in China, wird ebenfalls durch einen Geldkauf von den Eltern die Braut erworben. Aehnliche Sitten finden wir bei den Irokesen, Jakuten, und bei den Negern am Senegal. Wie gehässig uns auch diese Sitte erscheint, so würden wir dennoch irren, wenn wir aus ihr folgern wollten, dass die Frauen auf Java eine niedere, ungünstige Stellung einnähmen. Sie leben mit ihren Männern in völliger Gleichheit und ihr Loos ist glücklicher, als das der Frauen fast aller andern ostindischen Völker. Sie werden nicht abgesondert oder mit morgenländischer Eifersucht hinter Schloss und Riegel bewacht. Sie werden weder mit Härte noch mit Mangel an Achtung behandelt. Sie sind die gleichstehenden Genossinnen des Mannes und theilen Ehre und Arbeit mit ihm. Dagegen sind sie häuslich, arbeitsam, und verstehen den Landbau, die Hauptbeschäftigung der Javanen, oft bes-

ser als ihre Männer. Diese Häuslichkeit der Frauen erstreckt sich bis in die höchsten Stände, wo Weberei die Hauptbeschäftigung bildet. Die Frauen leben hier zwar mehr zurückgezogen und entziehen sich gewöhnlich den Augen Fremder, doch mehr in Folge ihrer Schamhaftigkeit, als eines Zwanges von Seiten des Mannes. Bei feierlichen Gelegenheiten jedoch erscheinen sie, nehmen in und ausser dem Hause an Belustigungen Antheil und machen die Wirthin, wenn diese letzteren von ihrem Manne veranstaltet werden. Auch von Europäern nehmen sie Besuche an. Häufig hörte ich von diesen das durchaus anständige und sittsame Wesen derselben rühmen, womit auch meine Erfahrungen übereinstimmen. Strenger bewachen die Malaien ihre Frauen und entziehen sie argwöhnischer den Blicken Anderer. Der innigere Verkehr dieser Völker mit den Arabern mag diesen Gebrauch veranlasst haben. Auf andern Inseln des Archipels stehen die Frauen in noch grösserer Hochachtung. Auf Celebes nehmen sie an allen öffentlichen Verhandlungen Antheil. Die Frau des Königs von Sapong, eines buginesischen Staates, ist regierende Königin von Lawi. Die Königin von Boni auf Celebes bot noch vor Kurzem dem holländischen Gouvernement Trotz und kämpfte mit grossem Nachdruck für ihre Selbstständigkeit. Auf Amboina war früher neben dem eigentlichen König ein Frauenkönig, der Latumanina, welcher, von einer Königstochter geboren, die Stelle eines Vormundes und Fürsprechers aller Frauen vertrat. In einer Provinz von Liam werden die Frauen allein Regentinnen. Wenn wir hier auch eine Aehnlichkeit im Volkskarakter mit den Völkern germanischen Stammes entdecken, so unterscheiden sich doch diese wieder sehr von

den Javanen rücksichtlich der Heiligkeit, in welcher die Ehe bei ihnen steht. Die Scheidung ist von den einheimischen Priestern für eine geringe Summe Geldes leicht zu erkaufen. Auf dem benachbarten Sumatra, Borneo, Malacca, Celebes, wird die Ehe viel heiliger und unverbrüchlicher gehalten als hier. Häufig kommt es bei einer Javanin vor, dass sie sich viermal von einem Manne scheiden lässt, um den Tag darauf einen anderen zu heirathen. Mir wurde eine Frau gezeigt, welche kaum 26 Jahre alt zu sein schien, die zum achten Male verheirathet war. Da der durchaus fruchtbare Boden so sehr leicht die nöthigen Mittel zum Lebensunterhalt liefert, so ist hierdurch den Frauen der Schutz ihrer Männer entbehrlich gemacht, welchen sonst das Geschäft der Ernährung der Familie obliegt. Wie man sieht, machen sie reichlich von der Selbstständigkeit Gebrauch, welche ihnen die umgebende Natur bietet. Man sollte glauben, dass durch eine solche Liederlichkeit und Entweihung eines der heiligsten Bande das häusliche Leben durchaus ruinirt würde, eine Annahme, zu welcher die herrschende Polygamie noch mehr auffordert. Doch wird auf Java von der Erlaubniss, welche die Lehre Mohammeds hierzu ertheilt, wenigstens kein übertriebener Gebrauch gemacht. Die Leichtigkeit, seine Frau loszuwerden und eine geliebtere zu erhalten, mag diess hauptsächlich veranlassen. Der Bergjavane, der niederen Standes, der Landmann, hat selten mehr als eine, niemals aber über zwei Frauen. Nur die Fürsten haben sehr viele Frauen und neben diesen oft noch Konkubinen (goundiks). Uebrigens blickt selbst durch diese polypynische Verirrung ein Schimmer der Monogamie hindurch. Eine Frau ist gewöhnlich die erste, welche alle Ehren

des Mannes theilt, alle übrigen gehorchen dieser, sind ihre Dienerinnen, oft sogar wie fast immer die goundiks, ihre Sklavinnen. Diese vornehmste Frau ist gewöhnlich ihrem Manne ebenbürtig. Niemand würde es wagen, die Tochter eines Ebenbürtigen zur zweiten oder dritten Frau zu verlangen. Dass die weibliche Sittsamkeit hierdurch ruinirt wird und das Weib selbst erniedrigt, sieht man leicht ein. Besonders hat die Verderbniss der Sitten in den Hauptstädten, den Sitzen der Fürsten, um sich gegriffen. Vornehme Frauen haben nicht selten mit andern Männern Verhältnisse, welche häufig wenigstens der Mann ignorirt, d. h. wenn der Nebenbuhler einen höheren Rang als er bekleidet. Hierzu kommt noch, dass der Karakter der Javanen nicht so zur Eifersucht geneigt ist, wie der der Javaninnen. Wenn sich der hintergangene Gemahl rächt, so ist hieran mehr die Verletzung seines Ehrgefühls, als eigentliche Eifersucht Schuld, während er jedoch jeden Augenblick bereit ist, eine Beleidigung oder Kränkung, welche seiner Frau widerfuhr, auf das blutigste zu bestrafen. Der Fürst von Madura wurde im Jahre 1718 durch seinen Bruder, welcher sich gegen ihn empört hatte, entthront und beschloss, holländische Hülfe in Anspruch zu nehmen. Er ging zu diesem Endzweck an Bord einer holländischen Fregatte, welche auf der Rhede vor Surabaya lag. Mit ihm erschien die Fürstin nebst Gefolge auf dem Verdeck. Der Kapitän des Schiffes näherte sich dieser und küsste sie, einer damaligen Sitte gemäss, auf den Hals. Die Fürstin, welche diess für unverträglich mit ihrer Ehre hielt oder doch für dieselbe fürchtete, stiess einen lauten Schrei aus. Augenblicklich stürzte der Fürst auf den Kapitän zu und erstach ihn, während das madu-

und zwar in den Fällen, wo der Häuptling seiner Ehegenossin die Würde übertrug.

Obgleich der Fürst durchaus unbeschränkt regiert, so weicht er doch selten von dem Adat (Gewohnheitsrecht) ab, welches dem Volke heiliger als seine Religion ist. Uebrigens kann er seinen Unterthanen Ehre und Eigenthum nehmen, während wieder sein Machtwort dem Armen, Niedriggebornen mit denselben bekleiden kann. Kein Rang, kein Reichthum, kein Ansehn, kein Grundbesitz besteht vor seinem Befehle. Nach Wohlgefallen theilt er jene Güter unter seine Anverwandte, Staatsdiener oder Günstlinge. Sein erster Beamter ist der Vezier oder erste Minister, welcher Radin-Adipati genannt wird. Dieser regiert eigentlich, während der Fürst sich allen Genüssen hingiebt und höchstens noch durch einen Akt der Gnade oder Strafe seine Existenz beurkundet. Seit den letzten Jahrzehnten hat sich jedoch das holländische Gouvernement das Recht vorbehalten, diesen ersten Minister zu ernennen. Deshalb bekümmert sich denn auch der Fürst jetzt mehr um die eigenen Regierungsgeschäfte, da ihm das Vertrauen zu einem Vezier mangelt, welchen er nicht selbst erwählte. Dieser hat eine so grosse Gewalt, dass ihm selbst die Mitglieder der königlichen Familie in manchen Stücken unterworfen sind. Nach der fürstlichen Familie, zu welcher der Susuhunan oder Sultan, die Söhne und Töchter des Fürsten, welche den Titel Pangeran und der Thronfolger Pangeran-Adipati führt, gehören, folgt der Adel, von welchem der Radin-Adipati das Haupt ist.

Die adelige oder bevorrechtete Klasse theilt sich in zwei Ordnungen, nämlich die Bopati's und deren unmittelbar Untergebenen, die Patihs und Mantries oder öffent-

liche Beamten. Bopati ist der allgemeine Titel der Gouverneure der Provinzen. Doch bezeichnet er mehr das Amt als den Rang, denn die Provinzialgouverneure sind zuweilen Tamonggongs, Jngebeys oder haben einen niederen Rang ihrer Geburt nach. Adipati ist der höchste Titel nach dem des Regenten und wird noch ebenso wie die andern Titel erhöht, wenn das Wort Riai *) oder mâs **) oder Radin davor gesetzt wird. Die Söhne des Fürsten bilden den hohen Adel und führen den Titel Radin. Obgleich den Gesetzen nach kein erblicher Adel besteht, so hat doch die Sitte und die hohe Verehrung der Javanen für alte Abkunft und Geschlechtsruhm diesen Mangel ergänzt und durch den usus ist der Adel dennoch erblich geworden. Ebenso wie diese oberste Regierung ist wieder eine jede in den einzelnen Provinzen organisirt. Jeder Bopati (Provinzial-Gouverneur) hat zwei Patihs oder Minister, den patih-ular und patih-dalam. Der erste hat die Staatsgeschäfte, während der zweite die Hofhaltung und was diese anbetrifft besorgt. Dieselbe Vereinigung aller Gewalten, der administrativen, der richterlichen, der exekutiven, welche der Fürst hat, besitzt auch sein Gouverneur und ebenso wieder die Häuptlinge der kleineren Bezirke bis zum Dorfhäuptling herab, welcher mit absoluter Gewalt über seine Unterthanen herrschen kann. Bei diesen letzteren zeigt sich jedoch noch ein Schein von Freiheit, welche, wie zu vermuthen ist, früher ausgedehnter war: sie werden nämlich von den Einwohnern selbst aus ihrer Mitte gewählt. Auch die Priester (Panghula),

*) Riai, Ryahi, gewöhnlich zusammengezogen in Ri = Herr.
**) mâs = golden.

auf welche die Macht des Djaxa (Richter) grösstentheils seit der Einführung des Islam übergegangen ist, üben eine nicht unbedeutende Macht aus, welche jedoch keineswegs gross genug ist, um die der Fürsten, wie auf Bali, beschränken zu können, welche auch die höchste priesterliche Gewalt an sich gerissen haben.

Die Beamten kleiner Distrikte und Dörfer, welche zur Klasse der Mantries gehören, führen verschiedene Titel, als Demang, Lurah, Kliwan u. s. w. Da in diese Verhältnisse, welche wahrscheinlich erst unter indischem Einflusse geregelt worden sind, später der Mahommedanismus und noch später europäische Gewalt umgestaltend und verändernd eingriff, so ist es schwer, den Knoten, den so verschiedenartige Einflüsse und so viele Jahrhunderte schützten, durchaus aufzulösen und die feinen Nüancen des javanischen Adels genau zu unterscheiden. Jene indische Kasten, welche gewaltsam in das bürgerliche Leben eingreifen und zwischen die Stände unübersteigliche Grenzen aufführen, herrschen zwar auf dem benachbarten Bali *), aber auf Java findet sich keine Spur davon, obgleich die Titel mantri, adipati u. s. w. unleugbar indischen Ursprungs sind. Wenn aber die Kasten jemals auf Java existirt haben, so mussten sie der Eigenmacht der Fürsten weichen, die keinen Rang und keine Ehre anerkannten, welche nicht von ihnen ausfloss. Wahrscheinlich duldeten sie überhaupt die Einführung derselben nicht, wenn wirklich jemals die Hindu den Versuch hierzu gemacht haben. Die despotische Gewalt der Fürsten ist nicht allein von allen

*) Vergl. De Osterling. Tydschrift toegeweid van de verbreiding der Kennis van Ost-Indie. I. deel. S. 158.

Javanen anerkannt, sie wird ihnen auch in demüthiger Uebertreibung in ihren Büchern gelehrt und lebt in religiöser Pietät in ihrem innersten Herzen. Ihre Ehrerbietung gegen das königliche Geschlecht hat keine Grenzen und ihre schwache Phantasie erschöpft sich in Metaphern, um die Grösse ihrer Fürsten und Alles dessen, was an ihnen ist, zu bezeichnen. Die Javanen, welche noch unter ihren eignen Fürsten leben, sind sogar, trotz des Druckes derselben, hochmüthiger und stolzer als die, welche dem europäischen Gouvernement unterworfen sind, obgleich sie von diesem mit ungleich mehr Milde und Gerechtigkeit behandelt werden *). Man kann nicht zehn Zeilen in einem javanischen Schriftwerke lesen, ohne einen Begriff von der grenzenlosen Gewalt der Fürsten zu erhalten. Als der Susuhunan Kuwing, ein Jüngling von zwölf Jahren, welcher in dem dritten Grade Anspruch auf den Thron hatte, auf denselben erhoben wurde, empörten sich die Chinesen gegen ihn, welche einen andern Fürsten wollten, der aber nicht aus königlichem Blute stammte. Die Javanen jedoch standen ihm treulich bei und wichen nicht von dem Grundsatze ab, dass nur ein Sprössling aus königlichem Blute den Thron besteigen könnte. Martapura, ein javanischer Häuptling, redete den chinesischen Führer folgendermaassen an: „Vater, seit Menschengedenken besteht unwandelbar der Gebrauch auf Java, dass kein Mensch König sein kann, welcher nicht von dem königlichen Blute derer abstammt, denen der Thron von Rechtswegen zukommt. Einer, welcher sich anmaasste, den Thron ohne

*) Reorda van Eysinga Aardryksbeschryving van nederlandsch Indie. S. 245.

diess Recht einzunehmen, würde sein elendes Leben der ewigen Strafe aussetzen; sein unvermeidliches Loos würde sein mit Stöcken todt geschlagen zu werden.“ Folgenden javanischen Adelsbrief theile ich in wörtlicher Uebersetzung mit, weil er in wenig Worten die durchaus vollständige Abhängigkeit des Adels von dem Fürsten zu erkennen giebt: „Gieb Acht: diesen königlichen Brief von Uns, dem erhabenen Monarchen, geben Wir zur Bewahrung Unserm Knecht, dem Menschen N. Euch Allen, Unsern Sklaven, grossen Herren oder Unterbefehlshabern Unserer königlichen Städte oder Landschaften, sei es bekannt, dass Wir diesen königlichen Brief Unserm Knecht anvertraut haben, auf dass er aus seinem niedrigen Stande aufgelesen und zu Unserm Vertrauten erhoben werde, indem Wir ihm adeligen Rang geben. Wir geben ihm die Macht zu tragen und zu gebrauchen derartige Kleider, Ehrentitel und Würden, als sie einer Person von hohem Adel zukommen; Wir geben ihm zu seinem Unterhalt aus Unseren königlichen Besitzungen eine solche Oberfläche Landes in einem Distrikte, welche durch tausend Thatjas (Familien) bebaut wird.“ Während wir hieraus ersehen, dass der ganze Adel nur ein Abglanz des Regenten ist, erkennen wir auch, dass die Sprache alle Verfeinerungen angenommen hat, welche eine solche Gewalt, um sich zeigen zu können, nöthig hatte. Noch die Bemerkung füge ich hinzu, dass der Adel oder die Beamten durch Grundbesitz oder durch einen Theil der Abgaben, welche sie erheben, belohnt werden. Sehr streng sind die Gesetze der Javanen gegen Mangel an Ehrerbietung von Seiten der Unterthanen; die Gesetze der Malaien geben nach Crawfurd besondere Beispiele hiervon. Sie schliessen viele Worte als unanständig

von der Sprache aus, wenn diese dem Fürsten gegenüber gebraucht wird. Wenn Jemand diese Worte, welcher nicht wie die Prinzen das Recht hat, sie zu gebrauchen, im Palaste ausspricht, so soll er getödtet werden. Spricht sie Jemand ausserhalb des Palastes, so soll er auf den Mund geschlagen werden; giebt aber Jemand Veranlassung dazu, dass man ihn mit diesen Worten anredet, so soll sein Leben verfallen sein. Wer mit ungewöhnlicher Pracht gekleidet im Palaste erscheint, ohne hierzu ausdrückliche Erlaubniss von dem Fürsten zu haben, dem sollen seine Kleider vom Leibe gerissen und er selbst fortgejagt werden. Wer ein Kopfkissen von gelber Farbe oder mit dieser Farbe verziert, gebraucht, oder ein Tuch von dieser Farbe trägt, dessen Missethat soll mit dem Tode gestraft werden. Trägt Jemand ein Kris mit goldenem Griff, dem soll diess entrissen werden.

In einem ethischen Werke, welches zur Zeit des Sultans von Pajang angefertigt zu sein und ein Alter von ohngefähr 250 Jahren zu haben scheint, wird in folgenden gehässigen Worten eine vollständige Unterwerfung an den Willen des Fürsten gelehrt: „Der, welcher dem Könige dient, erhebt sich selbst durch Gehorsam gegen seinen eignen Willen. Wenn der Fürst gebietet, einen Tiger zu umarmen, so thue diess ohne Aufschub; gebietet er, eine giftige Schlange zu küssen, so zaudere nicht. Ueberlege niemals. Dein Gehorsam soll dir Ruhm erwerben und die Ursache deines Glückes sein. Gebietet man dir auf Nägeln zu gehen, so thue diess augenblicklich, es darf dich nicht hindern, sollte es dir auch das Leben kosten; dein Gehorsam und deine Unterwürfigkeit erwerben dir den Weg zum Himmel.“

In niedriger Demuth auf der Erde kriechend naht sich der Javane seinem Fürsten. Bei dem ersten Verkehr der Holländer mit den Eingebornen kam es vor, dass ein flüchtiger Fürst die Hülfe des holländischen Admirals in Anspruch nahm. Dieser zeigte sich ihm mit seinem Gefolge in aufrechter Haltung. Die Höflinge des Fürsten, hierüber entrüstet, wollten die holländischen Offiziere zwingen, eine gebückte Stellung anzunehmen, wodurch es zu sehr ernsthaften Scenen kam. Zu den sonderbaren Vorrechten, welche der Susuhunan hat, gehört es unter Anderm, zwei Waringi-Bäume vor seinem Palaste zu haben. Der Patih von Banjumâs erzählte Herrn de Sturber, Residenten dieser Provinz, dass der britische Gouverneur von Java, Raffles, den zeitigen Regenten dieser Provinz, Judo-Negero, beredet hatte, sich für unabhängig von dem Susuhunan von Solo zu erklären. Der Europäer machte den Anfang damit, zwei Waringi-Bäume (ficus Indica) vor seine Wohnung zu pflanzen. Kaum erfuhr diess der Susuhunan, so rief er den Regenten zu seiner Verantwortung auf, nahm ihm seine Würde und warf ihn mit seiner Familie in das Nichts hinab *). Kleidung, Wohnung, Sprache, Alles unterscheidet die Unterthanen von ihren Fürsten und diese wieder nach ihrem verschiedenen Range unter sich. Da die Sonnengluth auf Java den Gebrauch eines grossen Schirmes (Pajong) nothwendig macht, so unterscheiden sich auch durch die Farbe desselben die Stände sehr genau. Die regierenden Fürsten und der General-Gouverneur lassen einen vergoldeten Pajong über sich halten (Pajong bawat, bawat), die Fürstin und die Mitglieder

*) Vergl. Aanteekeningen deer J. E. Strurber zu Raffles Gerchcedenis van Java.

der fürstlichen Familie einen Schirm von gelber Farbe. Einen Schirm von weisser Farbe gebrauchen die Nebenfrauen des Fürsten und ihre Kinder, der der Tomonggors und Bopathis ist von grüner Farbe mit Gold verziert, der der Kliwon's, Juggebey's, Ronggo's und Mantries ist von rother Farbe, während sich der der niedrigen Dorfhäuptlinge durch eine dunkle Farbe auszeichnet. Obgleich die Gewalt des Fürsten, wie wir gesehen haben, durch kein Gesetz beschränkt ist, so hat doch auch hier die Nothwendigkeit eine Schutzwehr errichtet, welcher selbst der gewaltigste Tyrann auf Java sich beugt, und diess ist der schon mehr erwähnte Adat, welcher den Unterthanen wie den Fürsten gleich heilig ist. Nächst diesem Adat bestimmen Gesetzbücher, welche zum Theil Modifikationen der Vorschriften des Koran sind, die Strafen und Bussen über die etwaigen Vergehen. Ueber diese Gesetzbücher, welchen freilich die fürstliche Familie nicht unterworfen ist, werde ich weiter unten reden.

Eine durchaus ähnliche Staatseinrichtung existirt auf der Insel Bali, wenigstens rücksichtlich der grenzenlosen Gewalt des Fürsten *), woraus denn hervorgeht, dass es nicht die Annahme des mahommedanischen Glaubens war, welche den Despotismus zu Wege brachte. Auf Bali existirt noch kein Islamite, sondern ein degenerirter Buddhismus ist die allgemein angenommene Religion. Dass die Despotie auf Java, wenigstens seit dem indischen Einflusse auf Java geherrscht, würde selbst dann gewiss sein, wenn der Herr van den Brocke in der Meinung irrte, dass die Bevölkerung Bali's von dem Theile der Javanen abstamme,

*) Osterling a. a. O.

welcher auf diese benachbarte Insel geflohen sei, um den siegenden Mahommedanern und ihrer Religion auszuweichen. Wenn man die verschiedenen Regierungsarten in dem weiten Umkreise des Archipels überblickt, so wird man zu dem Resultate geführt, dass die Völker, welche hier wohnen, nur im Zustande der vollkommenen Wildheit ihre Freiheit sich zu erhalten wussten, während wir diese bei der zunehmenden Höhe der Bildungsstufen der Nationen immer mehr und mehr verschwinden sehen, bis sie bei den Javanen, dem gebildetsten Volke des Archipels, in eine reine Zwingherrschaft übergeht. Wenn wir die stufenweise Entwickelung der Staaten verfolgen, so finden wir ein Beispiel des Uranfanges des gesellschaftlichen Zustandes auf der malaischen Halbinsel. Auf dem Berge von Jarai, an der Grenze von Siam, lebt ein Negergeschlecht, welches führerlos und frei die Wälder durchstreift und sich von Wurzeln, wildem Honig und Thieren nährt, die es mit vergifteten Pfeilen erlegt. Diese Völkerschaft ist in 30 bis 40 Familien vertheilt, welche selten länger als 14 Tage an einem Orte verweilen. Bei ihnen besteht eine vollkommene Gleichheit des Ranges und einen Theil ihrer Besitzthümer geniessen sie gemeinschaftlich. Alter und Erfahrung geben hier wohl das Recht, Rath zu ertheilen, wenn er gefordert wird, aber nicht die Macht, zu befehlen. Ihr Zustand ist der einer vollkommenen Unkultur. Aehnliche Verhältnisse finden wir bei manchen Küstenbewohnern auf der Insel Timor. Doch sehen wir auch hier schon den Uebergang zu einer höheren Entwickelungsstufe der Staatsform *), indem sich die Bevöl-

*) Osterling 1836.

kerung in Dörfern vereinigt und ein Oberhaupt hat, welches für die Sicherheit der Gemeinde und das Beste derselben sorgt. Aber diese Dörfer werden verlassen, wenn der Boden nicht mehr hinlänglichen Stoff zur Nahrung giebt und die sämmtlichen Bewohner wählen einen andern Wohnplatz. Mehrere Dörfer stehen zwar unter der Herrschaft eines Raja, entziehen sich aber derselben, wenn sie sich weiter von seinem Sitze entfernen. Ein Hauptmoment zu einer höheren Entwickelung des Staates fehlt hier noch: nämlich das Festhalten des einmal erwählten Wohnsitzes, welches wir auf der Insel Tjumba (Sandelholzeiland) finden *). Hier ist die Staatsform ebenfalls noch wenig bindend und hat durchaus die eines Freistaates. Die Bewohner haben keinen König, keinen Häuptling, ja ihre Sprache hat nicht einmal ein Wort dafür. Der höchste Rang ist der eines Anakoda, welcher Ausdruck einen begüterten Einwohner bezeichnet. Der Besitz eines grösseren Stück Landes, vier oder fünf Büffel, zweier Pferde u. s. w. macht den ganzen Reichthum desselben aus. Doch hat dieser Anakoda über Niemanden zu befehlen, seine Diener abgerechnet. Diese aber gehorchen ihm nur rücksichtlich der Arbeit, während sie mit ihrem Herrn aus demselben Gefässe essen und gemeinschaftlich mit ihm die Felder bestellen. Auch findet man auf dieser Insel einen erblichen Adel, dessen Mitglieder zum Theil reich, zum Theil arm sind. Das einzige Recht, welches sie ihrem Stande verdanken, besteht in dem Rechte, bei den öffentlichen Berathungen als Redner aufzutreten, obgleich es Anderen, welche nicht adelig sind, ebenfalls erlaubt ist, ihre Mei-

*) Osterling S. 76.

nung zu äussern. Diese Adeligen werden Meraboo genannt, welches Aelteste des Volks bedeutet.

Diese öffentlichen Berathungen (katjallan) werden als sehr wichtig betrachtet und sind sehr zahlreich, wenn von einem allgemeinen Opferfeste oder von einem Bündnisse oder einer Handelsverbindung die Rede ist. Derjenige, welcher einen Rath berufen will, sendet Boten nach den verschiedenen Dorfschaften, um die Meraboo's zu bitten, sich zu einer bestimmten Zeit bei ihm einzufinden. Alle die erscheinen sind seine Gäste. Der Meraboo legt nun seine Waffen ab, weil es sich nicht geziemt, mit solchen zu dem Volke zu reden, und stellt die Sache auf die ihm möglichst beste Weise vor. Sind in dem Vortrage keine zweifelhafte Umstände angegeben, so treten noch mehre auf, welche in ihren Reden das schon Geäusserte billigen, herrscht aber Meinungsverschiedenheit, so wird lebhaft debattirt, bis diese ausgeglichen ist und somit der Beschluss gefasst. Hiernach wird ein Opferfest gehalten und die Nacht in Belustigungen zugebracht.

Kleine Staaten, welche aus einem oder mehren Dörfern bestehen, können auf solche Weise durch Volksherrschaft regiert werden. Ist jedoch die Zahl dieser Dörfer gross, ist die Bevölkerung reich und lockt sie hierdurch, so wie durch die Fruchtbarkeit ihres Bodens, die Raubsucht nahewohnender Völker, so wird sie durch die Noth gezwungen, sich im Anfange temporär einem Anführer zu unterwerfen, welcher sie zum Kampf führen und ihre Verhältnisse ordnen kann. Mehre Gründe können nur den Rang eines solchen Führers zu dem eines erblichen Königs gestalten. Der Mächtige legt die für den Augenblick erhaltene Würde nicht nieder, weil die Umstände das Fort-

bestehen derselben erheischen, oder die Dankbarkeit und Verehrung der Beschützer lässt ihm den Rang, welcher sich unwillkürlich auf die Familie überträgt, oder die Schlaffheit und Kraftlosigkeit des Volkes befindet sich am besten unter der Herrschaft eines absoluten Fürsten. Doch der indische Archipel zeigt noch eine Uebergangsstufe der Staatenbildung, ehe die Volksherrschaft in der Gewalt des Einzelnen untergeht. Hierzu giebt der Staat von Boni auf der Insel Celebes ein Beispiel, welches zu interessant ist, als dass ich ihm nicht hier einen Platz gönnen sollte. Boni zerfällt in acht kleinere Staaten, deren jeder von einem erblichen Fürsten regiert wird, während die oberste Gewalt in den Händen Eines derselben ist, welcher von den übrigen gewählt wird. Seit langer Zeit ruhete diese oberste Gewalt in den Händen der Fürsten von Bontualah, deren Reich nichts mehr als ein grosses Dorf ist. In der Landessprache werden die Fürsten Arung (König) genannt; die einzige Unterscheidung im Titel des Oberhauptes derselben ist, dass ein a der Endsylbe angehängt wird. Diess Oberhaupt darf nichts beschliessen, ohne die sieben andern Fürsten um Rath zu fragen; diese haben die Schatzkammer, so wie Krieg und Frieden in ihren Händen. Sie bilden seinen obersten Rath und erwählen selbst den ersten Minister, Tumilalang genannt, welcher dann unmittelbar und mittelbar, durch seine Unterbeamten, die Justiz zu besorgen hat. Das Oberhaupt darf in seinem Namen keinen Beschluss fassen, welcher sich auf das allgemeine Beste bezieht. Alle Ausfertigungen fangen an: „Wir, der König und das Volk von Boni, befehlen etc.“ Diese sieben Rathsherren führen den Namen Ornug Pitu, d. h. der Rath der sieben Fürsten. Stirbt Einer derselben, so wird

er wieder durch den Rath ersetzt, welcher den Nachfolger aus dem Geschlechte des Verstorbenen wählt. Ausser diesem Geschäfte des Rathes haben die Fürsten auch die exekutive Gewalt zu besorgen. Einer derselben ist erster Staatsdiener, ein anderer ist oberster Feldherr. Jeder Abstammling aus diesen fürstlichen Geschlechtern ist wählbar, sowohl zu der Regierung des ganzen Staates Boni, als auch der einzelnen Fürstenthümer, welche ihn ausmachen. Wenn eine Frau oder ein minderjähriges Kind gewählt wird, so ernennen die Fürsten zugleich einen Vormund, welcher in ihrer Sprache Madangrong, d. h. Stütze, genannt wird. Das Oberhaupt kann sich nicht von dem Rathe der Sieben absondern, um sich z. B. an die Spitze des Heeres zu stellen, ohne einen Unterkönig zu ernennen. Aehnliche Staatseinrichtungen bestehen auf der ganzen Insel Celebes *).

Nachdem wir nun diese Gegenstände betrachtet haben, welche für die Geschichte der Entwickelung des Menschengeschlechts so wichtig sind und hierdurch unsern Zweck erreicht zu haben glauben, indem wir zeigten, dass die Freiheit der Völker im Archipel immer mehr sich beschränkt, je weiter sich diese vom Naturzustande entfernen, drängt sich uns die Frage auf: hat Java nach und nach die verschiedenen Bildungsstufen der Staaten durchlaufen, welche wir anführten, bis es zu einer Zwingherrschaft wurde, oder stand es von jeher als Staat in seiner jetzigen Gestaltung da? Wenn auch die geschichtlichen Urkunden aus schon mitgetheilten Gründen keine Antwort auf diese Frage geben, so finden wir diese doch

*) Vergl. Roorda van Eysinga a. a. O. S. 121.

klar und vernehmlich in der javanischen Sprache ausgedrückt. Diese mag uns also Licht geben, wo uns jene durchaus im Dunkeln lassen. Die echte javanische Benennung des Königs ist Ratu, welches malaisch datu oder datuck geschrieben wird, dessen wörtliche Uebersetzung Grossvater ist; durch eine unbedeutende Veränderung erhält diess Wort die Bedeutung Alter oder Aeltester. Hierdurch werden wir zu jener Zeit zurückgeführt, wo noch kein eigentlicher Staat daselbst bestand, sondern der Aelteste oder Klügste in einer Gemeinde oder einem Dorfe als Häuptling gewählt wurde, wie es noch jetzt geschieht. Bedenkt man dabei, dass auf einem so ganz ungemein fruchtbaren günstigen Boden die Bevölkerung eines Dorfes bald so zunehmen musste, dass ein Theil seiner Bewohner sich in der Nähe anbauen und so ein Filialdorf bilden musste, was noch täglich auf Java vorkommt, so durchblickt man die ganze Bildungsgeschichte der javanischen Reiche. Doch wir wollen nur annehmen, dass sich vorerst auf diese Weise ein Adel aus den Dorfhäuptlingen gebildet habe. Denn auch der Uebergang aus der Adelsregierung, wie ich sie bei dem Staate Boni beschrieb, zeigt die Sprache. Wie ich schon bemerkte, führten die Gouverneure einer Provinz den Namen Bopati, der Titel des Königs ist aber Sri-Bopati. Das Wort Sri heisst im Kawi Fürst, König *). Wenn wir also Sri-Bopati wörtlich übersetzen, so haben wir Fürst-Gouverneur und mit dieser Etymologie zugleich die Erklärung, dass die Fürsten aus den Gouverneuren der einzelnen Provinzen entstanden.

*) Roorda van Eysinga algemeen Javaansch en Nederduitsch Woordenbock Art. Sri.

Die Verbindung zweier Wörter, welche verschiedene Begriffe ausdrücken, zu einem, ist in der javanischen Sprache sehr gebräuchlich, z. B. djuru-bohoso Sprachmeister, von djuru beherrschen, und bohoso die Sprache, hanak-dhuwiet Interessen, Zinsen, von hanak Kinder, Dhuwiet Geld (also Kinder des Geldes-Zinsen) oder bungngah-dhuwiet von bungngah die Blüthe und dhuwiet Geld (Blüthe des Geldes-Zinsen) u. s. w. Aber selbst in diesem Sri-Bopati oder Bopati ist noch die Entstehung des javanischen Staates aus einzelnen Dörfern erkennbar, indem Bopo Vater, Aeltester bezeichnet. Wenn nun die Entstehung des Wortes Sri-Bopati vermuthen lässt, dass auf Java früher eine ähnliche Staatsform als auf Boni bestand, so sieht man ein, dass ein kluger und ehrgeiziger Fürst sehr leicht ein bedeutendes Uebergewicht erhalten und seinen Rang in seiner Familie erblich machen konnte. Bei einigermaassen günstigen Umständen musste es ihm dann leicht werden, die Macht des geringeren Adels durchaus zu brechen und denselben zu seinen folgsamen Werkzeugen zu machen. Es ist die natürliche Folge eines sehr fruchtbaren Landes, dass ein Fürst sich Reichthümer sammeln kann, welche seine Macht vermehren und ihm zu einer Zwingherrschaft den Weg bahnen, die um so leichter Eingang findet, je mehr schon an und für sich die Beschäftigung mit dem Ackerbau ein Volk sanft und nachgebend macht. Eine beginnende Despotie musste aber durch den Einfluss des Hinduismus und Islam zu einer vollkommen ausgebildeten werden. Bei allen Völkern des Archipels, welche unter einer despotischen Regierung leben, sind die Titel der Beamten, des Adels, der Fürsten, grösstentheils indischer oder arabischer Abstammung, während die der

Häuptlinge, Beamten und Fürsten der Völker, welche eine freiere Regierungsform haben, keineswegs diesen Ursprung verrathen.

Zwischen dem Adel und den Unterthanen besteht kein dritter Rang. Zwischen Befehlenden und Gehorchenden ist kein Vermittelungsglied. Auch Sklaven, welche man fast auf allen Inseln des Archipels findet, hat der Javane nicht. Er selbst wird niemals Sklave, und Eroberungen auf andern Inseln, welche gewöhnlich die Sieger mit diesen Unglücklichen bereichern, macht der Javane nicht. Sein Wohnplatz lockt wohl durch seine Fruchtbarkeit den Räuber an, verhindert aber den Eingebornen, das auf andern Inseln zu suchen, was ihm im üppigen Reichthum ohne Mühe erwächst.

Ich gehe nun zu der Einrichtung des Staatshaushaltes in den Provinzen Java's über, welche dem holländischen Gouvernement unterworfen sind.

---

*Gerichtsverfassung und Landesverwaltung in den niederländischen Besitzungen auf Java.*

Da nach dem sechszigsten Artikel des Staats-Grundgesetzes dem Könige von Holland allein die höchste Gewalt über die Kolonien zusteht, so mag nun eine Person oder Kommission an die Spitze der Regierung von Java gestellt werden, seine oder ihre ganze Gewalt geht immer nur vom Souverän aus, welchen sie dort in allen Fällen repräsentirt.

Gewöhnlich ist die höchste Gewalt auf Java in die Hände des General-Gouverneurs gelegt, welchem

vier Räthe von Indien assistiren und mit diesem gemeinschaftlich das Kolonial-Gouvernement oder die „indische Regierung“ (de indische regering) bilden. Wird aber ein General-Kommissär ernannt, so liegt diesem die höchste Gewalt ob, oder ein General-Gouverneur-Lieutenant, so vertritt dieser genau die Stelle des General-Gouverneurs, welcher zugleich Kommandeur en chef der Land- und Seemacht in den niederländisch-ostindischen Besitzungen ist. Unter seinen Befehlen steht ein General mit dem Titel Kommandant, welcher wirklicher Anführer ist.

Der Sitz der indischen Regierung ist in Batavia. Sie hat nach Berücksichtigung der Instructionen des Königs oder des Ministers der Kolonien und der bestehenden Gesetze (Reglement op het beleid van de regering) volle Gewalt über alle holländischen Besitzungen in Ostindien.

Der General-Gouverneur repräsentirt den König und hat dieselben Anforderungen an alle Bewohner des ostindischen Archipels niederländischen Antheils, in Beziehung auf Treue, Gehorsam und Respekt, wie dieser selbst. Seine Funktionen zerfallen in zwei Abtheilungen, in der einen bedarf er der Mitarbeit und der Bestimmung des Rathes von Indien, in der andern handelt er unumschränkt. Doch hat er die Macht, wenn er es für nöthig erachtet, auch in ersterer Beziehung einen Beschluss gegen die Meinung der Majorität zu fassen. In diesem Falle muss er die Motive seiner Meinung, so wie die der Räthe mit allen nöthigen Anlagen dem Minister der Kolonien zusenden *).

*) In Fällen, wo solche Kommunikationen nothwendig sind, werden immer drei verschiedene Kopien mit verschiedenen Schiffen versandt, damit, im Falle ein Schiff zu Grunde geht, doch die Mittheilungen immer an Ort und Stelle gelangen.

Der General-Gouverneur disponirt über die Land- und Seemacht in Indien. Die „indische Regierung“ hat einen General-Sekretär, welcher auch dieselbe Funktion bei dem General-Gouverneur bekleidet, zum Assistenten.

Die Räthe von Indien müssen Niederländer sein und entweder in den Niederlanden oder in den Kolonien geboren, oder nach den Gesetzen des Mutterlandes naturalisirt sein. Sie müssen das 30ste Lebensjahr erreicht haben, und können, so lange ihre Geschäftsführung dauert, keine andere Funktion übernehmen.

Der hohe Gerichtshof in Batavia ist die höchste Instanz in Justizsachen. Er erkennt als erste Instanz über alle Handlungen, welche gegen die Regierung, die Finanz-Collegien und Beamten gerichtet sind, ebenso in Civilsachen, welche den General-Gouverneur, die Räthe von Indien, den Präsidenten und die Mitglieder des hohen Gerichtshofes, die Gouverneurs, die Residenten und die Chefs der verschiedenen Regierungszweige betreffen, so weit diese in Batavia ihren Sitz haben. Die letzteren aber sind dem hohen Gerichtshofe für alle ihre Handlungen während ihrer Geschäftsführung verantwortlich, aber ehe sie persönlich in Anspruch genommen werden, muss das Kolonial-Gouvernement davon Kenntniss erhalten, damit alle Maassregeln genommen werden können, um jeden möglichen Nachtheil für den Staatsdiener zu verhüten.

Zur Kompetenz des hohen Gerichtshofes gehören alle Civilsachen, welche die Summe von 500 Gulden übersteigen, und die Urtheile aller übrigen Gerichte in Kriminalsachen müssen erst von ihm revidirt werden.

Ein General-Prokurator vertheidigt vor dem hohen Gerichtshofe die Rechte des Staats (het regt der hooge

overheid). Dieser muss ebenfalls Niederländer sein, das 20ste Lebensjahr überschritten und den akademischen Grad in der Jurisprudenz erlangt haben. Er hat sodann ausser den Geschäften des Generalprokurators, nach der französischen Einrichtung, die Direktion des Polizeiwesens.

Das höchste Militärgericht, welches seinen Sitz in Batavia hat, erkennt über alle Vergehen des Militärs; in der ersten Instanz über die höheren Offiziere, welche dem Kriegsgericht nicht unterworfen sind, und revidirt die Urtheile des letzteren. Die Urtheile dieses Gerichts in erster Instanz müssen dem General-Gouverneur zugeschickt werden und wenn bis zum Ende des 15ten Tages keine besondere Mittheilung von diesem eintrifft, werden sie in Ausführung gebracht.

Die Kriegsgerichte werden auf Java durch den General-Gourverneur zusammenberufen und versammeln sich in Batavia und Surabaya, wenn dieser durch besondere Umstände sich nicht veranlasst findet, einen andern Ort dazu zu bestimmen.

Der Jurisdiktion des Obergerichts (raad van justitie) zu Batavia sind die Residenzschaften Batavia, Bantam, Cheribon und die Preanger Regentschaften unterworfen. Tagal, Pekalongan, Samarang, Kadu, Djokjokarta, Surakarta, Japara und Rembang haben ihr Gericht zu Samarang, und das zu Surabaya hat die Residenzschaft gleichen Namens, ausserdem Grissé, Passaruang, Besucki und Banjowangi unter sich.

Die Zuständigkeit der Justiz ist dem Obergerichte in den betreffenden Distrikten übertragen, ausgenommen in Angelegenheiten, welche vor die Kompetenz des hohen Gerichtshofes, und in solchen, welche für die Residenz-

tribunale, landraad genannt, gehören. Die Appellation von diesen jedoch findet an das Obergericht statt, wenn die streitige Summe über 500 Gulden beträgt.

Die Kriminal-Justiz ist ohne Ausnahme dem Obergerichte übertragen, im Fall sie nicht Gegenstände betrifft, welche oben für die Kompetenz des hohen Gerichtshofes gehörig angegeben sind.

Das Obergericht hat zugleich die Vormundschaft für alle Minderjährigen, Kuranden u. s. w. und besorgt das Währschafts- und Hypotheken-Wesen.

Ein Mitglied des Obergerichtes ist mit der Gerichtsbarkeit im ganzen Kreise beauftragt (ommegaand regter) und begiebt sich wenigstens einmal alle drei Monate in jegliche Residenz, um einem Gericht zu präsidiren, welches aus vier Inländern zusammengesetzt ist, die jedes Jahr auf den Vorschlag des Residenten vom Gouvernement ernannt werden. Diese Gerichte erkennen in Kriminalsachen, diejenigen ausgenommen, welche vor die Kompetenz des landraad gehören, als 1) Mord, Todtschlag, Verrath, Aufruhr, Falschmünzerei, Raub, Brandstiftung und andere Verbrechen, und die das Gesetz mit dem Tode bestraft. 2) Erpressungen, welche durch Eingeborne verübt werden, Uebertretung der Gewalt und Widersetzlichkeit gegen die Behörden. Für alle andere kriminellen und civilen Angelegenheiten im allgemeinen sind die Eingebornen, die Chinesen und andere Völker orientalischen Ursprungs in erster Instanz dem landraad verantwortlich, einem Tribunal, welches in jeder Provinz, unter Vorsitz des Residenten, aus vier Beisitzern besteht, die aus dem hohen Adel Java's erwählt sind. Der Sekretär hat die Funktionen des (Greffier) Kanzlisten und der Jaxa, eingeborner Beamter,

die des öffentlichen Verklägers; der Panghulu, mahommedanischer Oberpriester der Provinz, ist Beisitzer und giebt seine Meinung ab. Diess Gericht hält in jedem Hauptorte einer Residenzschaft wöchentlich einmal Sitzung. Nur zu Batavia, wo verwickeltere Sachen vorkommen, vermöge der eigenthümlichen Organisation dieser Residenzschaft, wegen der starken Bevölkerung und der Handelsangelegenheiten, sind dem landraad zwei europäische und zwei eingeborne Assessoren beigegeben. Es liegt eine Barbarei in der europäischen Jurisdiktion unter unkultivirten Nationen, welche wir hier auf eine glückliche Weise vermindert sehen. Um so erfreulicher ist diese Erscheinung, da die Eingebornen streng nach ihren eignen Sitten, Gebräuchen und religiösen Gesetzen gerichtet werden, wenn diese nicht im Widerspruch mit den allgemeinsten Ideen von Recht und Unrecht stehen. Besonders wohl ist die Einrichtung des landraad, da die grosse Einfachheit in dem Gerichtsverfahren dem Eingebornen eine klare Ansicht desselben erstattet. Die Idee einer Ungerechtigkeit entsteht um so weniger bei ihm, da er von Landsleuten und Glaubensgenossen gerichtet wird. Eine kurze Erzählung der gerichtlichen Vorgänge wird, was ich eben erzählte, noch anschaulicher machen. Der Bittsteller übergiebt in der Landessprache dem Residenten seine Klage, von welchem dem Beklagten eine Kopie mit der Auflage übergeben wird, innerhalb 15 Tagen zu antworten. Nach Ablauf dieser Frist setzt der Resident einen Tag fest, an welchem die Sache vor den landraad kommt und lässt beide Partheien mit Zeugen vorladen. Sind diese gegenwärtig, so werden die betreffenden Aktenstücke vorgelesen und die Zeugen, nachdem sie ihrer Religion gemäss durch einen Eid verpflichtet

sind, verhört. Nachdem die Sache nun noch von beiden Partheien mündlich geführt ist, bittet der Resident den Jaxa und Panghulu und sodann die übrigen Beisitzer um ihr Votum und fasst dann nach Stimmenmehrheit den Beschluss. Der Sekretär nimmt ein genaues Protokoll auf, sowohl in Bezug auf die Angaben der Partheien und der Zeugen, als auch der Meinung des Jaxa und Panghulu. Im Fall einer Appellation wird diess Protokoll dem Obergerichte mit dem Beschluss und den nöthigen Anlagen zugesandt, um eine Information der Sache zu geben.

Ausser den landraaden giebt es auch noch Gerichte eines untern Ranges, welche eigentlich Friedensgerichte sind und sowohl in den Regentschaften, als kleineren Bezirken gehalten werden. In jenen präsidirt der Regent oder dessen Adjunkt (Patti), assistirt vom Jaxa, Panghulu und einigen vornehmen Javanen, in diesen der Regent eines kleineren Bezirkes (duvisie hoofd) mit einigen Häuptlingen der Dörfer (mantris). Diese Gerichte entscheiden, jenes bis über höchstens 50 Gulden Werth, dieses bis 20 Gulden, urtheilen über Injurien und über Sachen, welche den Ackerbau anbetreffen, z. B. die künstlichen Bewässerungen der Reissfelder u. s. w. Sie können bis zu 3 Gulden strafen und haben ihre Macht für die Exekution der oberen Instanzen anzuwenden.

Ein General-Direktor der Finanzen hat die Administration der Domainen, des Schatzes, der Einnahmen und Ausgaben mit Allem, was dazu gehört. Unter ihm arbeiten die Direktoren der Finanzen, die Gouverneure und Residenten. In Batavia, Samarang und Surabaya sind ausserdem noch General-Empfänger, um die Einkünfte und Abgaben einzukassiren, welches in den übrigen Provinzen

dem Residenten obliegt. Ein Finanz-Direktor (directeur van slands middelen en Domainen) hat die Oberaufsicht über den Empfang des Grundzinses oder der Natural-Abgaben, welche in den einzelnen Provinzen ebenfalls die Residenten besorgen. Ein zweiter Finanz-Direktor (directeur van slands producten en magazynen) hat die Oberaufsicht der Administration der Wälder des Staats, der Werften, mit allen dazu nöthigen Instituten, der Salinen, der Magazine, der nöthigen Lieferungen für das Militair, der Posten, der Kriegsmunition, Transportschiffe u. s. w. Geschäfte, welche in den einzelnen Provinzen die Residenten zu besorgen haben, während eine Rechnungskammer (allgemeene rekenkammer) die Oberaufsicht über alle Gegenstände hat, welche dem Finanzwesen angehören. Zahlreiche Unterbeamten arbeiten in ihr unter ihrer Oberaufsicht.

Jede einzelne Provinz steht unter der Administration eines Residenten, welcher einen Assistent-Residenten, einen Sekretär und mehre Unterbeamten zu seiner Unterstützung hat. Mehre dieser Residentschaften sind wieder unter die Aufsicht eines General-Kommissar gestellt, welcher besonders die oekonomischen Geschäfte besorgt. Die einzelnen Residentschaften werden wieder in sogenannte Regentschaften getheilt, deren Verwaltung, besonders in polizeilicher Beziehung, einem Javanen von hohem Range übertragen ist. Bei den Europäern führt dieser den Titel Regent, von den Eingebornen wird Bopati, Temonggon oder Ingebey, bisweilen sogar, wenn ihn seine Geburt dazu berechtigt, Pangeran oder Pangeran Adipati genannt. Das holländische Gouvernement wählt diese Regenten aus dem inländischen Adel und besoldet sie. Unter diesen stehen

wieder Javanen niederen Ranges, welche die Administration in kleineren Bezirken besorgen. Es ist gewöhnlich, dass die Söhne der javanischen Beamten dem Vater in dem Amte folgen, wenn nicht besondere Rücksichten eine Abänderung dieses Herkommens gebieten, welches auch, wie wir gesehen haben, in den Fürstenländern (Surakarta und Djokjokarta) üblich ist. Uebrigens betrachtet das holländische Gouvernement diese javanischen Diener wie seine europäischen, besoldet sie, versetzt sie, oder setzt sie ab, je nachdem es nothwendig erscheint.

Das System, nach welchem Java verwaltet wird, habe ich in meiner schon angeführten Schrift beschrieben, und übergehe hier dasselbe deshalb mit Stillschweigen.

---

*Ueber die Gesetze der Javanen.*

Die Gesetzgebung eines Landes, dessen Bewohner auf einer sehr niedrigen Bildungsstufe stehen, kann ein doppeltes Interesse haben, ein besonderes und ein allgemeines. Jenes hat sie nur für den Juristen vom Fach, der bis zu den Völkern, welche in noch halb wildem Zustande leben, die Uranfänge einer Wissenschaft aufzusuchen und zu begründen strebte, die für das allgemeine Wohl eine so grosse Wichtigkeit erlangt hat. Eine gründliche, bis in alle Einzelnheiten gehende Schilderung ist ihm nothwendig. Dieses aber, das allgemeine Interesse, ist dem Kulturhistoriker, dem Ethographen, dem Gebildeten überhaupt wichtig, welcher aus dem Geiste der Gesetzgebung einen Schluss macht auf den Grad der Bildung, auf die Elemente derselben, auf die ganze sittliche Eigenthümlichkeit eines

Volkes. Nur aus diesem Gesichtspunkte wollen wir die javanische Gesetzgebung betrachten und nur die Spezialitäten derselben hervorheben, welche geeignet schienen, den Geist des Ganzen dem Leser in einem konkreten Beispiele vorzuführen. Die Dürftigkeit des Stoffes und der Mangel an juristischen Kenntnissen von meiner Seite mag die Art der Behandlung des Gegenstandes entschuldigen, welcher auch in seiner fragmentarischen Gestalt von Interesse zu sein scheint.

Wenn wir auf jene Völker hinblicken, deren Entwickelung noch auf der Stufe der Kindheit gefesselt ist, so bemerken wir zwei verschiedene Arten des Ursprungs der Gesetze. An der Stelle, welche bei uns der Staat als gesetzgebende einnimmt, steht entweder eine göttliche Offenbarung oder die Gewohnheit, das Herkommen als Quelle alles Rechtes. Das Gewohnheitsrecht, dem Geiste der Volksherrschaft entsprechend, welche wahrscheinlich sehr früh auf Java herrschte, musste sich mehr oder minder dem Willen der Zwingherrschaft eines Einzelnen beugen, der nur ungern einem Bande Festigkeit liess, welches ihn einengte. Das geoffenbarte Recht, welches den Javanen von dem Westen Indiens hergebracht wurde, konnte natürlich nur theilweise Wurzel fassen bei einem Volke, bei welchem sich schon ein Gewohnheitsrecht ausgebildet hatte. Zugleich konnte auch ein despotischer Fürst nicht jene Priesterherrschaft dulden, welche ein geoffenbartes Gesetz nothwendig macht, indem es den entschiedenen Ausspruch der Auslegung der Priesterkaste überlässt. Aehnliche Gründe verhinderten auch eine Annahme der vollständigen Lehre des Koran, welcher noch später von den Arabern den Bewohnern Java's überbracht wurde. Hierzu

kommt noch, dass selbst ohne diesen Einfluss der Zwingherrschaft unmöglich eine Gesetzgebung Eingang bei den Javanen finden konnte, welche für ein grosses, zahlreiches Volk gemacht war, was auf einer ungleich höheren Staats-Entwickelungsstufe stand, wie diess bei den Hindu der Fall war. Der Mohammedanismus, welcher vom dreizehnten bis zum Anfange des sechszehnten Jahrhunderts sich auf Java verbreitete und festsetzte, brachte natürlich den Koran mit. Aber auch von diesem nahmen die Javanen niemals mehr als die äussere Form an. Die Art und Weise der Assimilation einer fremden Gesetzgebung richtet sich immer nach dem Zustande der Bildung des Volkes, zu welchem sie gebracht wird, daher muss es uns natürlich scheinen, dass ein Volk, welches in einem durchaus anderen Gesellschaftsverhältnisse lebt als der Araber, Gesetze, welche für diese berechnet waren, nur sehr unvollkommen aufnehmen konnte. Der Bewohner der unfruchtbaren, sandigen Steppen Asiens erfordert ein anderes Recht, als der Sprössling einer ewig blühenden Insel, deren Fruchtbarkeit und vegetabilische Schöpferkraft unendlich gross ist.

Wir erblicken daher in der javanischen Gesetzgebung eine Vermischung des heimischen mit dem hindostanischen und arabischen Elemente. Uns interessirt natürlich besonders das einheimische, welches gewöhnlich eine so lokale, von dem Arabischen abweichende Färbung trägt, dass eine Unterscheidung nicht sehr schwer fallen kann. Wo aber jene Färbung verblichen ist und durch die vielen fremdartigen Einflüsse die Züge des nationalen Bildes verwirrt worden sind, da wollen wir nach der Insel Bali hinüberblicken, um in dem gegenwärtigen Zustande ihrer Bewoh-

ner den vergangenen der Javanen zu erkennen. Raffles nennt schon den jetzigen Zustand der Insel Bali eine Art von Kommentar des ehemaligen auf Java. Da ich selbst nicht auf der Insel Bali war, so benutze ich zu diesem Endzweck die Nachrichten, welche Crawford in dem schon angeführten Werke darüber mittheilte und einen Bericht des Herrn van den Broek, welcher im Auftrage des General-Gouverneurs von Java die Insel Bali bereis'te. Eine ausführliche Beschreibung findet sich in dem schon angeführten Hefte des Osterling. Herr van den Broek äussert sich über die Bewohner Bali's: „Der Ursprung der gegenwärtigen Bevölkerung Bali's stammt, wie ich Grund habe anzunehmen, von Java. Er leitet sich her von dem Theile der Bewohner der letztgenannten Insel, welcher bei Einführung der mohammedanischen Religion diese nicht annehmen wollte und dem Schwerte der fanatischen Verbreiter derselben entkam. Die vollkommene Gleichheit einer Menge javanischer Wörter mit balinesischen, die Gleichheit ihrer Schrift und ihrer Wayangs (Schauspiele), in welchen die Balinesen vollkommen dieselben Darstellungen vorführen, welche auf Java gewöhnlich sind, scheint diess ausser Zweifel zu stellen. Wahrscheinlich wurde Bali vor dieser Zeit durch ein wüstes und wildes Volk bewohnt, welches seine Kriegsgefangenen frass, wie diess noch bei den Battas auf Sumatra geschieht. Diese ursprünglichen Bewohner werden noch jetzt von den Balinesen sowohl in den Wayangs gezeigt, als auch in den Palästen der Fürsten und den inneren Räumen der Tempel in Stein ausgehauen. Sie werden mit sehr grossen, hervorstehenden Zähnen abgebildet und führen den Namen Raxasas."

Dieses Wort Raxassa ist unstreitig das hindostanische rakshâsa oder raxsâsa *) und das Kawi-Wort raksoso **), welches in der letztgenannten Sprache Riese, in der ersteren den bösen Geist der indischen Mythologie bezeichnet. Dass ein Volk, welches seine Bildung, wie die Javanen vor der Einführung des Islam, den Hindu verdankte, die wilden und unkultivirten Eingebornen, welche es auf Bali vorfand, so benannte, kann uns nicht befremden. Es wäre zwar noch die Annahme möglich, dass von Indien Einwanderungen nach Bali Statt gefunden hätten, welches aber durch die geringe Fruchtbarkeit der Insel sehr unwahrscheinlich gemacht wird. Ein sanftes und bildsames Volk, ein üppiger, fruchtbarer Boden, welcher die Bemühungen seines Bebaues mit unendlichem Reichthum vergalt, waren wohl Gründe, welche die Bewohner von dem Westen Indiens nach Java locken konnten, aber eben so viele Hindernisse für eine Ansiedlung auf Bali, welches grade die entgegengesetzten Eigenschaften hat und nur durch eine unbedeutende Entfernung von Java geschieden ist. Herr van den Broek sagt in seinem Bericht ***): „Der Besitz von Bali würde nach meiner Ansicht einer europäischen Nation wenig Vortheil bringen, sondern vielmehr eine Last für dieselbe sein, weil ein grosser Theil der Insel und besonders das Innere aus felsigen, unfruchtbaren Gegenden besteht. Obschon aller Boden, welcher sich dazu eignet, angebaut ist, so liefert er doch nicht mehr als die Hälfte der Quantität von Reiss, welcher zur Erhaltung der Volksmenge nöthig ist.“

*) Marsden Dictionary of the Malayan Language.

**) Roorda Nederduitsch-Javaansch Wordenboek. S. reus.

***) Osterling a. a. O.

Fernere Gründe, welche für die angegebene Abstammung der Bewohner Bali's sprechen, sind die vollkommene Aehnlichkeit in Sitten und Gebräuchen. Sogar ihre Buchstaben, ihre Schreibweise ist rein javanisch. Papier gebrauchen zwar die Balinesen nicht, sie benutzen statt dessen lange Streifen des bekannten Lontor-Blattes, in welche sie mit einem scharfen Instrument die Schriftzüge eindrücken und durch eine schwarze Farbe, welche sie hineinreiben, hervorheben, eine Sitte, welche auch früher auf Java gewöhnlich war, aber seltener wurde, da Papier durch die Chinesen und Europäer hier leichter zu erhalten ist, als auf Bali.

Die balinesischen Tempel gleichen vollkommen den Ruinen aus der indischen Zeit, welche man noch jetzt auf Java erblickt. Die Sage, welche uns leiten muss, wo die Geschichte schweigt, giebt nun sogar den Zeitpunkt an, wo die indische Religion von Java nach Bali übergebracht wurde. Browiyaya (Browidjojo), König von Madjaphit, erfuhr durch seinen Oberbrahmanen die Weissagung eines heiligen Buches, dass nach vierzig Tagen die Herrschaft und der Titel der Rajas von Madjaphit erlöschen sollte und starb freiwillig auf dem Scheiterhaufen, als der verhängnissvolle Tag erschien. Sein Sohn Dewa Hagung Katut wagte nicht, die Weissagung unbeachtet zu lassen und zog sich mit einer Anzahl von Anhängern nach Bali zurück. Wie W. v. Humboldt *) ganz richtig bemerkt, scheint diese Begebenheit in dem Namen, der wohl eigentlich ein Titel ist, aufbewahrt. Denn Katut ist eine Pas-

*) W. v. Humboldt über die Kawisprache auf der Insel Java. I. 112. Roorda Wordenboek: Art. tut.

sirform von tut „dem gefolgt wird“, die auch substantivisch gebraucht werden kann. Er gründete eine neue Herrschaft in Kalongkong und nahm den Titel eines obersten Herrschers an, welchen noch heute seine Nachfolger erblich führen. Denn von den acht *) kleinen Staaten auf Bali wird Kalongkong als der älteste anerkannt. Van den Broek sagt, diess Fürstenthum ist das kleinste und am wenigsten bevölkert, aber das daselbst regierende Haus wird für das älteste gehalten und am meisten verehrt. Noch heute führt der regierende Fürst den Titel Dewa hagung **) (allmächtige Gottheit).

Nachdem ich nun den Zusammenhang beider Inseln nachgewiesen zu haben glaube, gehe ich zur Betrachtung der javanischen Gesetzgebung über.

Obgleich der Mahommedanismus seine Gesetzbücher über den ganzen Archipel verbreitete, so behielt doch aus den schon angeführten Gründen das Gewohnheitsrecht und die Gesetzgebung einheimischer Fürsten die Oberhand, welche eine schriftliche Abfassung desselben veranlassten. Man nennt diese Zusammenstellungen handang ***), welches Wort königlicher Befehl bedeutet, woraus man schon zur Genüge den Ursprung erkennen kann. Keine dieser Gesetzsammlungen ist älter als der Islam auf Java; grösstentheils sind sie mit diesem oder gleich nach diesem zusammen getragen worden. Diese Zeit musste nothwendig

*) Humboldt giebt nach Raffles sieben verschiedene Reiche an, Van den Broek sechs, Roorda (Aardryksbeschrywing) acht.

**) Vergl. Roorda Javaansch-Nederduitsch Wordenboek. Osterling a. a. O.

***) Roorda Wordenboek.

umgestaltend in alle Verhältnisse der Javanen eingreifen und scheint die Fürsten, welche den fremden Einfluss fürchteten, veranlasst zu haben, durch solche Sammlungen sich diesem Eingriffe zum Theil wenigstens zu entziehen. Diese Gesetzbücher bezeichnen genau den niederen Kulturzustand jener ostindischen Völker und haben ein um so grösseres Interesse, da nie bei einem anderen Volke, welches auf einer so tiefen Stufe steht, schriftliche Gesetze gefunden worden sind. Aus der obigen Beschreibung der grenzenlosen Gewalt der Fürsten ging schon hervor, dass diese auch selbst das Gesetz beherrschen. Beeinträchtigungen des Eigenthumes oder Beleidigungen oder Verletzungen des Körpers der Unterthanen werden als Verbrechen in den javanischen Gesetzen bezeichnet, welche gegen den Fürsten selbst ausgeübt worden sind. So heisst in den Gesetzbüchern Diebstahl dhoso rodjo brono, d. h. Sünde gegen die Güter des Königs. Dhoso rodjo tatu bezeichnet wörtlich Missethat durch Verwundung des Fürsten, wird aber für jede Verwundung eines Javanen gebraucht, dhoso rodjo pati, Verbrechen des Königsmordes, bezeichnet Mord überhaupt. Die javanischen Reiche bestehen aus einer Anzahl von Dörfern, deren jedes ein besonderes Rechtsgebiet ausmacht. Die Gemeinde hat ein Oberhaupt, einen Häuptling zweiten Ranges, einen Priester panghulu, einen Schreiber, die Aeltesten und die Familien, Tjatjas *). Die Aeltesten üben hier die niedere Justiz aus, während sie wichtigere Rechtssachen schriftlich aufnehmen und sie dem höheren Gerichtshofe übersenden. Dieser letztere hat in dem Hauptdorfe eines Distriktes

*) S. mein Werkchen über die Lage Java's. S. 74.

seinen Sitz, welches Hauptnegerei (hoofdnegory) von den Holländern genannt wird und unter der Oberaufsicht des Bopati steht. Dieser jedoch befasst sich eben so wenig wie der regierende Fürst mit der Jurisdiktion, sondern lässt sich von einem hierzu Bevollmächtigten vertreten. Das höchste Gericht hat in der Residenz des Fürsten seinen Sitz. Es besteht aus vier Personen, welche paku negoro, Achse des Rechtes, genannt werden, nämlich dem Fürsten, dem Minister (rodin-adipati), dem Oberpriester (panghulu) und dem Richter (djaxa). Der Fürst jedoch bekümmert sich in der That nicht um die Jurisdiktion, es sei denn, dass ein Fall ihn persönlich interessire. Eben so wenig beschäftigt sich der Rodin-adipati damit. Der Panghulu und der Djaxa sind daher die eigentlichen Richter. Der erstere, welchem man einen höheren Rang und eine vollständige Kenntniss der mahommedanischen Lehre zuschreibt, behandelt vorzüglich die wichtigern Angelegenheiten, während der andere in kleineren Sachen entscheidet. Um den Gerichtssitzungen eine grössere Weihe zu geben, hält man sie öffentlich unter der Vorgallerie einer Moschee. Da jedoch die Javanen weder streitsüchtig sind, noch ihre Verhältnisse durch künstliche Einrichtungen verwickelt haben, so kommen im Ganzen wenig Sachen von Wichtigkeit vor. Selbst Verletzungen des Eigenthums sind aus schon früher angegebenen Gründen selten, und werden, wenn sie vorkommen, von dem Dorfoberhaupte geschlichtet. Aus diesen Gründen sind es fast nur Missethaten, welche die Todesstrafe zur Folge haben, die den obersten Gerichtshof beschäftigen. Die Sitzungen desselben zeichnen sich durch Ruhe, Besonnenheit und Anstand aus und werden nicht eher beendigt, bis das Urtheil ge-

fällt ist. Diess geschieht schnell, obgleich die Vorbereitungen langweilig und lächerlich weitläuftig sind. Dieselbe umständliche Höflichkeit, welche die Javanen gegen ihre Vorgesetzten beobachten, bezeugen sie auch den Gerichten. Das geschriebene Gesetz bestimmt: Wenn Jemand die Ehrerbietung ausser Augen setzt, welche er dem Gerichte schuldig ist, so verfällt er in eine Strafe von zehn Stücken Geld. Redet Jemand den Richter an, ehe es ihm zukommt, das Wort zu nehmen, so verfällt er in eine Strafe von zwei Stücken Geld. Wenn Jemand dem Gerichte Etwas zur Entscheidung vorlegt und vorher dem Richter Lebensmittel oder andere Geschenke bringt, so soll gegen ihn entschieden werden. Der Ankläger trägt selbst dem Richter, gewöhnlich mit wenigen, passenden Worten die Klage vor und führt seine Zeugen herbei. Der Angeklagte vertheidigt sich auf dieselbe Weise und lässt ebenfalls seine Zeugen vernehmen. Sodann spricht der Richter ohne Weiteres das Urtheil, welches wo möglich augenblicklich ausgeführt wird. Folgende Worte aus Einem der berühmtesten javanischen Gesetzbücher, niti prodjo, bestimmen die Eigenschaften und Pflichten des Richters: „Ein Richter muss durchaus unpartheiisch sein, damit er alle Gegenstände, welche vor ihn gebracht werden, mit derselben Genauigkeit abwägen könne, womit das Gut des Kaufmanns auf einer Wage gewogen wird. Ueber Bestechung durch Worte oder durch Geld muss er erhaben sein und niemals darf er sich zu einer unrechtmässigen Handlung verleiten lassen. Sollte aber der Richter diess dennoch thun, so würden die Folgen für das ganze Land sehr schädlich sein. Geschenke keiner Art darf er von den Partheien annehmen, deren Streitigkeiten er entscheiden soll, nicht

allein weil er hierdurch keinen Vortheil haben würde, sondern auch weil er dadurch Gelegenheit zu vielerlei Gerüchten giebt, welche seinen guten Namen zerstören. Er soll in allen Streitigkeiten selbst das Urtheil sprechen und diess in der kürzesten Zeit, in Uebereinstimmung mit dem Gesetz, ohne die Betheiligten lange der Ungewissheit auszusetzen, wenn er nicht für einen Menschen gelten will, welcher um eine geringe Summe seinen guten Namen aufopfert. Ein Richter muss alle Umstände, welche die streitigen Angelegenheiten betreffen, gehörig erwägen und die Beweise derselben genau untersuchen. Sodann muss er die Sache überlegen. Nimmer darf er sein Ohr dem leihen, was falsch ist, sondern in allen Fällen muss sein Urtheil mit der Wahrheit übereinstimmen."

Nur ein Volk, dessen Begriffe noch die eines Kindes sind, kann mit solcher Weitschweifigkeit Gesetze geben, welche sich durchaus von selbst verstehen, wie sehr auch aus ihnen ein rechtlicher, liebenswürdiger Karakter hervorgeht, dessen Begriffe von Recht und Unrecht schon streng gesondert sind. In einem anderen Gesetzbuche, Surjo alam, die Sonne des Weltalls, genannt, welches kurz vor der Einführung des Islam zusammengestellt worden ist, werden die Strafen bestimmt, welche den ungerechten Richter treffen sollen. „Wenn er (der Richter) unkundig der Sachen befunden wird, so soll ihm die Zunge aus dem Munde geschnitten werden, und wenn derjenige, welcher die Stelle des Richters (janjanang) *) vertritt, die erforderlichen Kenntnisse nicht besitzt, so soll ihm auch die

*) Der Stellvertreter des Djaxa wird sonst auf Java paliworo genannt.

Zunge ausgeschnitten werden, oder er soll seine Ohren verlieren, oder seine Lippen sollen mit glühenden Zangen gekniffen werden. — Ist aber eine schriftliche Aufnahme der Sachen nicht mit der Wahrheit übereinstimmend, so soll diess mit dem Verlust beider Hände gestraft werden. Sollte aber keine dieser Strafen zur Ausführung gebracht werden, so ist es doch nöthig, den Richter aus dem Lande zu verbannen. Diese Strafe kann aber durch den Fürsten, wenn er Mitleiden mit dem Richter hat, dahin ermässigt werden, dass die Verbannung nur ein Jahr dauert."

Wie streng auch diese angedrohten Strafen sind, so kommen sie doch fast nie in Ausführung. Geht man von dem Prinzipe aus, dass eine Strafe um so härter sein muss, je schädlicher das Vergehen für die Sicherheit der Unterthanen ist, so kann man es kaum missbilligen, dass gerade die Ungerechtigkeit des Richters mit solcher blutigen Strenge geahndet werden soll.

Die gesetzlichen Bestimmungen rücksichtlich der Zeugen verbieten noch jetzt auf Bali, und also auch früher auf Java, Frauen, Sklaven, Stammelnde, Lahme, Verstümmelte, Aussätzige und Epileptische zuzulassen. Die vom Richter angenommenen Zeugen werden vor ihrer Aussage beeidigt. Der Panghulu lies't in einer Moschee dem Schwörenden erst ein Stück des Korans vor und macht ihn auf die Strafen aufmerksam, welche den Meineidigen treffen. Hiernach wird der Zeuge nochmals gefragt, ob er schwören wolle und spricht dann folgende Eidesformel: „Wenn ich die Unwahrheit spreche, so möge Unheil über mich kommen. Spreche ich aber die Wahrheit, so möge mich der Prophet Gottes, alle Heiligen von Java und mein Herr und König, welcher jetzt regiert,

segnen.“ Scheint es jedoch nothwendig, dem zu Beeidigenden noch besonders Ehrfurcht vor dem Eide einzuflössen, so nimmt der Priester nicht in der Moschee, sondern auf den Gräbern der Voreltern den Eid ab.

Gewöhnlich schwören die Partheien selbst, weil ihnen die Zeugen oft fehlen. Bei den eigenthümlichen geselligen Verhältnissen und bei dem Mangel an schriftlichen Kontrakten und dergl. ist es natürlich, dass der Eid häufig das einzige Beweismittel bleibt. Ja sogar der auf Mord Angeklagte kann sich durch den Eid von dem dringendsten Verdachte reinigen. Wie gebrechlich nun auch eine solche Justiz scheinen mag, so verfehlt sie doch ihren Zweck keineswegs. Der Javane schwört niemals falsch und seine Gesetzgebung hat nicht einmal eine Strafe für Meineid. Schon früher habe ich die Wahrheitsliebe der Javanen erwähnt. Tiefer Unwillen muss uns erfüllen, dass wir eine so treffliche Eigenschaft da durchaus verwischt sehen, wo Europäer auf die Bevölkerung eingewirkt haben.

Die Civilgesetzgebung ist eine sehr einfache. Aller Grund und Boden gehört dem Fürsten, kann also nicht Gegenstand eines Streites werden. Nur der Ertrag, der Handel mit den Produkten kann zweifelhafte Fälle verursachen, welche der Richter zu entscheiden hat. Da ausserdem der Javane nur der Gegenwart lebt und weder Lust noch Gelegenheit hat, grosse Schätze zu sammeln, so fallen viele Klagegründe hinweg. Die gewöhnlichen Verkäufe werden auf den Bazar's (Märkten) vorgenommen, welche in allen Orten von einiger Bedeutung, wöchentlich zwei- oder dreimal Statt finden. Folgende drei Gesetze setzen die Rechtsbegriffe rücksichtlich dieser Verkäufe in helles Licht: „Wenn Jemand ein Stück Baumwolle kauft,

ohne es zu untersuchen, es dann nach Hause bringt und bei dem Waschen entdeckt, dass es durchlöchert ist, so soll er damit zu der Obrigkeit gehen. Diese soll zu entscheiden suchen, ob die Löcher erst jetzt hineingemacht sind, oder schon vorher darin waren. Ist das letzte der Fall, so soll der Verkäufer den Schaden tragen, welchen im ersten Falle der Käufer selbst zu tragen hat. Bleibt die Sache zweifelhaft, so sollen beide Partheien den Schaden gemeinschaftlich tragen. — Wenn Jemand einem Anderen Etwas schenkt und diess nachher bereut und den verschenkten Gegenstand unter dem Vorwand zurückfordert, dass er ihn nur zur Bewahrung gegeben habe, der Empfänger aber Zeugen beibringt, welche aussagen, dass ihm wirklich der Gegenstand geschenkt sei, so soll er berechtigt sein, ihn zu behalten und der Kläger soll ausserdem eine Strafe von 8000 Pichis *) bezahlen. Kann jedoch der Empfänger die Schenkung nicht beweisen, so soll er zur Zurückgabe des doppelten Betrags und noch ausserdem zu einer Busse von 12000 Pichis verurtheilt werden."

Folgende Gesetze zeigen das Verhältniss des Landbauers zu seinem Herrn und beweisen zugleich die despotische Gewalt des Letzteren: „Wenn Jemand sein Reissfeld einem anderen vermiethet und nach Vorausempfang des Miethzinses entflieht, so soll, im Falle der Herr (gusti) nicht die Vermiethung eingewilligt hat, der Mann, welcher das Land miethete, das von ihm vorgeschossene

*) Pichi ist eine Münze, welche in einem durchlöcherten Stückchen Zinn besteht und noch auf vielen Inseln gebräuchlich ist. 5600 Pichis = einem Dollar.

Geld verlieren und von der Benutzung des Landes ausgeschlossen werden. Wenn Jemand von einem Andern Reissland bekommt, um es zu bearbeiten und diess verwahrlosst, indem er es unbebaut liegen lässt, so hat dennoch der Herr den Anspruch auf eine Abgabe, welche dem Grundzinse des unbebauten Stückes gleichkommt.

Geld wird unter den Javanen nur auf ein Unterpfand (Gadejan) geliehen und Zinsen sind schon seit den ältesten Zeiten bekannt. Das alte Gesetzbuch auf Bali beschreibt die Art des Geldleihens wie folgt: „Ehe ihr Geld verleiht, es sei Gold oder Silber, oder Kupfer, verrichtet alle Reinigungen und waschet euch. Ihr dürft diess auch an keinem Unglückstage thun, an keinem Donnerstag oder Sonntag. Wenn ihr vorbereitet seid, so sollt ihr den Namen des Leihers, seinen Wohnsitz und die Gründe, aus welchem er Geld leiht, aufschreiben. Diess muss alles im Beisein des Empfängers geschehen. Lasset deutlich den Betrag der ausgeliehenen Summe mit dem Jahre, die Jahreszeit, den Monat, die Tage der Woche von sieben und von fünf Tagen, die Zeit des Tages und der Wuku *) aufschreiben. Lasset ausserdem die Zinsen genau bestimmen im Beisein von Zeugen. Eine solche Schrift wird Pawitan genannt. Der Zins des Geldes, bungngah (Blüthe des Geldes), wird jährlich bezahlt und von diesem Zeitpunkte an gefordert. Wird er aber verweigert, so soll der Gläubiger den doppelten Betrag bezahlen.“ Man sieht zugleich hieraus, dass schon frühe der Gebrauch, Zinsen zu geben, herrschte. Der Koran erklärt zwar diese Sitte für Wucher, welche

*) Siehe den Almanach der Javanen.

aber nichts desto weniger nicht allein auf Java, sondern auch auf den benachbarten Inseln herrscht.

Was die Ehe anbetrifft, so sind die Gesetze rücksichtlich derselben mit sehr geringer Strenge abgefasst und würden allein hinreichen, zu zeigen, wie gering die Fähigkeiten des Gesetzgebers waren, welcher nicht einmal im Stande war, ein Institut, welches dem Staate so wichtig ist, gehörig zu schützen oder die Nothwendigkeit eines Schutzes desselben anzuerkennen.

Mit einem grenzenlosen Leichtsinn wird, wie ich schon früher bemerkte, die Ehescheidung vorgenommen. Längere Abwesenheit des Mannes reicht allein hin, um dieselbe de facto herbeizuführen. Die Worte, welche der Priester bei der Trauung spricht, beweissen diess hinlänglich. Derselbe fragt zuerst den zu trauenden Mann, ob er den festgesetzten Preis für seine Frau bezahlt habe, oder ob er die Absicht habe, denselben zu bezahlen. Auf eine bejahende Antwort des Jünglings spricht er dann folgende Worte: „Ich vereinige dich (Namen des Mannes) durch die Banden der Ehe mit (Namen des Mädchens), die deine Frau auf dieser Welt sein soll. Du musst das schuldige Geld für deine Frau bezahlen oder bis diess geschehen, der Schuldner deines Schwiegervaters bleiben. Du bist verantwortlich für die Handlungen deiner Frau. Wenn du dich aber sieben Monate zu Lande oder ein Jahr zur See von deinem Hause entfernst, ohne deiner Frau die Mittel zu ihrem Lebensunterhalte zu geben, so soll deine Ehe, wenn deine Frau es verlangt, ohne andere Formalitäten gelösst und du der Strafe verfallen sein, welche die Lehre Mahommeds vorschreibt.“ Eine förmliche Verlobung geht der Ehe immer voraus und wird in demselben Maasse bindend ge-

achtet, als diese letztere selbst. Das schon genannte Gesetzbuch Surjo-alam bestimmt: „Wenn Jemand seine Tochter einem Manne verlobt und sie nachher einem Anderen zum Weibe giebt, so soll ihm eine Busse von 12,000 Pichis, zum Nutzen des Benachtheiligten, auferlegt werden. Wenn ein Mann das Treuegelöbniss einer Frau empfangen und das Patukon *) bezahlt hat, die Frau aber sich dennoch weigert, ihn als Gemahl zu empfangen, unter dem Vorwande, dass er einen schlechten Karakter habe, so soll der Mann, wenn er seine Klage vor einen Richter bringt, 12,000 Pichis, doppelt gezählt, vergütet erhalten, auch soll die Frau verpflichtet sein, das Patukon zurückzugeben. Wenn sich eine Frau einem Manne verlobt hat, ein Anderer aber die Vollziehung der Ehe hindert und jene selbst heirathet, so soll dieser dem Benachtheiligten das Doppelte des festgesetzten Kaufpreises geben und noch ausserdem eine Busse von 8000 Pichis bezahlen.“

Wunderbar bleibt es immer, dass durch diese Gesetze der Verlobung fast eine grössere Unverletzlichkeit gegeben wird, als der Ehe selbst. Den Schlüssel hierzu findet man jedoch in dem redlichen, wahrheitsliebenden Karakter der Javanen, welche ein gegebenes Wort heilig halten. Dieses wird aber durch eine Auflösung der Ehe, welche durch beiderseitige Uebereinstimmung erfolgt, nicht verletzt.

Nachdem ich nun die Form der Gerichte und der bürgerlichen Gesetzgebung berührt habe, will ich einige Worte über die Kriminaljustiz hinzufügen. Wohl wird man in dieser die willkührliche Gewalt des Gesetzgebers

*) Patukon = Kaufpreis für die Frau.

erkennen, aber nimmer jene Raffinerie in der Barbarei, welche wir in den Strafen der Indier und Chinesen, und selbst in denen des vielgepriesenen Gesetzbuchs Karl's V. erblicken, welches letztere selbst, abgesehen davon, dass es Strafen vorschreibt, wie sie die verfeinertste Bosheit nur ersinnen kann, noch überdiess das Strafenmaass nur zu häufig in die Willkühr des Richters gelegt hat. Obgleich nun die Javanen in der Handhabung ihres Rechtes jede körperliche Züchtigung verschmähen und Schmerzen und Peinigungen niemals zu Hülfe nehmen, so gehen sie doch mit der Todesstrafe selbst mit einem Leichtsinn um, welcher beklagenswerth genug ist. Der Islam schreibt zwar die Geisselung vor, sie wird jedoch auf Java niemals in Anwendung gebracht. Die Verbannung wird oft ausgesprochen und der Sträfling dann gewöhnlich, wenn er ein wirkliches Verbrechen beging, an die ungesundesten Plätze der Insel geschickt, welche die Javanen von bösen Geistern bewohnt glauben.

Die gewöhnliche Todesstrafe ist das Erstechen mit dem Kris. Der Scharfrichter wird nicht verachtet, sondern steht im Range einem Adeligen gleich. Bei Männern von Rang führen sie selbst das Urtheil aus, bei dem Pöbel gebrauchen sie ihre Gehülfen. Der Titel des Scharfrichters ist Sin' go negoro, d. h. Tiger des Landes. Diese Art der Hinrichtung ist sehr unsicher, da sie von der Geschicklichkeit des Scharfrichters abhängt. Es ist auch keineswegs sehr selten, dass der Gerichtete noch mehre Stunden lebt. Der General-Gouverneur Daendels liess den javanischen Häuptling Jngebei Ticto Wyogo, als des Aufruhrs schuldig, auf diese Weise tödten. Der Unglückliche lebte aber nach dem empfangenen Todesstoss noch 24 Stun-

den. Bei unnatürlichen und besonders abscheulichen Verbrechen wird der Schuldige auch wohl zu Zeiten verdammt, durch Tiger zerrissen zu werden. Ein Kris mit abgebrochener Spitze ist gewöhnlich die einzige Waffe, welche der Fürst in dem Kampfe gestattet, dem er selbst mit seinem Hof dann beiwohnt. Auf Sumatra können fast alle Verbrechen durch Geld gesühnt werden, eine Sitte, welche der Javane nicht einmal kennt, obgleich sie früher auch bei ihm heimisch gewesen sein mag, da sie auf Bali noch jetzt vorkommt. Die Geldbusse ist verschieden nach dem Range des, an welchem oder von welchem das Verbrechen begangen wurde. Diese strenge Sonderung des Ranges findet man auch in der Gesetzgebung Java's. Die Surjo-alam schreibt z. B. vor: „Wenn Jemand von hohem Range einen Missethäter verbirgt, so soll er 100,000 Pichis bezahlen, dieselbe Schuld sühnt ein Mann mittleren Ranges mit 80,000 Pichis." Die Missethaten, welche mit Strafen am Leben belegt werden, sind Diebstahl oder Raub, persönliche Angriffe oder Verbrechen gegen den Staat oder Fürsten und gegen die Natur. Doch hängt von der Art des Diebstahls das Strafmaas ab und nicht jeder Frevel am Eigenthum eines Anderen wird mit dem Tode bestraft. Auch hat die javanische Sprache eigentliche Namen für verschiedene Arten der Beraubung. Der Nagab stiehlt bei Tage, indem er sich mit List seiner Beute bemächtigt; der Begal gehört einer Bande an und vollführt mit offener Gewalt den Raub; der Blurut ergreift den Raub und sucht dann in der Schnelligkeit seiner Beine Schutz. Der Maling und Pandung bricht des Nachts ein. Kechu und Kampack bezeichnen Diebes-Banden, welche bei Nacht auf Raub ausgehen. Die Gesichtspunkte, welche das Straf-

maass verändern, sind: die Zeit, zu welcher der Diebstahl Statt hatte, der Platz, von welchem das fremde Eigenthum entwendet wurde, die Person, welche stahl und welche bestohlen wurde. Verstümmelung wird wohl vorgeschrieben, gewöhnlich aber durch die Tödtung ersetzt. Das alte, javanische Gesetzbuch sagt: „Der, welcher Schweine, Hunde, Vögel oder andere Thiere stiehlt, soll eine Busse von fünf Talis *) bezahlen an den Richter und mit dem Doppelten den Werth des Gestohlenen vergüten. Ist aber der Diebstahl bei Nacht ausgeführt, so soll der Fürst den Missethäter tödten lassen. Jeder andere unbedeutende Diebstahl wird, wenn er bei Nacht Statt findet, mit dem Tode bestraft.“ Das javanische Gesetzbuch enthält weiter unten die wunderbare Stelle: „Wenn Jemand Etwas von seinem Eigenthum verliert, ohne zu wissen auf welche Weise und, während er mit Suchen desselben beschäftigt ist, von einem Anderen ohne Veranlassung angeredet wird, mit den Worten: ich habe es nicht gestohlen, so soll dieser verpflichtet sein, das Vermisste zu ersetzen.“ Aehnliche kindische Bestimmungen finden sich häufig in den Gesetzen. Die Verletzungen gegen Personen, z. B. Schimpfen und Schlagen, kommen wenig auf Java vor. Der ernste, anständige, ruhige Karakter des Javanen wird nur selten zu solchen Excessen getrieben, welche fast niemals Gegenstand der gerichtlichen Untersuchung werden, weil der Beleidigte augenblicklich sich mit seinem Dolch an dem Beleidiger rächt. Vor Allem aber ist ein Schlag dem Ehrgefühl zuwider. Selbst die Gesetze sprechen den frei, welcher augenblicklich den Thäter ermordet. Das baline-

*) Tali = ein Schilling.

sische Gesetzbuch sagt: „Wenn sich zwei Menschen hassen und von gleichem Gefühl beseelt, mit gleichen Waffen gegen einander kämpfen und sich so verwunden, dass Einer der Verwundeten getödtet wird, so soll der Ueberlebende von dem Fürsten nicht gestraft werden.“ Das ärgste Verbrechen jedoch, welches fast immer mit dem Tode bestraft wird, ist das gegen die Majestät des Fürsten, ein weiter Begriff, wie ich schon oben zeigte, indem schon das Tragen eines verbotenen Kleides, einer Waffe, eines Sonnenschirmes desselben schuldig macht.

---

*Die Zeitrechnung und der Almanach der Javanen.*

Die Zeitrechnung der Javanen ist ausser geringen Eigenthümlichkeiten hauptsächlich indischen, arabischen und europäischen Ursprungs. Ein Theil ihres Kalenders ist veraltet und geht nur noch aus alten Schriftdenkmälern hervor, während ein anderer noch im Gebrauche ist.

Da sie gewöhnlich weder Sonnenzeiger, noch Uhren haben, so theilen sie den Tag in den Morgen, Vormittag, Abnahme des Tages, Sonnenuntergang, Abend, Nacht, Mitternacht und Abnahme der Nacht, und bezeichnen diese Theile mit besondern Namen. Der bürgerliche Tag beginnt mit Sonnenaufgang. Zum astronomischen oder vielmehr astrologischen Gebrauch wird der Tag in fünf Theile getheilt, deren jeder durch die Herrschaft einer indischen Gottheit ausgezeichnet ist. Zwar beginnt auch der Tag bei den Indern mit Sonnenaufgang, doch ist die Eintheilung desselben in fünf Theile durchaus eigenthümlich. Die gewöhnlichen Beschäftigungen des Landmannes werden eben-

falls benutzt, um die Tageszeit zu bezeichnen; so heisst es z. B.: als der Büffel auf die Weide geführt wurde, oder als der Büffel nach Hause geführt wurde u. s. w. Die Andeutung der Höhe, welche die Sonne zu einer Zeit einnahm, muss ebenfalls die Zeit bezeichnen helfen, was wenig befremden kann, wenn man bedenkt, dass die Lage Java's eine fast fortwährende Gleichheit der Tage und Nächte bedingt. In Handschriften wird auch bisweilen die Zeit durch die Angabe der Länge, welche der Schatten eines Gegenstandes einnahm, bestimmt. Die europäische Tageeintheilung ist den Javanen nicht unbekannt. Sie benennen sie jam (persisch) oder auch jum (arabisch). Die Woche theilen sie in fünf Tage und nennen sie pontjoworo. Obgleich diese Bezeichnung aus Indien stammt (im Sanskrit pankáwâra), so ist doch wieder die Eintheilung in fünf Tage durchaus originell. Eine entfernte Analogie zeigt sich nur bei den Chinesen, welche zu astrologischem Gebrauch einen Cyklus von zehn Tagen in der Art annehmen, dass immer zwei Tage, welche auf einander folgen, zusammengehören und Einem der fünf Elemente: Wasser, Metall, Feuer, Holz, Erde, entsprechen. Dasselbe findet sich auch bei den Japanesen. Die Javanen nennen die einzelnen Tage pahing, pon, wagé, kaliwòn und manis oder lègi *). Diese Namen vermag ich nicht zu erklären. Vielleicht sind sie alten, javanischen Gottheiten entlehnt, welchen die entsprechenden Tage geweiht waren. Wenigstens lässt eine alte Handschrift, in welcher die fünf Tage der Woche durch Bilder dargestellt sind, diess vermuthen. Auf den drei ersten Bildern sind männliche Figuren, deren

*) Die beiden letzten Wörter bezeichnen süss.

erste eine andere in flehender Stellung liegende bei dem Schopf ergriffen hat. Die zweite bedroht mit einem Kris eine andere. Die dritte hält einen Speer in der Hand, während sie einen Stier leitet. Die vierte weibliche Figur scheint ein Füllhorn in der Hand zu haben, die fünfte mehre Früchte. Die Javanen betrachten diese Tagenamen mit abergläubischer Scheu und sprechen dieselben nur ungern aus. In Bezug auf den Ackerbau und die Markttage rechnen die Javanen nach dieser fünftägigen Woche. Uebrigens ist ihnen auch die siebentägige Woche bekannt, obgleich sie weniger als die fünftägige im Gebrauch ist. Diese siebentägige stammt bestimmt aus Indien, wie eine Vergleichung der javanischen Tages-Namen mit denen des Sanskrit ergiebt.

| | Javanisch. | Sanskrit. |
|---|---|---|
| Sonntag | Dité | âditja |
| Montag | Somo | sôma |
| Dienstag | Hanggoro | angâra |
| Mittwoch | Budho | buddha |
| Donnerstag | Raspati | vrihaspati |
| Freitag | Sukro | çukra |
| Sonnabend | Sanistjoro oder Tumpah | çanaiçkara oder çambhu. |

Eine solche Woche wird auf Java Wuku genannt. Da jedoch die ganze Zeitrechnung, welche sich auf Wuku's gründet, wenig mehr im Gebrauch ist, so ist es schwer, dieselbe genau zu erklären. Das Jahr ist in 30 Wuku eingetheilt, besteht also aus 210 Tagen. Merkwürdig genug ist, dass es weder mit Sonnen- noch Mond-Lauf in Verbindung zu stehen scheint. Der Analogie nach sollte man glauben, dass es ein Ritual-Jahr sei. Wenigstens hatten

die Römer früher ein Jahr von 304 Tagen und die Mexikaner, neben dem Sonnenjahre von 365 Tagen, noch ein Jahr von 260 Tagen, nach welchem die Feste bestimmt wurden. Jede Wuku trägt einen bestimmten Namen und ist einer Gottheit der indischen Mythologie (vielleicht lange nach Entstehung der Wuku) geweiht.

| Namen der Wuku. | Javanischer Namen der Gottheit, welcher sie geweiht ist. | Sanskrit-Namen. |
|---|---|---|
| 1) Sinto | Batoro Jomo | Bhadra Jama |
| 2) Landap | Surio | Surja |
| 3) Wukir | Mahesworo | Maheçvara (Siva) |
| 4) Kurantel | Puru Sènkoro | Purushasinha (ein Vasu dewa) |
| 5) Talu | Baju | Vaju |
| 6) Gèmbrèg | Sokro | Çukra |
| 7) Warigo | Hasmoro | Iswara |
| 8) Warigajan | Pontjoresi | Pank'ârk'k'is (Mercur) |
| 9) Djulungwangngi | Sambo | Çambhu |
| 10) Sungsasang | Gono Kumoro | Kumâra |
| 11) Galungngan | Komodjojo | Kamag'âsana oder Kamâ * |
| 12) Kuningngan | Indro | Judia |
| 13) Lankir | Kolo | Kala |
| 14) Mandasio | Bromo | Brahma |
| 15) Djulungpudjud | Pontjo Resmi | Pank'araçmi * |
| 16) Pahang | Tontro | Tantra |
| 17) Kuru wèlut | Wisnu | Vishnú |
| 18) Warake | Gono | Ganeça |
| 19) Tambir | Sewo | Çiva |

| Namen der Wuku. | Javanischer Namen der Gottheit, welcher sie geweiht ist. | Sanskrit-Namen. |
|---|---|---|
| 20) Mondo kungngan | Basuki | Bhaçuka * |
| 21) Maktat | Tjondroso | Kándrasa |
| 22) Woje | Kawero | Kuvêra |
| 23) Manahil | Tjitro Goto | Kitragati * |
| 24) Prang bakat | Bismo | Bhîshma |
| 25) Bolo | Durgo | Durga |
| 26) Wuku | Lodro | Rudra |
| 27) Wajang | Sri | Crî |
| 28) Kulawu | Sewandono | Darma raja |
| 29) Dukud | Kaneko | Kanjaka Kanînkâ * |
| 30) Watu gukung | Guru | Giri oder Girîça-Siva *). |

Die mit einem * bezeichneten Sanskritworte sind keine Götternamen.

---

*) Obgleich sonst alle Eigennamen bei den Javanen eine bestimmte Bedeutung haben, so sind doch diejenigen der Wuku grösstentheils unerklärbar. Die, welche ich zu übersetzen weiss, will ich hier angeben.

Wuku im Niederjavanischen = Kern, Samen. Im Mitteljavanischen = Gelenk, Fuge. Im Kawi = Schicksal.

3) Wukir im Kawi = Berg, Hügel.

5) Talu im N.j. = betäuben.

9) Wangngi = wohlriechend.

12) Kuningngan = reif, gelb, Messing.

17) Kuru = mager, dünn; wèlut = Aal.

20) Mondo = glänzend.

24) Prang = Krieg.

25) Bolo = Volk, Schaar.

Zum astrologischen Gebrauch sind die 30 Wuku in 6 Abtheilungen gebracht, deren jede einem Theile des Pflanzen- oder Thier-Reichs schädlich sein soll, nämlich die erste den Menschen, die zweite den vierfüssigen Thieren, die dritte den Bäumen, die vierte den Vögeln, die fünfte den Früchten, die sechste den Fischen. Auch die Inder theilen ihr Jahr in 6 Abtheilungen. Jede Abtheilung besteht bei den Javanen aus 35 Tagen oder 7 javanischen Wochen. Da diese Zeitrechnung auf der Insel Bali noch fortwährend im Gebrauch ist, so würden hier vielleicht die Erklärungen zu derselben zu finden sein. Es ist wenigstens gewiss, dass die 11te und 12te Wuku den Namen von hohen Festen tragen, welche halbjährlich daselbst gefeiert und Galongan genannt werden. Van den Broek*) bemerkt, dass auch hiernach die Jahre berechnet würden. Zwei derselben würden also einem europäischen Jahre ziemlich gleichkommen. Sie gebrauchen für ein solches halbes Jahr den Namen Musim (Jahreszeit). So erzählte der Fürst von Badong auf Bali dem Herrn van den Broek, dass er 60 Musim's alt sei, während sein Aussehen das eines Dreissigers war.

Mehr bekannt ist auf Java das Jahr für den Ackerbau, welches 360 Tage hat und in folgende 12 Mongso's **) abgetheilt wird, welche jedoch von ungleicher Länge sind.

---

27) Wajang = Schauspiel. Im Kawi = Grenzpfahl.

28) Kulawu = aschgrau.

29) Dukud = Gras.

30) Watu = Stein; gukung = Berg.

*) Osterling Bd. I.

**) Im Sanskrit mânsa = Monat.

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1) Koso | hat | 41 | Tage |
| 2) Karo | „ | 23 | „ |
| 3) Katigo | „ | 24 | „ |
| 4) Kapat | „ | 24 | „ |
| 5) Kalimo | „ | 26 | „ |
| 6) Kanem | „ | 41 | „ |
| 7) Kapitu | „ | 41 | „ |
| 8) Kawolu | „ | 26 | „ |
| 9) Kasongngo | „ | 25 | „ |
| 10) Kaseputuh | „ | 25 | „ |
| 11) Dhasto | „ | 23 | „ |
| 12) Sodo | „ | 41 | „ |

Die Namen der ersten 10 Monate entsprechen den javanischen Ordnungszahlen, die des elften und zwölften Monats jedoch nicht. Crawfurd *) will hieraus schliessen, dass früher auf Java wie in Rom, ein Jahr aus 10 Monaten bestanden habe, welche Hypothese sich jedoch durch Nichts begründen lässt.

Dass die Javanen die Erfinder dieser Berechnung sind, geht deutlich aus der Uebereinstimmung derselben mit ihrem Klima hervor. Die Berechnung ist auch auf Bali in Gebrauch, welches auf derselben geographischen Breite liegt und denselben Jahreszeiten wie Java unterworfen ist. Sogar die auf Bali gebräuchlichen Namen sind rein javanisch.

Folgende kurze Beschreibung der Jahreszeiten und der Arbeiten, welche sie dem Landmanne zuweisen, ist nach Crawfurd wörtlich aus javanischen Handschriften entnommen.

---

*) A. a. O.

Die erste Jahreszeit zeichnet sich durch das Abfallen der Blätter aus. Lasse den Landmann das verdorrte Gras verbrennen und die Bäume fällen für den Bau von Berg-Reiss.

Die zweite Jahreszeit zeigt die ersten Spuren des Wachsthums.

In der dritten Jahreszeit stehen die wildwachsenden Pflanzen in voller Blüthe. Lasse sich den Landmann mit den Pflanzen des gam, der Hülsenfrüchte und anderer Früchte für die zweite Ernte beschäftigen.

Die vierte Jahreszeit ist die der Liebe. Es paaren sich alle wilden Thiere. Hohe Winde nehmen zu und die Ströme beginnen zu schwellen.

In der fünften Jahreszeit mag sich der Landmann mit seinen Geräthschaften auf den grossen Reissbau vorbereiten, die Wasserleitungen ordnen und die Teiche herstellen.

In der sechsten Jahreszeit muss der Landmann pflügen und den Reiss aussäen.

In der siebenten Jahreszeit muss er den Reiss umpflanzen und die Wasserleitungen in Ordnung halten.

In der achten Jahreszeit fängt die Reisspflanze an zu blühen und schiesst in die Höhe über die Teiche, welche sie befeuchten.

In der neunten Jahreszeit bildet sich das Reiskorn in der Pflanze.

In der zehnten Jahreszeit wird der Reiss gelb und reif.

In der elften Jahreszeit steht der Reiss reif und die Ernte beginnt.

In der zwölften Jahreszeit nimmt die Kälte oder der Winter den Anfang. Der Reiss ist geerntet und wohl verwahrt.

Man sieht hieraus, wie bedeutende Fortschritte die Javanen schon früh im Ackerbau gemacht hatten und erkennt zugleich, wie passend diese Eintheilung des Jahres für ihr Klima und den beliebtesten Kulturzweig, den Reissbau ist.

Die Priester auf Java geben gewöhnlich den Anfang der Mongso's an und gebrauchen, um ihn zu bestimmen, einen Sonnenzeiger, welcher auf eine sehr einfache und rohe Weise verfertigt ist.

Ausserdem werden auf Java grössere Zeitkreise angenommen, welche 7, 8, 12, 20 und 32 Jahre umfassen. Diese umfangreichern Zeiträume führen den Namen Windu. Ein Analogon finden wir in Indien, wo ein 60jähriger Cyklus besteht, welcher in 5 Theile getheilt wird. Der zwölfjährige Windu konnte also daher stammen. In dem siebenjährigen trägt jedes Jahr den Namen eines Thiers, der offenbar aus Indien stammt.

| Javan. | Sanskrit. | Uebersetzung. |
|---|---|---|
| Mangkoro | makara | Krebs |
| Kabang | — | Tausendfuss |
| Mendo | mêthá | Ziege |
| Witjetro | wikîtra, vîrja ? | Wurm |
| Mintuno | mina | Fisch |
| Was | vîriçikika | Skorpion |
| Maisebo | mahísha | Büffel. |

Die Namen der Jahre eines Windu von 12 Jahren sind folgende, welche mit den Zeichen des Thierkreises übereinkommen und deren jedes einer Gottheit geheiligt ist.

| | | | | | | | | | Sanskrit. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1) Meso | oder | Mesarsi | = | Widder | ist | heilig | dem | Wisnu. | Mésha. |
| 2) Mriso | „ | Mrisobo | = | Stier | „ | „ | „ | sembo. | Vrisha. |
| 3) Mrituno | „ | Mrikogo | = | Schmetterling (Zwillinge) | „ | „ | „ | Indro. | Mithuna. |
| 4) Kolokoto | „ | Kolokadi | = | Krabbe (Krebs) | „ | „ | „ | Sureio. | Karkata. |
| 5) Sing'o | „ | Grigréson | = | Löwe | „ | „ | „ | Mistri. | Sinha. |
| 6) Keneio | „ | Kangeroso | = | Jungfrau | „ | „ | „ | Baruno. | Kanja. |
| 7) Tulo | „ | Tulorasi | = | Wage | „ | „ | „ | Sangmistri. | Tulâ. |
| 8) Merctjcko | „ | Privitorasi | = | Skorpion | „ | „ | „ | wondro Kurisio. | Vriçkika. |
| 9) Danu | „ | Wano | = | Bogen | „ | „ | „ | Purusia. | Dhanus. |
| 10) Makoro | | | = | Schaalthier (Steinbock) | „ | „ | „ | Tobodo. | Makara. |
| 11) Kubo | | | = | Wassertopf (Wassermann) | „ | „ | „ | ario. | Kumbha. |
| 12) Miro | | | = | Fisch (Fische) | „ | „ | „ | Gono. | mina. |

NB. Alle diese Namen der Jahre gehören dem Kawi an.

Die Denkmäler, welche auf Java gefunden worden sind und noch gefunden werden, tragen häufig in Bildnereien die Zeichen des Thierkreises an sich, welcher von dem unsrigen nur dadurch abzuweichen scheint, dass „die Zwillinge“ durch einen Schmetterling repräsentirt werden. Da jedoch das Wort Mrituno offenbar aus dem Sanskritworte Mithuna verdorben ist, welches Zwillinge bedeutet, so muss man annehmen, dass diese Denkmäler aus einer Zeit stammen, in welcher man die wahre Bedeutung und den Ursprung des Wortes nicht mehr kannte.

Die Yugas oder Cleonen der Indier sind den Javanen aus den Traditionen, welche damit verbunden sind, kaum dem Namen nach bekannt.

Man sagt, dass die Priester auf Bali die Eklipsen berechnen können, auch sollen die Priester auf Java während der Hinduherrschaft diese Berechnung haben vornehmen können. Die Javanen nennen dieselbe Grahono (Graha im Sanskrit), die Malaien Grahana oder besser garahaan, die Mondfinsterniss garahaan bulan (bulan = Mond).

Wahrscheinlich waren die Javanen das einzige Volk des Archipels, welches eine eigne Zeitrechnung hatte. Die Buginesen, welche das gebildetste Volk auf Celebes sind und jetzt das gewöhnliche Mondjahr der Mahommedaner haben, sollen früher ein Sonnenjahr von 365 Tagen gehabt haben, mit einem besondern Namen für jeden Monat. Da das Jahr immer mit dem 16. Mai anfing, so müssen sie auch eine Schaltmethode gehabt haben.

Es hatte folgende Monate:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Sarawana | 30 Tage | Pachekae | 31 Tage |
| Padrowanae | 30 „ | Pasae | 31 „ |
| Sujewi | 30 „ | Mangaserang | 32 „ |

| | | | |
|---|---|---|---|
| Mangafutewe | 30 Tage | Palungae | 30 Tage |
| Mangalompae | 31 „ | Besakae | 30 „ |
| Magae | 30 „ | Jetae | 30 „ |

Offenbar sind diese Namen ursprünglich sanskritisch und nur auf eine sonderbare Weise verdorben. Der ganze Unterschied besteht darin, dass das Buginesische Jahr mit dem Monat Sarowana anfängt, während der erste indische Monat Aswina ist.

In ihren Denkmälern findet man eine ganz ungemein genaue Angabe der Regierungszeit und der Succession der Fürsten. Hierdurch scheinen zugleich die grösseren Zeitkreise bezeichnet zu werden, denn von denen Indiens findet sich hier keine Spur. Uebrigens ist im Verkehr mit den Europäern im niederländisch-indischen Archipel die mahommedanische Zeitrechnung im Gebrauch. Sie haben Mondjahre, welche abwechselnd 30 oder 29 Tage haben.

1) Mudharrem (Monat des Verbots, weil zu dieser Zeit kein Krieg geführt werden darf. Auch Suro genannt. 30 Tage.

2) Fsafar, Safar, Sapar 29 Tage.

3) Rebin'l-âwal, erster Lenzmonat, wird auch Mulut (= Geburt) genannt, weil der 12te d. M. der Geburtstag Mahommeds sein soll.

4) Rebin l'âchir, letzter Lenzmonat, 29 Tage.

5) Dejemâdi l'âwal 30 Tage.

6) Dejemâdi l'âchir 29 Tage.

7) Redsjab, Redsjabun 30 Tage.

8) Sjaban 29 Tage, auch Ruwah genannt.

9) Ramadlân, Remedan (malaisch puwasa = Fasten) 30 Tage.

10) Sjawal 29 Tage.

11) Dzu'l-Khaedah 30 Tage, auch Hapit genannt.

12) Dzu'l-hhidsjah (Dul hadji) 29 Tage.

Nach diesem Mondjahr fängt jeder Monat mit Neumond an. Jedes Jahr ist also 8 Stunden 48 Minuten zu kurz, welches in 30 Jahren 264 Stunden oder 11 Tage beträgt. Diess wird dadurch ausgeglichen, dass in einem 30jährigen Zeitkreise dem 2ten, 5ten, 7ten, 10ten, 13ten, 16ten, 18ten, 21sten, 24sten, 26sten und 29sten Jahre ein Tag hinzugefügt wird.

Das eigenthümliche astrologische Jahr, welches die Javanen besitzen, zeigt uns, dass auch hier schon frühe, wie bei den Römern, Griechen, Hindu, Chinesen, die Zeitberechnung zu religiösen Zwecken benutzt wurde. Diess pflegt die erste Bildungsstufe zu sein, welche ein Volk einnimmt. Zugleich mit dieser ist der Priesterherrschaft das Entstehen gegeben, welche es über sich nimmt, aus dem Laufe der Gestirne die Zeit und das Schicksal zu deuten. Wenn nun auch einzelne Theile des javanischen Almanachs den indischen Ursprung verrathen, so erkennen wir doch zugleich aus den anderen eigenthümlichen, dass die Javanen schon frühe bedeutende Kulturfortschritte gemacht hatten.

---

*Ueber die Sprache und Literatur der Javanen *).*

Wenn man sich genau der nationellen Eigenthümlichkeiten der Javanen entsinnt, wie ich dieselben in einem

---

*) W. v. Humboldt über die Kawi-Sprache. — Roorda van Eysinga algemeen Javaansch en Nederduitsch Wordenboek. — Crawfurd history of the Indian Archipelago. vol. II.

früheren Abschnitte beschrieb, so wird man in diesem Kapitel von Neuem Belege für jeden Karakterzug derselben finden. Die Sprache eines Volkes entspricht seinem Geiste, wie das Siegel dem Petschaft. Sie ist sein verkörperter Geist, d. h. wenn sie ursprünglich sein eigen ist. Den geistvollen gelehrten Untersuchungen W. von Humboldt's und seines Herausgebers E. Buschmann zu Folge ist aber die javanische Sprache eine diesem Volke eigenthümliche und ursprüngliche. Dass sie viel sanskritische Worte enthält, widerspricht dieser Angabe nicht. Die Javanen haben indische Weisheit und Dichtung sich angeeignet, sind der indischen Sprache mächtig gewesen, und haben aus ihr mit Bedacht und Absicht Wörter entlehnt, grade so, wie persische Schriftsteller arabische aufnehmen. Doch kann es hier nicht meine Absicht sein, die javanische Sprache von der philologischen Seite aufzufassen. Der Gesichtspunkt, welchen ich mir zur Beurtheilung gewählt habe, ist der anthropologische. Ich werde mich deshalb auf die Grammatik nur so weit einlassen, als sie zur Karakteristik der Bildungsstufe und Volkseigenthümlichkeit nothwendig ist. Mit Recht sagt Herder: „Da jede Grammatik nur eine Philosophie über die Sprache und eine Methode ihres Gebrauchs ist: so muss, je ursprünglicher die Sprache ist, desto weniger Grammatik in ihr sein und die älteste ist bloss das vorangezeichnete Wörterbuch der Natur.“ Da zeigt uns denn die javanische Sprache zwei Grammatiken. In ihren alten schriftlichen Urkunden und Denkmälern eine ausgebildetere, untergegangene (altjavanische), deren Gesetze W. v. Humboldt entwickelt hat, und eine rohere (heutige). Nirgends zeigt sich deutlicher, wie der Geist des Volkes sich seine Sprache macht. Mit den prachtvollen, gross-

artigen Tempelbauten, mit dem Blühen indischer Gelehrsamkeit zerfiel ihre geistige Kultur, und ihre Sprache lösste sich von einem kunstvolleren Bau zu einem kunstloseren auf. Aus einer ausgebildeteren Sprache wurde wieder eine rohere, wie sie jetzt noch besteht. Nur mit dieser letzten, welche allein noch den heutigen Javanen eigenthümlich ist, sollen sich diese Sekten beschäftigen.

Das javanische Alphabet hat 20 Konsonanten und 6 Vokale. Die Buchstaben haben eine feste, bestimmte, deutliche und schöne Gestalt, Eigenschaften, welche die Bewohner der Inseln Madura, Bali und Lombock vermocht haben, sie zu adoptiren. Ein Theil der Eingebornen auf Sumatra und Borneo bedient sich ebenfalls derselben. Wahrscheinlich ist die Kunst zu schreiben aus Indien nach Java gebracht worden, wenigstens die Gestalt und die ganze Zusammenstellung des Alphabets, welche eine grosse Aehnlichkeit mit dem Sanskritischen hat, spricht dafür. Die Frage, ob vor dem Einfluss indischer Kultur auf Java ein eigenes Alphabet bestanden habe, glaube ich verneinend beantworten zu müssen. Es findet sich keine Spur in den alten Schriftdenkmälern, welche diess darzuthun im Stande wäre. Ausserdem ist nicht anzunehmen, dass die Javanen, wenn sie eigne Schriftzeichen gehabt hätten, die indischen so allgemein adoptirt haben würden. Die im engeren Sinne malaische Sprache hat noch viel später die arabischen Schriftzeichen adoptirt. Man kann annehmen, dass der arabische Einfluss erst seit wenigen Jahrhunderten auf den Archipel eingewirkt hat. Hätte früher ein vorarabisches, malaisches Alphabet bestanden, so würden sich sicher noch Ueberbleibsel desselben finden, da sich ja noch so reiche Reste jener vorarabischen

indischen Periode finden. Was die Einwirkung Indiens auf Java anbetrifft, so ist die Art und Weise derselben von W. v. Humboldt *) ausführlich dargethan worden. Der Zeitraum, worin diese Statt fand, wird in jenem grossen, ausgezeichneten Werke nur als ein früher historisch nicht zu bestimmender bezeichnet. Der eben so scharfsinnige als gelehrte Sprachforscher, Herr Dr. Theodor Banfay, dessen ungemeine Verdienste und Sprachforschung vom Auslande besser anerkannt werden, als von seinem eigenen Vaterlande, sucht in der Relation über das genannte Werk **) mit gewohnter Gründlichkeit die Zeit genauer zu bestimmen. Die Kombination mehrer Daten, welche in dem Artikel Indien in Ersch und Grubens Encyklopädie festgestellt sind, führt, auf Java angewandt, vorweg mit hoher Wahrscheinlichkeit zu dem Schlusse, dass eine bedeutende Einwirkung von Indien her auf Java nicht höher als etwa 200 v. Chr. hinaufsteigen kann. Denn die indische Literatur, aus welcher sich die des Kawi auf Java (worauf wir später zurückkommen werden) entwickelte, ist die spätere Sanskritliteratur, welche seit etwa 230 v. Chr. datirt, in welcher Zeit ungefähr, oder mit dem Religionswechsel des Asoka, das neue, in jeder Beziehung rege, Kulturleben in Indien anhebt. Höchst beachtenswerth ist aber nun eine Notiz, welche Herr Landresse aus dem chinesischen Werke: Kiao lieou pa tsung lun, einer Beschreibung von Java (S. 58), welches sich in der nachgelassenen Bibliothek des verstorbenen Claproth fand, mittheilt. Diese Notiz besagt, dass zu-

*) Band II. S. 188.

**) Göttingische gelehrte Anzeigen. 1840. Stück 206 u. s. w.

erst unter dem chinesischen Kaiser Koung wou ti, aus der Dynastie der Han (also zwischen 24 und 57 n. Chr.) Männer aus Ou Intou (Indien) nach Java kamen, einen Tauschhandel mit den Eingebornen begannen und ihnen die Kunst, Häuser zu bauen, die Schreibkunst und das Gesetz des Budha überlieferten. Für den aus dieser Notiz zu entnehmenden negativen Schluss, d. h. dafür, dass keine ältere Verbindung, wenigstens von einiger Bedeutung, zwischen Indien und Java Statt fand, spricht nun auch folgender Umstand: der ceylonisische Mahawanso, welcher von so vielen buddhistischen Missionen nach den verschiedensten Gegenden zur Zeit des Asoka zu berichten weiss, kennt keine nach Java. Wir dürfen aus diesem Umstande, mit jener Notiz combinirt, wohl entnehmen, dass Java damals ausser dem Kreise des indischen Lebens lag. Für die positive Seite jener Notiz, d. h. dafür, dass etwa um die von den chinesischen Schriftstellern angegebene Zeit, auf keinen Fall um vieles später, eine bedeutende Einwirkung von Indien her auf Java Statt fand, spricht der schon dem Ptolomäus (um 140 n. Chr.), sammt seiner eigentlichen Bedeutung, bekannte Namen von Java: *Ιαβαδιον ο σεμαινει χριθης νησος*; denn *Ιαβαδιον* ist deutlich das sanskritische java (panicum Italicum) dvopa. Dass der Name diese Bedeutung habe, weiss, um diess beiläufig zu bemerken, auch der Verfasser jener chinesischen Beschreibung. Der eben erwähnte Name ist aber deutlich sanskritischen Ursprunges; eben so sind die indischen Wörter in der Kawi-Sprache (oder des Javanischen überhaupt), deutlich dem Sanskrit, nicht aber der indischen Volkssprache entlehnt. Die erwähnten Untersuchungen im Artikel Indien haben es nun sehr wahrscheinlich gemacht, dass das Brahma-

thum bei seiner Regeneration (seit 230 v. Chr.) sich sogleich des längst erstorbenen Sanskrit, als Heiliger, oder überhaupt als Sprache höherer Kultur bediente, diess aber erst sehr spät, als der Buddhismus schon seinem Verfalle in Indien entgegen ging, auch von diesem nachgeahmt wurde, der sich als heiliger Sprache der Magadhi bediente, aber in früheren Zeiten in allen Dialekten und Sprachen der Völker, zu welchen er drang, predigte und auch schrieb. Dieses nun macht es wiederum schon höchst wahrscheinlich, dass wenn auch der erste Anstoss zu einer Einwirkung von Indien auf Java von Buddhisten ausging, worin wir jener Notiz wohl Glauben schenken dürfen, sich doch sogleich das Brahmathum, welches auch in Indien seit jener Periode (etwa 230 v. Chr.) erwacht war, desselben bemächtigte und in Java schnell vorherrschend ward. Diese Annahme nun erhält eine, sie fast sichernde Bestätigung durch den chinesischen Buddhisten Ta-Hion, welcher Java 413 n. Chr. besuchte und bemerkt, dass es daselbst eine Menge Ketzer (d. h. Anhänger des Brahmathums) und Brahmame gebe, aber von Buddhismus keine Rede sei. (Foekoue ki S. 360.) Hiernach wird es sehr wahrscheinlich, dass sich die Sanskritbildung im Gefolge des Brahmathums, gerade in dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Java fixirte. In diese Zeit setzen wir auch die Anfänge der javanischen, zum Theil schon wieder untergegangenen Kultur, Sprache und Schriftzeichen. Die javanische Sprache hat 20 Konsonanten, deren jeder den Ton o hinter sich hat, welches auf dem westlichen Theile von Java wie ein dunkles a ausgesprochen wird, und 7 Vokale. Bei der Schreibung von Sylben, welche den Ton a oder o haben, bedarf man keinen besonderen

Vokal; die Konsonanten werden nur aneinander gereiht. Auch hier zeigt sich eine Aehnlichkeit mit dem Sanskrit, in welchem jeder Konsanant den Ton a hat. Die Aussprache bei den Javanen ist kurz, voll und rund; ihr liebster Ton das o, welches in der Aussprache dem aw der Engländer, z. B. in law, gleichkommt. In der Schrift steht jeder Buchstabe für sich und wird weder mit dem vorhergehenden, noch mit dem folgenden verbunden. In der syrischen, arabischen, hebräischen, malaischen und indischen Schrift werden die einzelnen Wörter durch Zwischenräume getrennt, in der Schrift der Macassaren wird diese Trennung durch drei untereinander stehende Punkte bezeichnet; in javanischen Schriftwerken aber ist zwischen den einzelnen Wörtern eines Satzes kein grösserer Zwischenraum, als zwischen den einzelnen Buchstaben, die jene bilden. Nur hin und wieder wird bei Gedichten die Beendigung einer Strophe und bei prosaischen Werken ein grösserer Abschnitt durch eine mehr oder minder geschnörkelte Figur bezeichnet. Das Lesen wird dem Anfänger hierdurch sehr erschwert. Dennoch aber pflegt ein Europäer dasselbe ungleich schneller als ein Javane zu lernen.

Will man den Konsonanten den Laut o nehmen, so werden sie unter einander geschrieben und verändern also ihre Gestalt. Diess ist wenigstens bei 16 Konsonanten der Fall, welche dann Pasangngan genannt werden, die 4 übrigen behalten ihre ursprüngliche Form bei.

Die Vokale sind a, e, i, o, u, eu. Der letzte Vokal ist besonders der Rundasprache eigenthümlich und wird sonst mehr wie ein breites e gesprochen.

Auffallend ist es, dass die Konsonanten der Javanen kein f oder v haben, eben so wenig den Zischlaut sch. Eben so einfach, wie alle anderen Sprachen des Archipels ist auch die javanische, obgleich sie dem gebildetsten Volke desselben angehört. Das Substantivum hat keine eigentliche Deklination, um den Kasus oder Numerus auszudrücken, auch ist an seiner Endung niemals das Geschlecht zu erkennen. Will man dieses bezeichnen, so fügt man zu dem Substantiv männlich (djaler) oder weiblich (hestri) hinzu. So heisst z. B. Kudho djaler (Pferd männlich) der Hengst, Kudho hestri die Stute. Will man eine bestimmte Zahl ausdrücken, so setzt man das Zahlwort hinter das Substantiv, z. B. vier Hengste Kudho djaler sekawan (Pferde männlich vier). Soll eine unbestimmte Mehrzahl angegeben werden, so wird das Substantiv verdoppelt, z. B. Kudho — Kudho Pferde. Präpositionen bezeichnen den Kasus, oft auch diesen nicht einmal, sondern die Stelle, welche das Wort einnimmt, muss ihn errathen lassen. Auf diese Weise wird gewöhnlich der Genitiv bezeichnet, z. B. Lumpat Kudho der Sprung des Pferdes. Zu Zeiten wird dieser jedoch durch die Endung ing angedeutet. Häufig muss aber auch der Sinn den Kasus des Wortes errathen helfen, welchen weder ein Vorsetzwort, noch die Stellung bestimmt.

Auch das Adjektivum lässt keine Unterscheidung des Geschlechts oder des Kasus zu und sogar selten eine Veränderung, welche den Grad der Vergleichung bestimmt. Ausser den ursprünglichen Eigenschaftswörtern, welche die Sprache besitzt, werden auch aus Substantiven solche gebildet, entweder durch Verdoppelung, z. B. warno — warno vielfarbig, von warno die Farbe, oder durch Vorsetzung

der Sylbe ka und Anheftung von an an dem Ende des Worts, z. B. ka-hormatan ehrbar von hormat die Ehre. Die Vergleichungsstufen werden nur durch Adverbien bezeichnet. Für das Pronomen Personale werden in der ersten Person viele Wörter gebraucht, welche zum Theil noch eine zweite Bedeutung haben. Kulo z. B. bezeichnet Diener, wird aber als ich gebraucht. Noch demüthiger wird kawulo benutzt, so schreibt z. B. der Kaiser von Solo an den General-Gouverneur kulo hangeturri hakahtah — kathah tabeh: ich (der Diener) entbiete viele Grüsse, während der Sultan von Djokjo dagegen immer kawulo gebrauchte, z. B. kawulo hadarbe pannuwun dateng kantjeng ngejang tuwan besar: ich (der Sklave) habe eine Bitte an meinen Grossvater, den grossen Herrn. Hin und wieder braucht auch der Vornehmere gegen den Geringeren kulo, um hierdurch eine besondere Höflichkeit an den Tag zu legen. Auf ähnliche Weise wird kami und mami, beides Kawi-Worte, welche dieselbe Bedeutung wie kulo haben, und tlingsun (der Bittsteller) gebraucht. Noch demüthiger ist es habdih dhalem, Sklave des Palastes, zu sagen. Geschlechtsbezeichnungen und Beugungen besitzt das Pronomen nicht. Um diese hervorzubringen, verfährt man wie mit dem Substantivum. Die Mehrzahl wird durch ein hinzugesetztes sedojo und sekabeh (alle) ausgedrückt. Eben so eigenthümlich wie die erste, wird auch die zweite Person bezeichnet. Ausser sambejan und kowe gebraucht man eine Titulatur, z. B. Hofhalter, Durchlauchtiger Herr oder auch saliranniro dein Körper, hawakkiro dein Leib und mehre Wörter, welche Herr bezeichnen. Tijambok und dhewe bezeichnen die dritte Person, häufiger jedoch jang und wong, Mensch. Die reciproke Bedeutung wird durch

Wiederholung des persönlichen Fürwortes gegeben, z. B. kulo haujikro kulo ich bestrafe mich. Das Passivum wird bezeichnet, indem man das persönliche Fürwort hinter das Substantivum setzt, z. B. putri ulo meine Tochter (wörtlich Tochter ich), dhalan kowe dein Weg (wörtlich Weg du). Die dritte Person des Passivi wird auch gebildet, indem peiambak und dhewe weggelassen und an das Substantivum ´ipun oder iro angehängt wird, z. B. hastannipun (von hasto die Hand) seine Hand, romaniro dein Vater (von romo Vater).

Eben so arm wie die javanische Sprache sich bis hierher zeigte, ist sie auch in der Behandlung des Zeitwortes, welches unverändert bleibt, von welcher Person, Zahl und Zeit man auch sprechen möge. Der Imperativ ist die einzige Form, welche durch Flexion gebildet wird, indem dem Ausgange des Zeitwortes ono en oder enno angehängt wird. Die vergangene, gegenwärtige und zukünftige Zeit wird durch Hülfswörter bezeichnet, aber auch diese werden mitunter ausgelassen und die eigentliche Bedeutung muss aus dem Zusammenhange errathen werden. Das Passivum wird aus dem Aktivum durch eine Veränderung am Ende gebildet, indem vor den ersten Vokal dieses ein i und n, um den hiatus zu vermeiden, gesetzt wird, z. B. aus hajun wünschen, wird in ahjun gewünscht werden. Doch scheint mir diess keineswegs bei allen Verben der Fall zu sein. Durch zahlreiche euphonische Regeln, an welchen die javanische Sprache sehr reich ist, wird diess in wieder verändert. Die Verba sind entweder Stammwörter und dann gewöhnlich zweisylbig oder werden aus Substantiven gebildet, z. B. durch Vorsetzung von ha aus hado die Ferne wird ha-hado = hangado entfernen,

oder pro, z. B. tondo das Zeichen protondo bezeichnen. Durch das praefixum ha und das postfixum aken wird das verbum transitivum gebildet, z. B. aus hitjil verschwinden hanjitjallaken verschwinden lassen u. s. w. Obgleich die javanische Sprache keineswegs arm an Veränderungen ist, wodurch ein Sprachtheil in einen andern umgewandelt wird, so wird doch oft auch ein Wort in seiner ursprünglichen Gestalt als Substantivum, Verbum und Adjektivum gebraucht. Besonders häufig ist diess in der Umgangssprache, während es in der Schriftsprache mehr vermieden wird. Was die Anzahl der Wörter anbetrifft, so ist die javanische Sprache reich und arm, reich an Ausdrücken für Specialitäten, unbedeutende Kleinigkeiten, Spielereien und wenn es darauf ankommt, Rangunterschiede anzudeuten; arm an Ausdrücken für Begriffe, Ideen, ernste Gegenstände — Eigenschaften, welche durch die niedrige Bildungsstufe der Javanen, durch die despotische Herrschaft, unter welcher sie leben und in ihrer mangelhaften, unausgebildeten Vernunft, als Vermögen der Ideen, ihren Grund haben. Im ersten Falle macht sie die engherzigsten, unbedeutendsten Unterscheidungen mit einer Schärfe, die anerkennungswerth wäre, wenn sie sich auf ernste, wichtige Gegenstände richtete, aber einen abstrahirten Begriff, eine Idee, z. B. Vorbild, Schicksal, Raum, Natur, kann sie nicht ausdrücken, ja nicht einmal generische Namen hat sie. Es giebt in ihr zwei Namen für jedes Metall, für manche drei, aber kein Ausdruck für Metall oder Mineral, auch keinen Namen für Thier, welcher das ganze Geschlecht umfasste. Durch nichts zeigt sich die geistige Trägheit des Javanen so sehr, als in diesem Mangel. Er richtet seinen gedankenlosen Blick nur auf das Einzelne, bleibt

hierin befangen und erhebt sich nie zu einer Idee. Die Hauptgeschlechter von Säugethieren, Vögeln, Fischen u. s. w. drückt die Sprache nur sehr unvollkommen aus. Dagegen für die Species findet man wieder den reichsten Ueberfluss. Sie hat fünf Namen für einen Hund, sechs für ein Schwein, eben so viel für einen Elephanten und sieben für das Pferd. Bei einem Volke, welches sich auf der Stufe der Kindheit befindet, erklärt sich diese Erscheinung sehr leicht. So selten es schwere, seltene Ideen ausdrückt, weil es sie nicht hat, so häufig drückt es die gewöhnlichen, vorliegenden aus. Es erkennt nicht a priori, sondern nach auffallenden, sinnlichen Merkmalen. Die Sprache ist aber überhaupt nur das sinnlich ausgedrückte Erkennen. Für diese sinnlich wahrnehmbaren Gegenstände wurden aber von Vielen, wenn auch in einem grossen Kreise lebenden, doch in Stämmen oder Familien abgetrennten, Wörter erfunden. Wenn diese nachher durch den Verkehr zusammenkamen oder in das Reservoir eines Wörterbuchs zusammenflossen, so waren die Synonymen da. Daher liegt eben in der Armuth der Sprache dieser scheinbare Reichthum *).

Jede wilde Sprache ist in ihrer eignen Art verschwenderisch und dürftig. Der Araber hat 50 Wörter für den Löwen, 200 für die Schlange, 80 für den Honig und mehr als 1000 für's Schwert. In der Sprache von Barantola wusste man nicht das Wort heilig, bei den Hottentotten nicht das Wort Geist zu finden. In allen Welttheilen klagen die Missionäre über die Schwierigkeit, die christlichen Begriffe den wilden Völkern in ihrer Sprache mitzutheilen.

*) Herder, der Ursprung der Sprache.

Dasselbe behauptet da la Condamine von den Bewohnern Peru's und vom Amazonenstrom. Die Ausdrücke Zeit, Dauer, Raum, Wesen, Stoff, Körper, Tugend, Gerechtigkeit, Freiheit, Erkenntlichkeit, fehlen den Peruanern durchaus, obgleich sie durch ihre Handlungen zeigen, dass sie nach diesen Begriffen schliessen und diese Tugenden besitzen. Wenn wir bedenken, wie die meisten Abstraktionen in unsere wissenschaftliche Sprache gekommen sind, z. B. in der Theologie, Philosophie, Jurisprudenz, Medizin, so kann uns diese Erscheinung nicht in Erstaunen setzen. Viele Begriffe fehlen uns durchaus und die Dialektik musste sie aus andern Sprachen entlehnen (Hypostasis, Substanz, ὁμούσιος und ὁμοιούσιος) *) und häufig sind unsere Dichter gezwungen, Empfindungen durch sinnliche Bilder zu karakterisiren, weil unsere Sprache kein Wort dafür hat. Das abstrakte Leben, welches in den Sprachen gebildeter Nationen enthalten ist, und in jedem Satze derselben wie eine denkende Seele lebt, sucht man vergebens bei den Javanen. Für das gewöhnliche Umgangsleben, für die Beschreibung von Fakten und Spezialitäten, für die Darstellungen einfacher Leidenschaften, reicht ihre Sprache aus, aber man ist nicht im Stande, abstrakte Ideen, welcher Richtung sie auch angehören mögen, auszudrücken. Soll aber irgend eine unwesentliche Kleinigkeit ausgedrückt werden, welche dem gewöhnlichen Leben angehört, so zeigt sich der ganze, weitläuftige, unnütze Wortkram und Reichthum der Sprache. Die verschiedenen Haltungen und Lagen, welche der menschliche Körper aus Trägheit, Schicklichkeit u. s. w. annimmt, werden von den Javanen mit

*) Herder a. a. O.

einer Weitläuftigkeit und Ausführlichkeit beschrieben, welche selbst einem Anatomen genügen könnte. Es giebt 10 Ausdrücke für die verschiedenen Arten des Stehens, und 20 um die des Sitzens zu bezeichnen. Für die verschiedenen Modifikationen des Schalles giebt es 50 verschiedene Wörter, dennoch reichen diese den Javanen nicht aus. Um die Schattirungen der Töne auszudrücken, verwandeln sie noch die härteren Töne eines Wortes in weichere, so z. B. bezeichnet gumrot das Knarren einer Thür in ihren Angeln, während gumrit und gumret dasselbe in geringeren Graden bedeutet. Diese Mannigfaltigkeit der Bedeutung eines Wortes nach dem Unterschiede kleiner Artikulationen zeigt sich unter allen Völkern, welche noch auf der Stufe der Kindheit leben; so bemerkt diess Charcilasso de Vega von den Peruanern, Condamine von den Brasilianern, la Loubene von den Siamesen, Rasoil von den Nordamerikanern. Da sie Wichtigkeit auf diese unbedeutenden Modifikationen legten, indem sie diesem Unwesentlichen ihre Aufmerksamkeit zuwandten, welche durch keinen ernsteren Gegenstand in Anspruch genommen war, so hatten sie neue Worte für das Bemerkte nöthig und ihr träger Erfindungsgeist wählte diese leichte Art, einen neuen Ausdruck zu finden. Zugleich bemerken wir aus obigem Beispiele, dass die javanische Sprache strebt, den Ton des Wortes nach dem Sinne zu modifiziren oder auch zu erfinden und sie ist sehr reich an Wörtern, welche schon durch ihren Laut ihre Bedeutung ausdrücken. Die javanischen Schriftsteller gebrauchen eine Menge solcher Ausdrücke, besonders dann, wenn sie Entsetzen oder Angst bei dem Leser hervorbringen wollen. Wahr und schön sagt Herder: „Da der Mensch bloss durch das Gehör die Sprachen der lehrenden Natur

empfängt und ohne das die Sprache nicht erfinden kann, so ist Gehör auf gewisse Weise der mittlere seiner Sinne, die eigentliche Thür zur Seele und das Verbindungsband der übrigen Sinne geworden.“ Wir dürfen uns also nicht wundern, wenn jene Worte die beabsichtigte Wirkung bei den Javanen vollkommen hervorbringen.

Während sich uns die Bemerkung aufdrängte, dass ein kindlicher Sinn und ein träger Geist, welcher jedes tiefere Nachdenken verabscheut, der javanischen Sprache ihren Karakter aufdrückte, so versuchen wir nun zu zeigen, welchen Antheil die despotische Herrschaft, der die Javanen durchaus verknechtete, an ihrer Sprachbildung hat.

Es geschieht nicht selten, dass durch den Einfluss gesellschaftlicher Verhältnisse ein verschiedenartiger Gebrauch von derselben Sprache gemacht wird und dadurch in ihr mehr oder weniger von einander abgesonderte Idiome oder wenigstens Arten zu sprechen entstehen *). Diese Idiome sind von dem, was man Dialekt zu nennen pflegt, verschieden. Dieser ist eine Naturangewohnheit, in jenen liegt aber allemal Absicht aus konventionellen Gründen.

Diese Idiome können entweder Spracharten sein, welche einzelnen Klassen der Gesellschaft eigenthümlich sind, oder Spracharten, deren sich eine Klasse gegen oder in Rücksicht auf die andere bedient. Mit der ersten Art der Idiome, welche ein Resultat des verschiedenen Grades der geistigen Kultur ist, haben wir es hier nicht zu thun, sondern nur mit der zweiten, welche sehr oft nur einzelne

*) Siehe das Werk über die Kawisprache. I. S. 51, welchem ich hier wörtlich folge.

Wörter, Redensarten und Fügungen betrifft. Sie entsteht aus dem Verhältnisse der verschiedenen Klassen der Gesellschaft oder auch einzelner Personen, und dieser Unterschied kann alsdann mehr von dem Begriffe höherer Kultur und moralischer Achtung oder mehr von der konventionellen Unterordnung geleitet werden. Die Absicht ist nämlich überall, dass man den Rücksichten, die man moralisch oder konventionell gegen gewisse Personen oder Klassen nimmt, einen Einfluss auf die Wahl der Ausdrücke gegen sie verstattet, oder dass man diese Rücksichten, wie es z. B. in der vertraulichen Sprachart geschieht, im Sprechen bei Seite setzt. Hieraus bildet sich aber hernach in einigen Völkern eine gewisse Gewohnheit, theils im Gebrauche gewisser Wörter, theils in der Behandlung einiger Redetheile. Da diese ganze Art der Abweichungen von der gewöhnlichen Sprache auf persönlichen Rücksichten beruht, so äussert sie sich am bestimmtesten und in den meisten Fällen ausschliesslich in den die Person betreffenden Redetheilen, dem Pronomen, wo theils Substantive an die Stelle der gewöhnlichen Pronomina treten, theils ohne eine solche Umänderung, das natürliche Verhältniss der Personen verwechselt, Einer als Viele u. s. w. behandelt wird. Diese Spracharten haben ausserdem das Eigenthümliche, dass sie nur selten bestimmten Klassen der Gesellschaft angehören, vielmehr so wie Jemand gegen einen als Höherer, gegen einen anderen als Niedrigerer erscheinen kann, von denselben Personen, nach Umständen und Lagen verschiedenartig gebraucht werden. Je tiefer die Gewöhnung an ceremonielle, gesellschaftliche Formen oder der Sinn wirklich knechtischer Unterwerfung in einer Nation Wurzel geschlagen hat, desto mehr Bestimmtheit gewinnt

auch der sich nach der Rangordnung unterscheidende Gebrauch der Sprache. Im östlichen Asien erstreckt er sich vorzugsweise auf das Pronomen, verändert aber da, wie im Chinesischen, dasselbe fast gänzlich. Eine bestimmte, doch wenig durchgreifende Spur davon liegt schon im Sanskrit. Die amerikanischen Sprachen enthalten in der mexikanischen und denen, auf welche diese Einfluss hatte, merkwürdige Beispiele dieses Gebrauchs. Der Ausdruck der Ehrfurcht geht durch die ganze Grammatik und bringt besonders im Verbum künstliche Formen hervor. In den zu gebrauchenden Wörtern aber bewirkt derselbe durchaus keinen Unterschied.

In den Sprachen der Südsee, den Philippinischen und Madecassischen giebt es keine sichere Spuren einer Rangsprache oder überhaupt verschiedener Spracharten. Doch hat es auch dort wahrscheinlich solche gegeben, wie sich aus einzelnen Bemerkungen von Mariner ergiebt. Bei den Battas auf Sumatra giebt es dem Berichte der Missionäre Burton und Ward zufolge eine von der gewöhnlichen ganz abweichende Höflichkeitssprache. Auf der Insel Bali findet sich ebenfalls eine solche, welche aus javanischen und sanskritischen Wörtern gebildet ist. Mit diesen Ausnahmen steht aber die javanische Sprache einzig in ihrer Art da. Denn sie enthält gewissermassen zwei verschiedene Sprachen, die zwar genau genommen ein und dieselbe ist, weil sie eine und die nämliche Form an sich tragen, die aber als zwei verschiedene angesehen werden können, weil sie zum Theil ganz verschiedene Wörter und nur äusserst wenige ohne alle Lautveränderung mit einander gemein haben. Der Niedrige bedient sich der Wörter der vornehmen Sprache gegen den Höheren und schliesst diejenigen aus, die er im

gewöhnlichen Verkehr gebraucht; nur wenn er von sich selbst spricht, wählt er absichtlich ein Niedrigkeit anzeigendes Pronomen. Der Vornehmere macht es gerade umgekehrt, er spricht zu dem Niedrigen die gewöhnliche, unvornehme Sprache und bedient sich von sich selbst, statt des Pronomens, Würde und Hoheit anzeigender, oder dafür geltender Ausdrücke. Die Vornehmern suchen unter sich und bei gleichem Range eine gewisse Mitte zwischen beiden Spracharten zu bewahren, für die es sogar wieder, nur ihr eigenthümliche Lautveränderungen, mithin ein drittes Idiom giebt. Diess letztere Idiom (bohoso madjo), ist zugleich das, welches bei der Abfassung der Schriftwerke benutzt wird. Die vornehme Sprache wird bohoso kromo, und die niedrige bohoso ngoko genannt.

Wie nun eine so gänzliche Spaltung der Sprache auf Java hat entstehen können, wird nur dann erklärlich, wenn man sich der knechtischen Gesinnung der Javanen erinnert, welche den unbedeutendsten Rangunterschied bis zu einem Riss ausdehnte, welcher niemals in dem Verkehr übersprungen wird. Sie vermeiden in ihrer Sprache gegen die Höheren jeden gewöhnlichen Ausdruck als unehrerbietig lautend. Einzelne Wörter, welche überhaupt selten vorkommen, lassen sie unverändert, für andere nehmen sie sanskritische, deren Anzahl allerdings sehr gross in dieser bohoso kromo ist, ein Umstand, welcher allerdings der Annahme W. v. Humboldt's bedeutendes Gewicht giebt, dass diese Spaltung der Sprache aus dem politischen und moralischen Uebergewichte entstanden sei, welches die indischen Einwanderer Java's gegen die übrigen Volksklassen hatten. Ist nun aber ein solches indisches Wort durch langen Gebrauch mit der gewöhnlichen Sprache verschmol-

zen, so sucht sich ihre erfinderische Sklavendemuth einen anderen Ausweg, indem sie statt des gewöhnlich gewordenen Wortes eine, wenn auch nicht immer deutliche Umschreibung wählt, so wird z. B. statt konchono Gold, janne der gelbe Körper; statt soloko Silber, pettakan der weisse Gegenstand gesagt. Bisweilen ist das Wort der bohoso kromo dem der bongoko gleichförmig, nur der Ton und die Aussprache ist verschieden, z. B. statt game thun, damal; statt turan schlafen, tilan u. s. w. Gewöhnlich verändert man die Wörter, um sie dem vornehmeren Ohre anzupassen und die Sprache hat ordentliche Regeln, um diesen Zweck zu erreichen. So ist jedes Wort, das mit s, ng oder tan endigt, ehrerbietungsvoll. Statt eines härter klingenden Wortes wird ein weicheres genommen, z. B. statt manicho Pfeffer mareios; statt priyayi das Oberhaupt, priyantaw; statt kaju Holz, kajang; statt Jowi Java, Jawi. Selbst Ortsnamen sind solchen Veränderungen unterworfen, indem die gewöhnliche Bezeichnung dem Sinne nach bleibt, aber wörtlich übersetzt wird; soll z. B. der Name der Provinz Banyamas (Land des goldenen Wassers) gegen einen Höheren erwähnt werden, so wird er toyojanne sagen, und will er noch demüthiger sprechen, so wird er den sanskritischen Ausdruck tirto kankono wählen, Wörter, welche dieselbe Bedeutung wie banyumas haben.

Wie viel auch von dem Reichthum an Metaphern der orientalischen Sprachen geredet wird, so wird man doch einen solchen nicht bei einem Volke suchen, das vermöge seines Klima's, seiner Lebensweise und der despotischen Herrschaft die Kühnheit des Geistes, das Feuer der Phantasie eingebüsst oder vielmehr niemals besessen hat, welche dazu gehört, Metaphern zu schaffen. Die Javanen besitzen

weder einen grossen Vorrath davon, noch lieben sie dieselben. Wenn auch die aus Indien stammenden Dichtstücke dem zu widersprechen scheinen, so muss man dabei bedenken, dass sie fremden Ursprungs sind. Die echt javanischen Skripturen sind arm daran. Die wenigen Figuren jedoch, welche sie gebrauchen, sind selten oder niemals kühn, wohl aber einfach und ungesucht. Das Niedrige nennen sie den Fuss, ihre Vornehmen nennen sie das Haupt, hoch und niedrig gebrauchen sie für sittliche Vortrefflichkeit und den Mangel derselben, Hitze für Gram, das Wort wojah, Kleider waschen, gebrauchen sie für Erziehen der Kinder, sattah trübes Wasser für Verwirrung, gabbab der Staub für Knecht u. s. w. Vergleichungen bald treffend, bald lächerlich, sind jedoch bei ihnen viel im Gebrauch, doch werden auch diese nicht neu erfunden, sondern ohne Abwechslung immer wieder gebraucht.

Die Literatur der Javanen ist eine doppelte, eine alte und eine neue. Die erste erwähne ich nur, weil die Sprache, worin sie abgefasst ist, eben jene Kawi-Sprache ist, nach welcher W. v. Humboldt sein grosses Werk, auf welches das deutsche Vaterland stolz sein muss, benannte, indem er die Erforschung und Beschreibung derselben zur Basis für die tiefsten, linguistischen Untersuchungen machte. Die Sprache führt ihren Namen nach dem sanskritischen Worte Kawi, Dichter, und heisst also eigentlich Dichtersprache. Ganz der Vergangenheit angehörend, bewahrt sie die Schätze einer untergegangenen, vom indischen Geiste durchdrungenen Literatur. Es ist nur noch, nach gänzlicher Erlöschung des indischen Kultus, die Sprache der Sagen, der Dichtung und im heutigen Zustande nur die

des Theaters, wenn es Stoffe der frühesten Vorzeit behandelt, geblieben. Die eigentliche Kenntniss desselben ist jedoch auf der Insel als erloschen anzusehen. Was bei den Puppenspielern hergesagt wird, ist durch alte Ueberlieferung auswendig gelernt, und eben so die hinzugefügte javanische Uebersetzung, so dass der hersagende Dalang kaum etwas selbst davon zu verstehen braucht. Ich habe auf Java Niemanden kennen lernen, der die Sprache verstand, und Raffles versichert, dass zu seiner Zeit nur ein einziges Individuum als der Sprache wirklich kundig angesehen wurde, diess war der Fürst von Sumanap auf der Insel Madura Nata-Kasuma. Der gelehrte holländische Sprachforscher Roorda van Eysinga schrieb mir in Bezug auf die Steinschriften, welche in Kawi-Karakteren abgefasst sind, sich in verschiedenen Theilen der Insel finden und allein noch die Karaktere dieser Sprache bewahren: „Die Kawi-Schrift ist so verschieden, dass kein allgemeiner Schlüssel dazu besteht. Jede Schreibweise hat ihren eignen Schlüssel, den der Forscher daraus zu finden suchen muss; häufig aber ist der gelehrteste Javane nicht im Stande, derartige Inschriften zu entziffern. Ich selbst besitze eine solche, die ich jedoch bis auf den heutigen Tag nicht zu enträthseln im Stande war, jedoch noch dereinst zu verstehen hoffe. Kawi-Werke mit javanischer Erklärung sind die einzigen zweckmässigen Mittel, um die Kawi-Sprache zu verstehen u. s. w.“ Die theils noch im Grundtext, theils in javanischer Uebersetzung vorhandenen Kawi-Werke macht Raffles nahmhaft. Diese Ueberbleibsel selbst ergeben, dass die Kawi-Literatur einst sehr bedeutend war. Die Titel der Werke sind grösstentheils aus dem Sanskrit entlehnt und dem Wesen nach identisch mit

denen berühmter Werke der Sanskrit-Literatur. Diess ist aber keineswegs mit dem Inhalte der Fall. Sondern dieser, obgleich aus Sanskrit-Werken überkommen, ist auf freie, mehr oder weniger eigenthümliche Weise behandelt. Die Bruchstücke, welche der europäischen Forschung zugänglich sind, zeigen oft poetische Schönheiten, welche sich besonders bei den Schilderungen der Schlachten, Gegenden u. s. w. kund geben. Den, welcher sich damit bekannt zu machen wünscht, verweisen wir auf das genannte Werk. Was das Verhältniss der Kawi-Sprache zur javanischen anbetrifft, so ergiebt sich in jenem Werke das Resultat: „Dass das Kawi eine ältere Form der heutigen javanischen Landessprache ist, die aber in der Bearbeitung wissenschaftlicher, aus Indien nach Java verpflanzten Kenntnisse, und in der Nachahmung indischer Dichtung eine unbestimmbare Menge reiner Sanskrit-Wörter in sich aufgenommen hat und dadurch, so wie durch die Eigenthümlichkeiten dichterischer Diktion zu einer von der gewöhnlichen Sprache abweichenden, in sich abgeschlossenen Sprachart geworden ist.“ Der nicht sanskritische Theil der Sprache ist javanisch, aber nicht das heutige javanisch, sondern eine ältere Form dieser Sprache, welche jenen erstgenannten Theil sich grammatisch assimilirte. Die Ausbildung des Kawi kann natürlich nur von dem Anfange des indischen Einflusses an auf Java datirt werden.

Was nun die heutige javanische Literatur anbetrifft, so finden wir nichts darin, was in europäischen Augen bedeutenden Werth haben könnte. Einen ungewöhnlichen Schwung der Phantasie, Kühnheit in Bildern, die den Leser zu Bewunderung hinreisst, kann man aber so wenig, als genialen Erfindungsgeist von den Javanen erwarten.

Ihre Werke bezeichnen den Standpunkt, welchen sie auf der Kulturskala einnehmen und haben ausser dem Interesse des Fremdartigen und Entfernten noch das, welches die ausgesprochenen geistigen Regungen des noch unentwickelten Individuums haben. Ihre Dichtstücke sind zum Theil Romanzen, in welchen die Geschichte und Mythologie der Indier besungen wird; zum Theil behandeln sie dieselben Gegenstände, welche unserer Poesie anheimfallen, als Krieg, Liebe, Sehnsucht u. s. w. Zu der ersten Gattung gehören die freien Uebertragungen und Bearbeitungen von Ramayana und Brata-Yuddha, welche den Vorzug vor dem Originale besitzen, dass sie weniger weitschweifig sind als dieses. Eine kleine Probe der Uebersetzung der Epopö Brata-Yuddha theile ich nach Crawfurd hier mit. Obgleich diess Gedicht in manchen Punkten vom indischen Mahabharata abweicht, so schildert es doch denselben Gegenstand wie dieses, nämlich den Kampf zweier Aeste des Bharat *), der Kurus und Pandus: „Der Anfall des Königs von Awanga war der Alles besiegenden Fluth gleich. Tosend nahten sich die Banden der Pandus. Sie trafen mit Karna zusammen. Ihre Führer belebten den Muth und die Tapferkeit, um den feindlichen Andrang auszuhalten; aber ihre dichtgedrängten Glieder werden über den Haufen gestürzt und durch die Hufe der muthigen Rosse zertreten. Sein Wagen rollt fort mit donnerndem Geräusch, der Schnelligkeit von Garuda vergleichbar. Nach allen Seiten fliegen seine

*) Bharat oder Bheret, Durschamantas Sohn, war einer der berühmtesten Könige Indiens. In den Sanskrit-Büchern wird deshalb Indien nach ihm Bheretlath oder Bheretwersch, das Land Bherets, genannt.

Geschosse und wechseln ab mit den Blitzstrahlen, welche er auf sie schleudert. Seine Pfeile sinken wie ein Sturzregen durch den Sturm getrieben auf den Feind, und rasseln unaufhaltsam auf ihn nieder. Umzingelt und zerschmettert sinken die Pandus hin. Die Wuth zerfleischt Karna. Die Hunderte der Pandus schlossen von Neuem ihre Glieder, versuchten von Neuem den Kampf; sie flohen aber wiederum, wurden auseinander getrieben, unter die Füsse getreten, zerstreut, wie wenn sie ein gewaltiger Bergstrom mit sich fortriss. Indessen nahten die Kurawa mit einem Siegesgeschrei gleich einer niederstürzenden Fluth u. s. w.“ Die Uebersetzungen der Ramayana sind im ganzen schwächer und matter. Das folgende kurze Bruchstück theile ich ebenfalls nach Crawfurd mit. Es beschreibt den Zustand des Riesen von Ceylon Rowana nach dem Tode seiner Söhne: „Der Fürst war auf dem höchsten Gipfel der Wuth, er nagte an seinem Bart, sein Gesicht war erhitzt und seine Brust roth, gleich der Warawari-Blume; feuchter Schweiss drang aus seinem Körper, seine Lippen zitterten und seine zusammengezogenen Augenlider drückten den heftigsten Schmerz aus. Seine Wuth glich der eines Mannes, welcher einen Unschuldigen ermordet hat. Er entfloh der Erde und nahm seine Flucht mit der Schnelligkeit eines Falken, der auf seine Beute stürzt, nach den Gegenden über den Wolken. In dem stürmischen Drange Rache zu nehmen wegen des Todes seiner Söhne, griff sein Verlangen vor in die Zukunft, seine Feinde glaubte er vor sich zu sehen. Seine Brust schwoll vor Freude, die er durch einen lauten Schrei zu erkennen gab. Er forderte alle seine Feinde zum Kampf, um sie alle zumal zu bestreiten.“

Das, was wir gewöhnlich orientalische Poesie nennen, wird weniger durch das Vaterland, als durch die Entwickelungsstufe, das Alter, hervorgebracht. Die frühesten Werke occidentalischer, wie orientalischer Dichter zeigen dasselbe Kolorit, denselben Ton, weil sie Produkte eines Geistes sind, des menschlichen, der wie auch das Klima und andere Verhältnisse ihn modifiziren mögen, doch immer den gleichen Grundton haben wird. Der Mangel an eigenthümlichen Benennungen der Gegenstände und Gefühle, der Einfluss der Phantasie und Leidenschaft, gab jenen Dichterwerken ihre Eigenthümlichkeit. Der Hang zum Uebertriebenen bewirkte, dass sie jeden Gegenstand mit den wärmsten Farben ausmalten. Die eigenthümlichen Poesien der Javanen haben keinen Reim, aber ein Sylbenmaass, welches sich dem Inhalte anschliesst und deshalb von Zeit zu Zeit in ein und demselben Gedichte wechselt. Ausserdem besitzen sie eine Art der Assonanz, welche durch ein regelmässiges Wiederkehren des Vokals in der Schlusssylbe jedes Verses hervorgebracht wird. Jede Veränderung des Maasses hat einen eigenen Namen. Das Metrum des folgenden Gedichtes, welches ich in der javaansche spraakkunst des Herrn Roorda van Eysinga finde, wird Pangkur madengdo genannt. Das Gedicht selbst enthält die Schilderung eines Gefechts. Den ersten Vers des Originals lasse ich hier folgen, um den Leser mit der äussern Form des Gedichtes bekannt zu machen:

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Ramening prang, ludhiro lir | lépên | benno. | Assorang | in | o | Sylbenzahl | | 12. |
| Tan buh musuh pri badhi, | ,, | ,, | ,, | ,, | i | | ,, | 7. |
| Lir gaba nginteran, | ,, | ,, | ,, | ,, | a oder d | | ,, | 6. |
| Rame babilulangagan | ,, | ,, | ,, | ,, | a | | ,, | 7. |
| Hawor pangkriki turanggi | ,, | ,, | ,, | ,, | i | | ,, | 8. |
| Watang, kang rempok, | ,, | ,, | ,, | ,, | a | | ,, | 6. |
| Lir saroh haneng wori, | ,, | ,, | ,, | ,, | i | | ,, | 7. |

Der Streit war heftig, das Blut floss wie ein geschwollener Strom,
Die Feinde erkannten sich selbst nicht,
Sie waren wie auseinander fliegende Körner
Dicht auf einander gedrängt.
Damit mengte sich das Wiehern der Pferde.
Lanzen, brechend
Wie Stroh, trieben auf dem Wasser wie Spähne.

Dicht auf einander gedrängt wich Keiner zurück.
Kein Geschütz konnte donnern,
Es war nur ein Ringen;
Wer es aushielt, sank ermattet nieder.
Dicht auf einander gedrängt standen die Schaaren;
Das Volk von Ost
Wird nimmer erschüttert durch Schreck.

Man hörte ein Tosen, als erzitterte die Welt,
Der Geschütze Donner schallte,
Das Knattern der Lanzen
Glich Baumstämmen, die von einander gerissen werden,
Vermischte sich mit dem Kriegs-Geschrei.
Wie ein Gebirge, das zusammenstürzt,
Donnerten die Geschütze.

Der Streit war heftig. Das Blut floss wie ein geschwollener Strom.
Die Becken klangen nicht mehr, sie trieben umher
Wie Schildkröten auf dem Sumpfe.
Gewänder, Lanzen wie Spähne,
Wie Steine, die der Elephant zertrümmert,
Kleider trieben
Wie Pflanzen auf dem Wasser u. s. w.

Diese wörtliche Uebersetzung zeigt eine Schilderung des Kampfes, die derjenige, welcher die Art und Weise, Krieg zu führen, auf Java kennt, nicht untreu, nicht ohne eine Spur poetischen Werthes finden wird. Die Nothwendigkeit, das Metrum neben der Assonanz streng zu beachten, macht die javanische Poesie zu einer schwierigen Kunst,

die nur durch die vielfachen euphonischen Veränderungen, die die Sprache gestattet, erleichtert wird.

Zum grössten Theil bestehen die javanischen Poesien aus Romanzen, welche auf ihre ältere Geschichte sich beziehen. Ein Fürst Namens Pany ist der Held derselben. Obgleich er vor nicht 500 Jahren gelebt zu haben scheint, so ist doch seine Geschichte durch fabelhafte Ueberlieferungen mit einem solchen Dunkel umhüllt, dass nicht ein Moment derselben mit Genauigkeit angegeben werden kann, ja nicht einmal das Land, in welchem er regierte. Ihre einfachsten Poesien, welche sich auf gewöhnliche und natürliche Gefühle beziehen, als auf Zärtlichkeit, Liebe u. s. w. sind gewöhnlich die besten, da sie von dem Schwulste befreit bleiben, welchen die Javanen nur zu gern in der Poesie zur Schau stellen.

Die prosaischen Schriften sind ethischen, legislativen oder historischen Inhalts. Die letzten stammen alle aus der Zeit nach der Einführung des Islam. Ihr Inhalt verdient jedoch wenig Glaubwürdigkeit. Der Mangel an Chronologie, die unsinnigste Weitschweifigkeit bei den unbedeutendsten Sachen, die Unzulänglichkeit und Kritiklosigkeit bei wichtigern, die Entstellung der Thatsachen durch eine lächerliche Uebertreibung, welche man sich nur durch die wahrhaft kindische Phantasie der Javanen erklären kann, entstellt ihre historischen Schriften, — Umstände, zu deren Erklärung es nothwendig ist, zu wissen, dass die Javanen die Geschichte zur Unterhaltung, nicht zur Belehrung niederschrieben. Ein anderer Theil derjenigen historischen Werke, welche ich sah, scheint durch Araber geschrieben zu sein, die in einer entsetzlich weitläuftigen Sprache ihren Lesern einen ethischen Unterricht ertheilen

wollten. Bedenkt man ausserdem, dass die javanischen Geschichtswerke durch Menschen, welche keine andere Fähigkeit hatten, als die zu schreiben und eine Menge abgenutzter bildlicher Redensarten auswendig zu wissen, unter den Augen des durch die Geschichte Verherrlichten dargestellt wird, so wird man wenig Glaubwürdigkeit und historische Treue erwarten. Bei Crawfurd und Roorda van Eysinga finden sich einige Bruchstücke, welche genau beweissen, was ich hier sage. Besser als dieser Theil ihrer prosaischen Schriften sind die ethischen, wie wenig wichtig sie auch dem Europäer erscheinen, dem weder die weitschweifige Form noch die Gewöhnlichkeit derselben zusagt. Für diesen besteht ihr Hauptinteresse darin, dass sie zur Karakteristik des socialen Lebens des Javanen dienen. Ueber die legislativen Schriften habe ich bereits früher Einiges bemerkt.

---

*Ausflug nach der Insel Madura. — Noch Einiges über Surabaya. — Das Sturmschauer. — Kritische Lage. — Die Meerenge von Madura. — Zusammenhang mit Java. — Die Maduresen. — Naturalien. — Gräber. — Diebere i. — Abenteuer. — Salinen auf Madura. — Jndianische Vogelnester.*

Beinahe schon drei Monate war ich in Surabaya und dessen Umgegend gewesen, und bereitete mich, diess zu verlassen. Ehe ich jedoch meine Reise nach Passaruang fortsetzte, wie meine Absicht war, wollte ich erst noch die Insel Madura näher kennen lernen, welche so oft schon verlockend meine Blicke angezogen hatte. Schöne Tage hatte ich in Surabaya verlebt, und reiche Notizen für mein

Tagebuch, reichere für meine Erinnerung gefunden. Gerade diese Stadt hat für den Reisenden ein um so grösseres Interesse, da sie neben dem europäisch-indischen Leben ein reines Bild des javanischen zeigt. In Batavia und dessen Nähe wohnen hauptsächlich Malaien von den benachbarten Inseln und verbastarte Nachkommen dieser Einwanderer, welche durch anhaltenden Kontrakt mit den Europäern die scharfen Umrisse der Gestalt, der Sitte und des Lebens verloren haben. Dagegen trifft man in Surabaya das rein javanische Leben. Die Verderbniss der Sitten, welche hier, wie überall, wo Europäer Kolonien bewohnen, eingerissen ist, als erstes Geschenk unserer Kultur, sieht man bis auf die letzte Spur verschwinden, sobald man in den Kampongs der Javanen, welche einige Stunden vom Strande entfernt liegen, seine Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand richtet.

Die Stadt Surabaya oder Sorabaya (Versammlungsort der Krokodile) liegt auf der Nordküste von Java, der Insel Madura gegenüber, auf 7° 2′ 31″ südlicher Breite und 112° 43′ 27″ östlicher Länge, von Greenwich in einer grossen Fläche am Strome von Surabaya (kali-mas, d. h. Goldstrom), welcher hier in den indischen Ocean mündet. Hohe Gebirge, wie z. B. das tengersche, welches sich 7800 Fuss über die Meeresfläche erhebt, sind wenigstens 8 Stunden vom Ufer entfernt. Die Luft ist feucht und heiss; das Thermometer stand oft noch 86° F. mehrere Stunden nach Sonnenuntergang. Die Stadt ist gross und schön, wenn man diess Wort nicht im europäischen Sinne nimmt. Unbewohnte Plätze wechseln ab mit schönen, europäischen Gebäuden, blüthenvollen Gärten, in welchen die prächtigsten Gewächse der Flora Indiens vereinigt

sind, javanischen Hütten und Bazars, auf welchen der Handel viele Menschenracen vereinigt. Die eigentliche Stadt, ohne die umliegenden Kampongs, hat etwa 5000 Einwohner, darunter viele Europäer, Liplappen, Javanen, Chinesen, Araber u. s. w., welche theils für immer hier wohnen, theils sich nur einige Zeit hindurch, des Handels wegen, hier aufhalten. Eine vortreffliche Rhede, welche gegen See und Wind gesichert ist, breitet sich von der Stadt aus. Auch hier gehen, wie vor Batavia, die grossen Schiffe eine bis zwei englische Meilen von der Mündung des Kalimas entfernt vor Anker, weil dicht am Ausflusse desselben das Wasser auf dem sumpfigen Grunde zu flach ist. Im Westmusson jedoch, wo häufig Unwetter und Sturmschauer die Schiffe umherschleudern, wird eine zu nahe Nachbarschaft unter denselben ängstlich vermieden, und sie liegen noch weiter von der Mündung entfernt. Um nach der eigentlichen Stadt zu gelangen, fährt man, nachdem man sich dem Strande in einem Boote genähert hat, den Kalimas drei Viertelstunden lang hinauf; die Ufer sind schmal und sumpfig; Javanen ziehen das Boot stromaufwärts. Von der Nordseite deckt die Insel Madura, welche mit Java die Strasse von Madura einschliesst, die Rhede, welche ausserdem von der Westseite das Fort Oranje gegen feindliche Anfälle schützt. Da nun noch von der Ostseite her ein Kriegsschiff sich nähern könnte, so ist durch das neue Vertheidigungssystem des Generals von den Bosch bestimmt worden, die Mündung des Flusses zu verengen, und zu beiden Seiten desselben eine starke Batterie aufzuwerfen.

Da ich gerne früh Morgens auf der Insel Madura ankommen wollte, so hatte ich mir vorgenommen, Nachmit-

tags nach der Fregatte Bethsy und Sura zu gehen, welche etwa drei englische Meilen westlich von der Mündung des Stroms von Surabaya lag, um von hieraus am andern Morgen mit einer Barkasse und der nöthigen Mannschaft, welche mir der kommandirende Offizier jenes Schiffes zugesagt hatte, nach Madura überzusetzen.

Es war am 10. Mai. Der Westmonsoon wurde schon hin und wieder an einzelnen Tagen vom Ostwinde durchbrochen, welcher die dichten Regenwolken zertheilte, die über der Insel hingen und den glühenden Strahl der Sonne in eine drückende Schwüle umwandelten. Ich wohnte in Simpang, welches, obgleich zu Surabaya gehörig, doch etwa drei englische Meilen von der eigentlichen Stadt entfernt liegt. Da ich gerne die Zeit, welche von meinen Exkursionen übrig blieb, in dem grossen Hospital, das hier liegt, zubringen wollte, so hatte dieser Theil der Stadt mein besonderes Interesse in Anspruch genommen. Von hier aus fuhr ich rasch dem Strande zu und erreichte denselben gegen 6 Uhr Nachmittags. Hier miethete ich mir ein inländisches Kanot, Tambangan, mit drei Javanen, von welchen der eine das Steuer führte und die beiden andern ruderten, um hiermit nach der genannten Fregatte zu gelangen. Diese Kanots sind ungefähr zwei Fuss breit und zehn Fuss lang, haben einen scharfen Kiel und scharfes Vordertheil, um die Wellen damit zu zertheilen. Der Wind, welcher den ganzen Tag aus Nordost geweht hatte, war indessen in Südwest umgesprungen, blies ziemlich stark und trieb schwarze Wolken in dichte Haufen zusammen. Mit reissender Schnelligkeit flogen wir den Strom von Surabaya hinab, welcher uns nach halbstündiger Fahrt auf die offene Rhede führte. Die dichten Wolken hatten die

ohnehin wenige Minuten dauernde Dämmerung zurückgedrängt und die Nacht war ganz eingetreten, als wir daselbst ankamen. Der Wind war stärker geworden und die See ging heftig. Kein Stern leuchtete am schwarzen Himmel, aber desto heller glänzte es auf dem Meere. Jede Welle warf Feuer statt Schaum empor. Der Ocean schien, so weit das Auge reichte, in ein Flammenmeer verwandelt. Mein Kanot wurde bald in die Höhe geschleudert, bald stürzte es herab; feurige Wellen schlugen über mich her, leuchtende Pünktchen auf meinen Kleidern zurücklassend. Ich hielt mich mit beiden Händen im Tambangan fest, um nicht herausgeschleudert zu werden. Eine Welle schlug mir den Hut vom Kopfe und füllte fast das ganze Schiffchen mit Wasser. Nachdem wir auf diese Weise längere Zeit in stetem Kampf mit den Wellen umhergetrieben waren, sah ich die dunkeln Umrisse eines grossen Schiffs vor mir. Eine Welle schleuderte uns näher, als wir von einem Offizier des Wachtschiffes van Spyk, denn diess war es, in dessen Nähe ich war, angerufen wurden. Nachdem ich ihm meinen Namen genannt und den Wunsch ausgedrückt hatte, nach der Bethsy und Sara zu kommen, rief er mir durch den tosenden Wind zu: eine ehrliche Seele setze sich bei solchem Wetter in einer Nussschaale mit drei schwarzen Heiden der See nicht aus, ich möge heraufkommen. Ich bat ihn, mir ein gutes Boot mit Mannschaft zu geben, welche ich reichlich belohnen wollte, erklärte aber, dass ich gesonnen sei, meinen Weg fortzusetzen. Er ging, um meinen Wunsch dem Kommandanten des Schiffes vorzutragen, ich aber bereuete fast die Erklärung, meinen Weg fortsetzen zu wollen, als der Offizier mit der Nachricht zurückkam, der Kapitän könne bei

diesem Wetter nicht Einen von der wenigen Mannschaft, welche er an Bord habe, entbehren. Unruhiger setzte ich meinen Weg fort. Zugleich erinnerte ich mich zur ungelegenen Zeit mehrerer Mordthaten, welche die Javanen auf der Rhede ausgeübt hatten, indem sie den Tambangan durch die Wellen umwerfen liessen, um die ertrinkenden Europäer zu berauben. Dies Manöver ist für die Eingebornen ohne Gefahr, da sie vortrefflich schwimmen, und leicht auszuführen, weil der Tambangan augenblicklich umschlägt, sobald einer grössern Welle die Seite statt des Vordertheils dargeboten wird *). Der Wind wurde noch stärker, der Regen stürzte in dichten Strömen hernieder; das Leuchten des Meeres war erloschen. Die eintönige, traurige Melodie, nach welcher der Sturm seine Weise heult, fing an, mir sehr verhasst zu werden. Nach Verlauf von zehn Minuten war wieder das Kanot voll Wasser und ich wünschte nur ein Schiff erreichen zu können. Scharf blickte ich umher, aber die Wellen, welche oft mir über den Kopf wegschlugen, und der strömende Regen raubten mir das Gesicht. Lange wurde ich so auf dem tosenden Meere umhergeschleudert und hatte selbst die Richtung, welche ich nehmen musste, verloren. Die Minuten wurden mir zu Stunden. Meine Javanen versicherten, aus Mattigkeit nicht mehr rudern zu können, und nur durch Drohungen konnte ich sie zur Fortsetzung dieser freilich schweren Arbeit bringen.

*) Um solche Vorfälle so viel als möglich zu verhüten, müssen die Javanen zu Surabaya, welche nach 6 Uhr noch Europäer auf die Rhede bringen wollen, eine Erlaubnisskarte nehmen, und ihre Namen so wie die der Europäer, welche sie hinausbringen, anzeigen.

Endlich, endlich sehe ich dicht vor mir ein Schiff, aber die Wellen verhindern mich, an Steuerbord (wo sich die Schiffstreppe befindet) zu kommen, drängen mich dagegen mit einem harten Stosse dicht an Backbord her, indem eine Woge das Kanot hoch empor hebt. Schnell benutze ich den Augenblick, erfasse mit raschem Griffe die Perduns (Taue, welche den Mast halten und an der Aussenseite des Schiffes befestigt sind), und indem der Tambangan unter mir hinwegfliegt, schwinge ich mich kletternd auf das Verdeck.

Ein Kanonenboot, dessen Offizier mich gastlich aufnahm, war es, welches ich erreicht hatte. Gleich darauf stiegen auch meine Javanen heran, welche nach einer kräftigen Anstrengung den Backbord wieder gewonnen und ihr Schiffchen hier befestigt hatten. Da diese tropischen Sturm- und Regenschauer gewöhnlich um so kürzere Zeit anhalten, je stärker sie sind, so konnte ich nach kaum zweistündigem Aufenthalte meinen Weg fortsetzen, obgleich mich die heftige Dünung noch immer tüchtig umher schleuderte. Nach Mitternacht langte ich auf der Fregatte an. Am andern Morgen früh sprang ich mit acht Matrosen in die Barkasse. Das Meer war wieder eben und ruhig, und eine Stunde später war ich auf der Insel Madura.

Die Meerenge, welche Madura von Surabaya trennt, ist an dieser Stelle nur anderthalb Meilen breit. Die Insel selbst ist ungefähr 79 englische Meilen lang und an ihrem schmalsten Theile 31 Meilen breit. Seit langer Zeit ist sie politisch mit Java verbunden, und wird gewöhnlich als eine davon abhängige Provinz aufgezählt. Wie einige alte malaische Handschriften und Sagen erzählen, so waren früher beide Inseln vereinigt, bis sie durch

eine vulkanische Revolution auseinander gerissen wurden. Allerdings scheint die Insel Madura ein Stück der Insel Java zu sein, welches, wenn man es verschieben könnte, genau in die gegenüberliegende Lücke von Java passt; noch wahrscheinlicher wird jene Angabe durch die geringe Tiefe der Strasse, welche diese Inseln trennt.

Gewiss ist aber, dass schon sehr früh jene politische Verbindung statt fand. In den letzten Zeiten der Hinduherrschaft auf Java, als die kühnen Ruinen von Madjaphit in der Residentschaft Surabaya noch der blühende Sitz des Reichs gleichen Namens waren, stand Madura unter der Herrschaft der Regenten desselben. Zu den Zeiten des Bromo Djojo, Königs von Madjaphit, herrschte dessen Sohn Aria-Lambu-Patti auf Madura, und hatte seinen Sitz im Jahre 1839 der javanischen Aera (A. D. 1467) in Peroppo. In dem javanischen Jahre 1510 wurde die Lehre Mohammeds auf Madura eingeführt, und ein Pangerang (Sohn eines Fürsten) mit Namen Agong ergriff die Zügel der Regierung, indem er die Residenz nach Pamakassan verlegte.

Nachdem die Unruhen, welche im Jahre 1746 auf Madura herrschten, durch die holländisch-ostindische Kompagnie beseitigt waren, wurde diese Insel von der letztern definitiv in Besitz genommen. Der damalige General-Gouverneur van Imhoff reisste selbst dahin, um den Verhältnissen eine bestimmte Ordnung zu geben. Er setzte den Sultan von Madura, Tjakra Ningrat, ab, weil sich dieser gegen die Kompagnie aufgelehnt hatte, und erhob dessen ältesten Sohn, Sadjadi Ningrat, auf den Thron, indem er ihm den Titel „Rading-Adipati“ beilegte, ein Titel, der

auf Java die erste Person nach dem Fürsten bezeichnet, welche das Mojordomat übt.

Dem neuen Herrscher wurde auferlegt, jährlich 4000 Piaster in baarem Gelde zu bezahlen, ausserdem 12,000 Töpfe Kokosnussöl und 60 Koyangs *) Katjang **) zu liefern, mit der Verpflichtung, sich auf den Distrikt Bangkalan zu beschränken, und jedes Jahr nach Batavia zu kommen, um dem General-Gouverneur persönlich seine Huldigung darzubringen. Ausserdem wurde die Insel noch in die Regentschaft Sumanap und Pamakassan eingetheilt. Die erstere wurde an einen vornehmen Maduresen (Tomonggong) Tjacra Nagara mit dem Titel Panumbahan gegeben, die andere an Maas Mail.

Zur Belohnung der warmen Anhänglichkeit, welche der Panumbahan von Sumanap im vorigen Decennium dem holländischen Gouvernement in den Kriegen auf Java und Celebes durch thätige Hülfe bewiess, wurde demselben 1825 von dem General-Gouverneur van der Capellen der Titel eines Sultans von Madura gegeben. In den Sitten und Gebräuchen haben die Maduresen viel Aehnlichkeit mit den Javanen. Als Rest der frühern indischen Kultur, welche vor Einführung des Islam auf Java und den davon abhängigen Inseln herrschte, ist noch immer eine strenge

---

*) Der Koyang ist gleich 30 Pikol, der Pikol an 125 niederländischen Pfunden.

**) Mit dem malaischen Worte Katjang wird eine Hülsenfrucht bezeichnet (arachis hypogaea), welche sehr reichhaltig an Oel ist und geröstet (Katjang goreng) als Speise gebraucht wird. Man gewinnt das Oel durch Auspressen, und gebraucht die zurückbleibenden Kuchen als ein Mittel, um die Fruchtbarkeit der Zuckerplantagen zu erhöhen.

Rangverschiedenheit übrig geblieben, und die Eitelkeit der Insulaner ist für diese Art der Auszeichnung besonders empfänglich. Auch wieder in dem letzten Kriege auf Java gegen den Diepo Negoro führte der Sultan den Holländern Hülfstruppen zu, welche sich dem Gouvernement sehr nützlich machten.

Madura erstreckt sich von 112° 42′ bis 114° 2′ östlicher Länge von Gr. aus und liegt zwischen 6° 42′ und 7° 18′ südlicher Breite. Obgleich die Insel wenige Schritte vom Ufer entfernt sich bedeutend über den Meeresspiegel erhebt, so ist dieses selbst doch sehr flach, und man kann sich daher mit einem grossen Boot, wie das meinige war, wenn man nicht auf den Strand laufen will, dem Ufer nicht ganz nähern. Grosse Tuffsteine, welche sich vom Lande aus wie eine Mauer, freilich mit einigen bedeutenden Breschen, ins Meer erstrecken, dienten mir als Landungsplatz. Ich liess zwei Mann Wache im Boot zurück und gebot den übrigen Matrosen, eine andere Richtung als diejenige, welche ich wählte, einzuschlagen, bestimmte ihnen jedoch einen hervorstechenden Punkt, wo ich sie um 4 Uhr nach Mittag wieder treffen wollte. Man ist zu einer solchen Maassregel um so mehr genöthigt, weil die europäischen Matrosen eine grenzenlose Verachtung gegen die farbigen Eingebornen hegen, und denselben schaden, wo sie nur immer können. Hierdurch entstehen dann häufig Feindseligkeiten, welche ein blutiges Ende nehmen. Obgleich bessere Soldaten als die Javanen, sind die Maduresen doch friedlich und gutmüthig; sie beginnen selten eine Feindseligkeit mit dem Europäer, ausser wenn sie schwer gereizt sind, und die grösste Uebermacht der Zahl nach auf ihrer Seite ist. Aus diesen Gründen glaubte

ich ohne jene Begleitung am sichersten die Insel durchwandern zu können. Kaum hatte ich den Fuss aufs Land gesetzt, als auch Eingeborne erschienen, deren Zahl sich nach und nach bedeutend vermehrte. Ich ging am Strande her, um verschiedene Naturalien einzusammeln, wobei mir die Eingebornen trefflich Hülfe leisteten, denn sie brachten mir Alles, worauf ich nur meinen Blick wandte. Auf diese Weise erhielt ich ausser schönen Konchylien eine Seeschlange, welche sich dem Ufer genähert hatte, und mehrere Sumpfspringer, eine Gattung von Fischchen, welche unter der Brust eine saugnapfförmige Flosse haben, mit welcher sie auf dem Wasser ruhen oder umherspringen, während Kopf und Brust aus demselben hervorragen. Da ich jeden, der mir etwas brachte, mit einigen Kupfermünzen und andern Kleinigkeiten beschenkte, so erhielt ich bald mehr Naturalien, als ich im Stande war fortzuschaffen. Die Munterkeit der Maduresen mehrte sich bedeutend, sowohl durch die Geschenke, als auch durch mein eifriges Sammeln der genannten Gegenstände, deren Interesse sie nicht begreifen konnten. Obgleich sie in ihrem ganzen Körperbaue den Javanen ähnlich sind, so ist doch ihr Gesichtswinkel spitzer, die untere Gesichtspartie tritt mehr hervor, das ganze Gesicht ist breiter und stärker, rücksichtlich des Knochenbaues, die Gesichtszüge selbst sind kühner und kräftiger, als die der Javanen. Unter den Schädeln verschiedener Bewohner des ostindischen Archipels, welche ich hauptsächlich in dem Hospital zu Surabaya sammelte, besitze ich auch den Kopf eines Maduresen, welcher im Vergleich mit mehreren javanischen Schädeln karakteristisch jene Merkmale an sich trägt. Die Stirne tritt bedeutend zurück, während die Kiefer mit dem

breiten, starken Gebiss hervorspringen; das Gesicht ist breit, der Knochenbau desselben stark und schwer. Von den Zähnen, welche, der Sitte gemäss, schwarz gefärbt sind, ist der Schmelz abgefeilt. Sie haben schöne, muskulöse Gestalten, von glänzend braunschwarzer Farbe, eine kleinere Statur als die Europäer, und sehr kleine Hände und Füsse. Diese Schilderung gilt besonders von den Bewohnern des westlichen Theiles der Insel, denn wie es auf Java zwei ganz verschiedene Stämme giebt, so auch auf Madura. Auf dem östlichen Theile der Insel (Sumanap) haben die Einwohner mehr Aehnlichkeit mit dem Hindustamme, und scheinen von der Insel Bali abzustammen. Kleidung und Dialekt spricht dafür. Ihre Sprache hat ausser vielen balinesischen Wörtern malaische, javanische und chinesische aufgenommen. Noch fortwährend herrscht unter den Bewohnern von Bali und denen von Sumanap ein lebhafter Handelsverkehr, welcher in bei weitem unbedeutenderem Grade mit den westlichen Bewohnern Statt findet. Die einzige Bekleidung der Männer ist der Sarong, welcher den Oberkörper nackt lässt, die Frauen tragen jedoch, um auch diesen zu bedecken, eine Kabaje. Wie fast alle Bewohner des ostindischen Archipels führen die Männer einen langen, flammenförmigen Dolch als Schmuck und Waffe im Gürtel. Ihre Sprache ist weich und wohllautend, doch konnte ich dieselbe nicht verstehen, und ich bediente mich des Malaischen, um mich ihnen verständlich zu machen.

Ich setzte meine Wanderung durch verschiedene Dessa's (Dörfer) fort, welche aus dicht aneinander gebauten Bambushütten bestanden. Schon auf dem Wege dahin entdeckte ich, dass ich in dem Gedränge mit einer Feinheit,

welche mich nichts davon bemerken liess, durchaus ausgeplündert war. Taschentuch, ein Taschenkompass, Tabatiere, Kupfergeld, Cigarren und mehreres Andere war verschwunden. Ich fand mich um so ruhiger in mein Schicksal, da es meine Absicht war, den Frieden mit den Eingebornen zu erhalten.

Ehe ich mich weiter entferne, bemerke ich noch, dass nicht weit vom Strande entfernt die fürstlichen Gräber zu Aiermata liegen. Aier bezeichnet Wasser und mata das Auge, beide Wörter vereinigt: „Thränen", sind der Name einer Quelle, deren krystallhelles Wasser hier entspringt. Ein Madurese erzählte mir, dass einst ein Eingeborner den bösen Geist um ein Gamelan-Spiel (verschiedene musikalische Instrumente, welche zusammen gehören) gebeten und dasselbe auch sogleich erhalten habe. Unglücklicherweise sei ihm ein Stück davon abhanden gekommen, der böse Geist sei darüber grimmig geworden und habe dem Maduresen seine geliebte Braut geraubt. Der Bräutigam habe sich zu Tode gegrämt, seine Thränen aber über den Verlust der Geliebten wären hierher geströmt und dieser Quell daraus entstanden, welcher niemals versiegen würde. Die Gräber selbst sind einfach, da der Islam bildliche Darstellungen verbietet. Ein aufgerichteter Stein mit einer arabischen Inschrift ziert den Hügel. Der Stein, welcher hierzu benutzt wird, ist bei dem Bruche sehr weich, verhärtet jedoch schnell an der Luft. Die Eingebornen nennen ihn Bata-Kumbong Tjendoro. Man findet drei Arten davon. Die feinere Art (alus) wird zu dem genannten Zwecke benutzt, die gröbere (kassar) jedoch als Baustein; von der dritten Art (bata trram) wird Kalk gebrannt. Ueber den vornehmsten Gräbern sind Dächer und um die-

selben Umhänge von weissem Zeuge, welche bei feierlichen Gelegenheiten geöffnet werden. Vor denselben am Eingange liegt eine Matraze (bali-bali), auf welcher mehrere der im Leben am meisten benutzten Gegenstände umher liegen, als Kleider, Trinkgeschirr, Siridose u. dgl. Das erste Grab ist das von Ratu-Iba; etwas tiefer liegt das vom Pangerang Sending Kamal, daneben befindet sich unter einem Ueberdach die Grabstätte der jungen Radin (Prinzessin) Aiu Tjepret, welche hier mit 40 andern Kindern begraben wurde. Man erzählt, sie sei bei dem Färben von einem Sarong in kochendes Wasser gefallen, und in Folge dessen gestorben. Ihr Vater Pangerang Kamal sei über die Unvorsichtigkeit der Bedienten so ergrimmt gewesen, dass er deren Kinder, 40 an der Zahl, habe ermorden und neben seiner Tochter beisetzen lassen, um deren abgeschiedenem Geiste seine innige Trauer zu bezeugen. Der Weg nach Balega, welches 6540 Einwohner hat, ist schön, und bietet durch Abwechselung von Hügeln und Thälern pittoreske Ansichten dar. Die Dessa's sind gut bevölkert, und die Aecker scheinen fruchtbarer als in dem Distrikte von Bangkallan zu sein.

Einen der Maduresen, welcher sich durch laute Munterkeit und Gefälligkeit gegen mich auszeichnete, hatte ich mir als Wegweiser genommen, und durchwanderte, von diesem begleitet, einen Theil der Insel. Von vielen Eingebornen umgeben, setzte ich meinen Weg fort. Nachmittags sagte mir mein Führer, er wolle mich auf einen Punkt bringen, wo es mir besonders gefallen würde, und von welchem aus ich auch leicht zu meinem Boot gelangen könnte. Ich überliess mich seiner Leitung. Er führte mich dem Strande wieder zu, aber auf das Plateau eines

Berges, welches durch die Regenzeit in einen Sumpf verwandelt war, und erbot sich, mich auf dem Rücken hinüber zu tragen. Auch hierzu war ich bereitwillig. Als wir in die Mitte des Sumpfes gekommen waren, nur noch von wenigen Maduresen begleitet, machte mein schwarzer Bote den kecken Versuch, mich meiner Uhr zu berauben, welche, so oft ich darnach gesehen, seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hatte. Meine frühere Mässigung verliess mich, und ich stiess ihn mit der Faust unter mir zu Boden, indem ich von seinem Rücken hinwegsprang und mein Jagdmesser zog, die einzige Waffe, welche ich bei mir hatte. Der Madurese erhob sich aus dem Sumpf, ohne einen Ton von sich zu geben und entfernte sich mit seinen Landsleuten, während ich nach der entgegengesetzten Seite hin watete und den Weg nach jenem hervorstechenden Punkt einschlug, wo ich die Matrosen zu finden hoffte. Nach einer Stunde fand ich dieselben von vielen Maduresen umgeben, aber der freundliche Verkehr unter ihnen hatte aufgehört. Ein Matrose hatte einer Maduresin seine Zuneigung bezeugen wollen, wodurch ein Streit mit deren Manne oder Anverwandten herbeigeführt worden war, welchen jener mit seinem Messer verwundet hatte. Nur durch Festigkeit und den Schein der Unbesorgtheit glaubte ich die üblen Folgen dieses Streites vermeiden zu können. Ich liess deshalb die Matrosen in Reihe und Glied dicht aneinander treten und ging an ihrer Spitze langsam dem Ufer zu. Nach einer halben Stunde waren wir daselbst angelangt. Ich sah hier auch meinen Boten wieder, welcher sich unterdessen vom Koth gereinigt hatte, und sichtlich damit beschäftigt war, seine Landsleute gegen uns aufzureizen. Ein dichter Haufen Maduresen stand

da, wo sich jene Tuffsteine ins Meer erstreckten und schien uns von unserm Boot trennen zu wollen. Eine andere Menge schrie wild durcheinander, während wieder Andere laut lachten und mir die geraubten Sachen höhnend zeigten. Wir rückten im ruhigen Schritt näher; man machte uns gutwillig Platz, nur ungefähr zwanzig Eingeborne wollten nicht weichen, um uns zu unserm Boot zu lassen, doch war auch ihr Benehmen unschlüssig, sie machten keine entschieden feindliche Bewegung und trugen ihr Kris noch im Gürtel. Hinter uns war es frei, nur zu beiden Seiten und vor uns war der Raum von Maduresen eingenommen. Da ich es für unräthlich hielt zu warten, bis sie einen Entschluss gefasst hatten, so befahl ich den Matrosen, schnell ihr Messer zu ziehen, aber nur im Fall eines wirklichen Angriffs Gebrauch davon zu machen; ich entlösste rasch meinen Hirschfänger und wir rückten eilig und gewaltsam vor, indem wir die Maduresen zur Seite stiessen. Ein Paar derselben sprangen, um uns auszuweichen, auf jene Tuffmauer, diese warfen wir ins Wasser und gelangten so stürmend in unser Boot. Ich liess augenblicklich abstossen. Ein heftiges Geschrei und ein dichter Steinregen begleitete uns, ohne jedoch, einige kleine Quetschungen abgerechnet, den geringsten Schaden zu thun. Ohne Störung gelangte ich mit Sonnenuntergang nach der Bethsy und Sara.

Früher war die Insel Madura der Jurisdiktion der Residentschaft Surabaya untergeordnet, bildet aber jetzt eine eigene Residentschaft unter den Namen Madura und Sumanap, und hat in 1110 Dessa's 218,000 Einwohner.

Die besten Salinen sind in Sempeng und Tjandie, und liefern dem Gouvernement, welches sie unterhält, bedeu-

tende Einkünfte. Man bringt das Seewasser zu diesem Endzweck in grosse Wannen, und setzt es in diesen mehrere Tage der Luft aus, um ihm seine Bitterkeit zu benehmen, sodann wird es in grosse flache Pfannen gelassen, die Sonnenstrahlen dampfen es alsdann bis zur Krystallisation ab. Es ist ein Hauptgegenstand für den inländischen Handel, und unzählige Schiffe holen dasselbe für die verschiedensten ostindischen Inseln. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, dass dieser Handelsartikel auf Java und Madura der Regierung jährlich über zwei Millionen Gulden einbringt. Früher wurden diese Salinen verpachtet, während jetzt der Resident die Administration derselben zu besorgen hat. Auf Madura ist für den Salzhandel der kleine Hafen von Sumanap besonders wichtig.

Da die indianischen Vogelnester einen wichtigen Handelszweig ausmachen, so erlaube ich mir auch hierüber einige Worte hinzuzusetzen. Das Nest wird von einer kleinen Schwalbenart (hirundo esculenta) mit grau-blauem Gefieder gebaut, ist von weisslicher Farbe, und hat eine etwas längliche Form. Gekocht lösst es sich in schleimige Fäden auseinander, und wird zu Suppen, Pasteten u. dgl. gebraucht, sein Geschmack ist fade, und es scheint nur einen Nahrungsstoff zu enthalten. Die Schwalben nähren sich von Insekten, welche ihnen diesen Stoff liefern. Sie bauen ihre Nester in grosser Masse gemeinschaftlich in den tiefsten Spalten und Höhlen der Felsen, häufig in der Nähe des Meeres, oft aber auch in ziemlicher Entfernung davon. Die Eingebornen, welche die Nester sammeln, kriechen mit Hülfe von Bambusleitern in die tiefen Schlünde, nachdem sie vorher durchaus entkleidet sind, um nichts entwenden zu können. Ein mohammedanischer Priester

spricht, ehe sie an diess gefährliche Werk gehen, den Segen über sie, und wiederholt nach ihrer Zurückkunft dieselbe Zeremonie. Sowohl die Priester als die Aufseher und die Arbeiter werden sehr gut bezahlt, um sich auch noch hierdurch ihrer Treue bei dem Sammeln eines so kostbaren Artikels zu versichern. Die gesammelten Nester werden an der Sonne getrocknet. Die ganze Mühe, welche diese reichen Minen, denn so kann man sie nennen, dem Aufseher machen, beschränken sich auf die Beachtung der Zeit, in welcher die Schwalben die Eier legen und die Jungen das Nest verlassen, weil man den Vogel in diesem Zeitraum ungestört lässt. Unterlässt man diese Vorsichtsmaassregel, so verlassen die Schwalben ihren Wohnplatz, um sich einen sicherern Aufenthalt zu suchen.

Ein Theil der Nester wird eingesammelt, ehe die Eier gelegt werden, und diess ist die beste Sorte; sie ist reiner und weisser als die mittlere und letzte Sorte, welche aus den Nestern besteht, die die Schwalbe mit grosser Eile, nach Verlauf ihres ersten baut, und aus denen, welche den Jungen zum Aufenthalt dienten. Diese beiden Sorten sind weniger schön, und haben eine grauere Farbe, während die letztere derselben durch Federchen verunreinigt ist, welche oft schwer davon zu trennen sind.

Zweimal in einem Jahre werden die Nester eingesammelt. Wenn man mit Sorgfalt zu Werke geht, und durch Beobachtung der genannten Vorsichtsmaassregel die Vögel ungestört lässt, so bleibt die jährliche Ausbeutung dieser Felshöhlen sich ziemlich gleich. Eine gut verwahrte Höhle liefert gewöhnlich unter 100 Theilen 53 Theile von der besten Qualität, 35 Theile von der zweiten, und 12 Theile von der dritten.

Der Preis ist nach der Qualität verschieden. Von der besten Sorte wird der Pikol mit 3000 Piastern bezahlt, von der zweiten Sorte mit 1400—1500 Piastern, und von der dritten Sorte mit 700—800 Piastern. (Der Piaster oder die spanische Mat, wie man sich in den holländischen Kolonien ausdrückt, kommt dort im Werthe drittehalb holländischen Gulden gleich.)

Ein holländisches Pfund enthält gewöhnlich 50 bis 60 Nester, und wurde in der letzten Zeit in Canton, wohin dieser Artikel grösstentheils geführt wird, mit 40 Piastern bezahlt. Doch werden hier die Nester noch viel genauer als auf den Inseln sortirt. Zuerst machen die Chinesen drei Hauptklassen davon unter den Namen von pas-kat, cho-kat und tung-tung; jede dieser drei Klassen hat wieder drei Unterordnungen. Hiernach machen sie die Preise von 1200 bis 4200 Piaster für den Pikol.

Die Chinesen lieben diese Speise sehr, doch können natürlich nur die Reichen sich dieselbe verschaffen. Die beste Sorte davon geht immer in die Residenz, und ist für den Hof bestimmt. Ein Chinese auf Java, bei welchem ich eines Mittags ass, versicherte mir, dass diese Nester nicht allein eine nährende und stärkende Kraft besässen, sondern auch als Aphrodisiakum wirkten. Nach den Erfahrungen, welche ich jedoch darüber gemacht habe, wirken sie gar nichts, sondern sind eines der indifferentesten geschmacklosesten Nahrungsmittel.

spricht,
gen üb
selbe
und
noc
kr
v

*Fortsetzung der Reise. — Krankheit. — Haverie. — Passaruang. — Strasse von Bali. — Sturm. — St. Helena. — Beschreibung der Insel. — Wohnung und Grab Napoleons. Klima. — Geschichtliche Momente.*

Nachdem ich nun noch wenige Tage auf Surabaya verbracht und auf kurzen Streifzügen mich den Eindrücken, welche die unaussprechlich schöne Umgegend auf mich machte, noch einmal ganz hingegeben hatte, ging ich wieder an Bord der Bethsy und Sara, um nach Passaruang zu reisen. Früh Morgens wurden die Anker gelichtet. Obgleich die Sonne eben erst aufgegangen war, so goss doch ihr weisser Strahl brennende Gluth auf uns herab und liess uns die ganze glühende Schwüle des Westmussons empfinden. Ich war bereits an die Hitze gewöhnt und meine gesunde Gesichtsfarbe hatte sich seit meiner Abreise von Europa nur wenig geändert. Dennoch musste auch ich dem Klima meinen Zoll entrichten und krümmte mich wie ein Wurm unter den heftigsten Kolikanfällen, während die Matrosen unter dem Takte des Gesanges die Ankerketten aufwanden. Doch der Abschied von Surabaya regte mich so auf, dass ich meine Analen bemeisternd aus meiner Koje sprang, um noch einmal das Land, dem ich nun Lebewohl sagen sollte, ins Auge zu fassen. Die Anker waren klar und wir segelten, geschickt den vielen Schiffen ausweichend, welche uns umgaben, von der Rhede hinweg. Immer einsamer wurde es auf dem Meere. Da schreckte uns mit einem Male der Ruf eines Matrosen: „ein Schiff dicht vor dem Bug.“ Der Mann am Steuer drehte rasch das Rad, um das Schiff abzuwenden, aber schon war es zu spät. Ein heftiger Stoss drohte uns Alle umzuwerfen, gleich darauf noch einer, während eine

s sich tief in unsere Flanke bohrte und mit
et mitten auf unserem Verdeck, neben dem
nd. Ein hässlicher Gorgonen-Kopf, das
grinzte uns an. Die Vestung sammt
denen ihre Planken befestigt waren,
rk war in einem Nu zertrümmert.
tzt hatten, um durch die flache
segeln, da wir bei Ebbe,
ganges unseres schwer bela-
passiren konnten, hatte durch die
ne sie hervorrief, jenes leere vor Anker
schiff mitten in das schmale Fahrwasser gerissen.
unbegreiflicher Weise war diess zu spät bemerkt worden und durch den Versuch, von unserer Seite auszubiegen, nur veranlasst, dass uns die Brigg, deren sämmtliche Ankerketten wir abgerissen hatten, in die Flanke gerannt war. Die Verwirrung war gross auf unserem Schiffe und wurde noch durch den tobenden Steuermann der Gorgona mit seinen Matrosen vermehrt, welche unseren Schiffsoffizieren bittere und gewiss gerechte Vorwürfe machten. Es war nicht möglich, von der Gorgona loszukommen. Die Strömung riss die beiden Fahrzeuge, welche so fest zusammenhingen, dass sie zu einem Einzigen vereinigt schienen, mit sich fort. Als die Fluth aufgehört hatte, wurde von dem unversehrten Backbord der Fregatte ein Anker auf die nicht zu entfernt liegenden Morastbänke gebracht, mit Hülfe dessen wir uns endlich loswanden. Mit nicht unbedeutender Haverie gelangten wir vor Passaruang.

Mein Unwohlsein hatte so bedeutend zugenommen, dass ich nicht eine Stunde von den heftigsten Kolikanfällen

*Fortsetzung der Reise. — Krankheit. — Haverie. — Passaruang. — Strasse von Bali. — Sturm. — St. Helena. — Beschreibung der Insel. — Wohnung und Grab Napoleons. — Klima. — Geschichtliche Momente.*

Nachdem ich nun noch wenige Tage auf Surabaya verbracht und auf kurzen Streifzügen mich den Eindrücken, welche die unaussprechlich schöne Umgegend auf mich machte, noch einmal ganz hingegeben hatte, ging ich wieder an Bord der Bethsy und Sara, um nach Passaruang zu reisen. Früh Morgens wurden die Anker gelichtet. Obgleich die Sonne eben erst aufgegangen war, so goss doch ihr weisser Strahl brennende Gluth auf uns herab und liess uns die ganze glühende Schwüle des Westmussons empfinden. Ich war bereits an die Hitze gewöhnt und meine gesunde Gesichtsfarbe hatte sich seit meiner Abreise von Europa nur wenig geändert. Dennoch musste auch ich dem Klima meinen Zoll entrichten und krümmte mich wie ein Wurm unter den heftigsten Kolikanfällen, während die Matrosen unter dem Takte des Gesanges die Ankerketten aufwanden. Doch der Abschied von Surabaya regte mich so auf, dass ich meine Analen bemeisternd aus meiner Koje sprang, um noch einmal das Land, dem ich nun Lebewohl sagen sollte, ins Auge zu fassen. Die Anker waren klar und wir segelten, geschickt den vielen Schiffen ausweichend, welche uns umgaben, von der Rhede hinweg. Immer einsamer wurde es auf dem Meere. Da schreckte uns mit einem Male der Ruf eines Matrosen: „ein Schiff dicht vor dem Bug.“ Der Mann am Steuer drehte rasch das Rad, um das Schiff abzuwenden, aber schon war es zu spät. Ein heftiger Stoss drohte uns Alle umzuwerfen, gleich darauf noch einer, während eine

grosse Brigg sich tief in unsere Flanke bohrte und mit ihrem Bugspriet mitten auf unserem Verdeck, neben dem grossen Maste stand. Ein hässlicher Gorgonen-Kopf, das Emblem der Brigg, grinzte uns an. Die Vestung sammt mehreren Stützen, an denen ihre Planken befestigt waren, nebst einer Masse Tauwerk war in einem Nu zertrümmert. Die Fluth, welche wir benutzt hatten, um durch die flache Strasse von Madura hinabzusegeln, da wir bei Ebbe, wegen des bedeutenden Tiefganges unseres schwer beladenen Schiffes, nicht passiren konnten, hatte durch die Strömung, welche sie hervorrief, jenes leere vor Anker liegende Schiff mitten in das schmale Fahrwasser gerissen. Unbegreiflicher Weise war diess zu spät bemerkt worden und durch den Versuch, von unserer Seite auszubiegen, nur veranlasst, dass uns die Brigg, deren sämmtliche Ankerketten wir abgerissen hatten, in die Flanke gerannt war. Die Verwirrung war gross auf unserem Schiffe und wurde noch durch den tobenden Steuermann der Gorgona mit seinen Matrosen vermehrt, welche unseren Schiffsoffizieren bittere und gewiss gerechte Vorwürfe machten. Es war nicht möglich, von der Gorgona loszukommen. Die Strömung riss die beiden Fahrzeuge, welche so fest zusammenhingen, dass sie zu einem Einzigen vereinigt schienen, mit sich fort. Als die Fluth aufgehört hatte, wurde von dem unversehrten Backbord der Fregatte ein Anker auf die nicht zu entfernt liegenden Morastbänke gebracht, mit Hülfe dessen wir uns endlich loswanden. Mit nicht unbedeutender Haverie gelangten wir vor Passaruang.

Mein Unwohlsein hatte so bedeutend zugenommen, dass ich nicht eine Stunde von den heftigsten Kolikanfällen

*Fortsetzung der Reise. — Krankheit. — Haverie. ruang. — Strasse von Bali. — Sturm. — St. Beschreibung der Insel. — Wohnung und G — Klima. — Geschichtliche Momente.*

Nachdem ich nun noch wenige Tag verbracht und auf kurzen Streifzügen mich welche die unaussprechlich schöne Um machte, noch einmal ganz hingegeben h der an Bord der Bethsy und Sara, um reisen. Früh Morgens wurden die A gleich die Sonne eben erst aufgegan ihr weisser Strahl brennende Glu liess uns die ganze glühende S empfinden. Ich war bereits a meine gesunde Gesichtsfarbe reise von Europa nur weni auch ich dem Klima meine mich wie ein Wurm unter rend die Matrosen unter kerketten aufwanden. regte mich so auf, da meiner Koje sprang, nun Lebewohl sage ker waren klar u Schiffen ausweich hinweg. Immer schreckte uns „ein Schiff di drehte rasch schon war *Alle* umzu

[redacted]erzlichen Leiden, welche
[redacted]rmehrt wurden, hütete ich
[redacted] Manches hoffte ich noch
[redacted]lernen. Den Velian Bromo,
[redacted] so mancher Nacht voll Ver-
[redacted]nschte ich zu besteigen; die
[redacted]e man in dieser Residentschaft
[redacted]ier, und die Katarakten, welche
[redacted]nahe 300 Fuss von dem Berge
[redacted]wünschte ich zu sehen, und dem
[redacted]n, welcher durch den Anblick der
[redacted]ndschaften hervorgebracht wird. Zu
[redacted]kamen noch andere schmerzliche.
[redacted]er Heimath entfernt war, hatte ich
[redacted]n den Meinigen empfangen, wie sehr
[redacted]ach gesehnt. Sodann konnte ich vielen
[redacted] Zwecken, die ich mir vorgesetzt hatte,
[redacted]. Innere und äussere Mittel fehlten mir
[redacted] die ganze Zeit, welche ich nun schon unter-
[redacted]d verglich sie mit dem geringen Resultate,
[redacted]ch meine Bemühungen erhalten, und fühlte
unglücklich. Solche verwundende Gedanken
ich in den Stunden, welche ich ohne Schmerzen
e, verdarben sie mir vollends und versetzten mich
eberhafte Aufregung. Ich hatte das unglückliche
ein, mehr gewollt zu haben, als ich im Stande war
n. Passaruang mit seinen Sehenswürdigkeiten
mir fortwährend in den Träumen vor, mit denen
quicklicher Halbschlaf mich umgaukelte. Am ach-
, welchen ich auf dem Krankenlager verbrachte,
h mich etwas leichter und beschloss [redacted]

mit galligem Erbrechen verschont blieb. Zugleich fühlte ich mich geistig sehr deprimirt und angegriffen. Nach Mitternacht verfiel ich in einen unruhigen Schlaf, der nicht lange gedauert hatte, als ich geweckt wurde. Der Kapitän eines Schiffes, das ohngefähr eine Viertelstunde von uns entfernt auf der offenen Rhede lag, liess mich durch seinen Schiffsarzt und Steuermann inständigst ersuchen, zu ihm zu kommen, da ein Theil seiner Mannschaft sehr schwer erkrankt sei und eine gründlichere Hülfe bedürfe, als sie sein Aeskulap, ein unwissender Chirurg, geben könne. Ich hatte den Kapitän als einen liebenswürdigen und gebildeten Mann in Surabaya kennen lernen, weshalb ich ihm seine Bitte nicht abschlagen mochte, wie hülfsbedürftig ich selbst auch war. Glücklicher Weise konnte ich nützen. Die grobe Unwissenheit des sogenannten Schiffsarztes setzte mich nicht in Erstaunen. Ich hatte bereits zu viele seiner Kollegen kennen gelernt und oft bedauert, dass ihrer Ignoranz so mancher auf dem Meere geopfert wird, der unter besserer Pflege gerettet worden wäre. Da die Gage und der Rang dieser Schiffsärzte gleich schlecht sind, so greift gewöhnlich nur der wundärztliche oder ärztliche Auswurf nach solchen Stellen. Mitunter jedoch findet man auch gebildete junge Aerzte unter ihnen, die diese weiten Reisen zu ihrer Ausbildung mitmachen. Doch ist ihre Stellung fast immer eine sehr ungünstige, da die Kapitäns und Steuerleute sehr selten selbst Bildung genug besitzen, um diese bei anderen zu schätzen und jeden auf dem Schiffe, der nicht Seemann ist, als eine überflüssige Last betrachten. Erst am andern Morgen kehrte ich auf die Bethsy und Sara zurück. Durch die feuchte und kalte Nachtluft hatte sich mein Zustand

sehr verschlimmert. Unter schmerzlichen Leiden, welche durch meine trübe Stimmung vermehrt wurden, hütete ich acht Tage hindurch das Bette. Manches hoffte ich noch auf Passaruang zu sehen und zu lernen. Den Velian Bromo, dessen feurigen Krater ich in so mancher Nacht voll Verlangen angeblickt hatte, wünschte ich zu besteigen; die alten Tempeltrümmer, welche man in dieser Residentschaft findet, reizten meine Neugier, und die Katarakten, welche von einer Höhe von beinahe 300 Fuss von dem Berge Ardjuna niederstürzen, wünschte ich zu sehen, und dem Genusse mich hinzugeben, welcher durch den Anblick der wildesten tropischen Landschaften hervorgebracht wird. Zu diesen Entbehrungen kamen noch andere schmerzliche. Seitdem ich von der Heimath entfernt war, hatte ich nicht eine Sylbe von den Meinigen empfangen, wie sehr ich mich auch danach gesehnt. Sodann konnte ich vielen wissenschaftlichen Zwecken, die ich mir vorgesetzt hatte, nicht entsprechen. Innere und äussere Mittel fehlten mir dazu. Ich erwog die ganze Zeit, welche ich nun schon unterwegs war und verglich sie mit dem geringen Resultate, das ich durch meine Bemühungen erhalten, und fühlte mich recht unglücklich. Solche verwundende Gedanken quälten mich in den Stunden, welche ich ohne Schmerzen verbrachte, verdarben sie mir vollends und versetzten mich in eine fieberhafte Aufregung. Ich hatte das unglückliche Bewusstsein, mehr gewollt zu haben, als ich im Stande war zu leisten. Passaruang mit seinen Sehenswürdigkeiten schwebte mir fortwährend in den Träumen vor, mit denen ein unerquicklicher Halbschlaf mich umgaukelte. Am achten Tage, welchen ich auf dem Krankenlager verbrachte, fühlte ich mich etwas leichter und beschloss am andern

Morgen, um jeden Preis mich an's Land setzen zu lassen. Nachdem ich noch einige Arzneien bereitet hatte, welche ich für mich mitnehmen wollte, führte ich meinen Entschluss aus; wurde aber schon auf dem Wege dahin (man muss von der freien Rhede aus ein und eine halbe Stunde rudern, ehe man dahin gelangt, und die See ging sehr hoch) so elend, dass mich die Malaien, welche mich in ihrem Tambangan hinüberschafften, fragten, wohin ich gebracht sein wollte. Eine Ohnmacht umnebelte meine Sinne und ich weiss nur noch, dass ich mich vergebens auf malaische Worte besann, um mich den Fragern verständlich zu machen. Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich auf einem erträglichen Lager, im Hause eines wohlhabenden Javanen, der sich sehr wohlwollend und freundlich um mich bemühte. Ich sagte ihm, dass ich Kraft genug fühlte, um weiter zu gehen oder zu fahren; er möge mir behülflich sein, um zu einem Europäer zu kommen. Seine höfliche Antwort war, er wolle wohl meinen Befehl befolgen, würde mich aber lieber selbst verpflegen. Er sei ein Freund der Holländer und besitze auch, was mir diese bieten könnten. Gegen Abend bekam ich heftiges Fieber und phantasirte zwischendurch. Mein freundlicher Wirth hatte eine geöffnete Kokusnuss vor mein Lager gestellt, damit ich meinen Durst befriedigen könnte. Als ich jedoch danach griff, um sie an meine trockenen Lippen zu setzen, war sie leer. Den folgenden Tag verbrachte ich nicht viel besser und konnte auch nicht, wie ich wollte, wieder an Bord gehen, weil der Wind so heftig wehte, dass mich kein Malaie herausbringen wollte. Die folgende Nacht, als ich trinken wollte, war wieder die in Bereitschaft gestellte Kokusnuss leer. Ich litt an einem fürchter-

lichen Durst und vermochte auch am anderen Morgen die Ursache nicht zu entdecken, wodurch die Kokusnussmilch entfernt worden war. Am dritten Tage verhinderte mich fortwährend das Wetter, mich wieder einzuschiffen und zu allen Symptomen eines galligen Fiebers, an welchen ich litt, kamen noch bedutende Stiche und Schmerzen in der Lebergegend und der rechten Schulter, welche mir ernste Besorgnisse einflössten. Als die Nacht kam, wurden wieder zwei Kokusnüsse vor mein Lager gesetzt und auf meine Bitte auch ein Licht. Es konnte ohngefähr gegen Mitternacht sein, als ein leises Rascheln mich nach den Kokusnüssen hinblicken liess. Ganz ruhig und sicher näherten sich zwei Juckas, welche mit ihren dicken schmalen Augen, die aus ihren Höhlen hervor zu quellen schienen, mich anstarrten und dann ruhig den schildkrötenähnlichen Kopf in die Kokusnuss steckten. In dem aufgeregten Zustande, worin ich mich befand, erschreckte mich diese sehr natürliche Erscheinung, da ich die Befürchtung hegte, dass diese Thiere mit ihren giftigen scharfen Krallen mich selbst heimsuchen möchten. Ein Geräusch jedoch verscheuchte sie. Diess Thier gehört zu den Eidechsen, wird einen Fuss lang, hat eine bleiche graugrüne Farbe mit rothen Flecken, einen horizontal geschnittenen Mund mit scharfen Zähnen und stark vorstehenden Augen; die Augenlider sind lang geschlitzt und bedecken den Augapfel grösstentheils. Der Schwanz desselben ist mit weissen Ringen umgeben. An seinen Füssen hat es scharfe Krallen. Zwischen diesen soll sich eine giftige Flüssigkeit absondern, die um so leichter in den menschlichen Organismus eindringt, weil diess hässliche Thier sich fest an die Theile anklammert, welche es berührt. Zwei Exemplare

da, wo sich jene Tuffsteine ins Meer erstreckten und schien uns von unserm Boot trennen zu wollen. Eine andere Menge schrie wild durcheinander, während wieder Andere laut lachten und mir die geraubten Sachen höhnend zeigten. Wir rückten im ruhigen Schritt näher; man machte uns gutwillig Platz, nur ungefähr zwanzig Eingeborne wollten nicht weichen, um uns zu unserm Boot zu lassen, doch war auch ihr Benehmen unschlüssig, sie machten keine entschieden feindliche Bewegung und trugen ihr Kris noch im Gürtel. Hinter uns war es frei, nur zu beiden Seiten und vor uns war der Raum von Maduresen eingenommen. Da ich es für unräthlich hielt zu warten, bis sie einen Entschluss gefasst hatten, so befahl ich den Matrosen, schnell ihr Messer zu ziehen, aber nur im Fall eines wirklichen Angriffs Gebrauch davon zu machen; ich entlösste rasch meinen Hirschfänger und wir rückten eilig und gewaltsam vor, indem wir die Maduresen zur Seite stiessen. Ein Paar derselben sprangen, um uns auszuweichen, auf jene Tuffmauer, diese warfen wir ins Wasser und gelangten so stürmend in unser Boot. Ich liess augenblicklich abstossen. Ein heftiges Geschrei und ein dichter Steinregen begleitete uns, ohne jedoch, einige kleine Quetschungen abgerechnet, den geringsten Schaden zu thun. Ohne Störung gelangte ich mit Sonnenuntergang nach der Bethsy und Sara.

Früher war die Insel Madura der Jurisdiktion der Residentschaft Surabaya untergeordnet, bildet aber jetzt eine eigene Residentschaft unter den Namen Madura und Sumanap, und hat in 1110 Dessa's 218,000 Einwohner.

Die besten Salinen sind in Sempeng und Tjandie, und liefern dem Gouvernement, welches sie unterhält, bedeu-

tende Einkünfte. Man bringt das Seewasser zu diesem Endzweck in grosse Wannen, und setzt es in diesen mehrere Tage der Luft aus, um ihm seine Bitterkeit zu benehmen, sodann wird es in grosse flache Pfannen gelassen, die Sonnenstrahlen dampfen es alsdann bis zur Krystallisation ab. Es ist ein Hauptgegenstand für den inländischen Handel, und unzählige Schiffe holen dasselbe für die verschiedensten ostindischen Inseln. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, dass dieser Handelsartikel auf Java und Madura der Regierung jährlich über zwei Millionen Gulden einbringt. Früher wurden diese Salinen verpachtet, während jetzt der Resident die Administration derselben zu besorgen hat. Auf Madura ist für den Salzhandel der kleine Hafen von Sumanap besonders wichtig.

Da die indianischen Vogelnester einen wichtigen Handelszweig ausmachen, so erlaube ich mir auch hierüber einige Worte hinzuzusetzen. Das Nest wird von einer kleinen Schwalbenart (hirundo esculenta) mit grau-blauem Gefieder gebaut, ist von weisslicher Farbe, und hat eine etwas längliche Form. Gekócht lösst es sich in schleimige Fäden auseinander, und wird zu Suppen, Pasteten u. dgl. gebraucht, sein Geschmack ist fade, und es scheint nur einen Nahrungsstoff zu enthalten. Die Schwalben nähren sich von Insekten, welche ihnen diesen Stoff liefern. Sie bauen ihre Nester in grosser Masse gemeinschaftlich in den tiefsten Spalten und Höhlen der Felsen, häufig in der Nähe des Meeres, oft aber auch in ziemlicher Entfernung davon. Die Eingebornen, welche die Nester sammeln, kriechen mit Hülfe von Bambusleitern in die tiefen Schlünde, nachdem sie vorher durchaus entkleidet sind, um nichts entwenden zu können. Ein mohammedanischer Priester

da, wo sich jene Tuffsteine ins Meer erstreckten und schien uns von unserm Boot trennen zu wollen. Eine andere Menge schrie wild durcheinander, während wieder Andere laut lachten und mir die geraubten Sachen höhnend zeigten. Wir rückten im ruhigen Schritt näher; man machte uns gutwillig Platz, nur ungefähr zwanzig Eingeborne wollten nicht weichen, um uns zu unserm Boot zu lassen, doch war auch ihr Benehmen unschlüssig, sie machten keine entschieden feindliche Bewegung und trugen ihr Kris noch im Gürtel. Hinter uns war es frei, nur zu beiden Seiten und vor uns war der Raum von Maduresen eingenommen. Da ich es für unräthlich hielt zu warten, bis sie einen Entschluss gefasst hatten, so befahl ich den Matrosen, schnell ihr Messer zu ziehen, aber nur im Fall eines wirklichen Angriffs Gebrauch davon zu machen; ich entlösste rasch meinen Hirschfänger und wir rückten eilig und gewaltsam vor, indem wir die Maduresen zur Seite stiessen. Ein Paar derselben sprangen, um uns auszuweichen, auf jene Tuffmauer, diese warfen wir ins Wasser und gelangten so stürmend in unser Boot. Ich liess augenblicklich abstossen. Ein heftiges Geschrei und ein dichter Steinregen begleitete uns, ohne jedoch, einige kleine Quetschungen abgerechnet, den geringsten Schaden zu thun. Ohne Störung gelangte ich mit Sonnenuntergang nach der Bethsy und Sara.

Früher war die Insel Madura der Jurisdiktion der Residentschaft Surabaya untergeordnet, bildet aber jetzt eine eigene Residentschaft unter den Namen Madura und Sumanap, und hat in 1110 Dessa's 218,000 Einwohner.

Die besten Salinen sind in Sempeng und Tjandie, und liefern dem Gouvernement, welches sie unterhält, bedeu-

tende Einkünfte. Man bringt das Seewasser zu diesem Endzweck in grosse Wannen, und setzt es in diesen mehrere Tage der Luft aus, um ihm seine Bitterkeit zu benehmen, sodann wird es in grosse flache Pfannen gelassen, die Sonnenstrahlen dampfen es alsdann bis zur Krystallisation ab. Es ist ein Hauptgegenstand für den inländischen Handel, und unzählige Schiffe holen dasselbe für die verschiedensten ostindischen Inseln. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, dass dieser Handelsartikel auf Java und Madura der Regierung jährlich über zwei Millionen Gulden einbringt. Früher wurden diese Salinen verpachtet, während jetzt der Resident die Administration derselben zu besorgen hat. Auf Madura ist für den Salzhandel der kleine Hafen von Sumanap besonders wichtig.

Da die indianischen Vogelnester einen wichtigen Handelszweig ausmachen, so erlaube ich mir auch hierüber einige Worte hinzuzusetzen. Das Nest wird von einer kleinen Schwalbenart (hirundo esculenta) mit grau-blauem Gefieder gebaut, ist von weisslicher Farbe, und hat eine etwas längliche Form. Gekocht lösst es sich in schleimige Fäden auseinander, und wird zu Suppen, Pasteten u. dgl. gebraucht, sein Geschmack ist fade, und es scheint nur einen Nahrungsstoff zu enthalten. Die Schwalben nähren sich von Insekten, welche ihnen diesen Stoff liefern. Sie bauen ihre Nester in grosser Masse gemeinschaftlich in den tiefsten Spalten und Höhlen der Felsen, häufig in der Nähe des Meeres, oft aber auch in ziemlicher Entfernung davon. Die Eingebornen, welche die Nester sammeln, kriechen mit Hülfe von Bambusleitern in die tiefen Schlünde, nachdem sie vorher durchaus entkleidet sind, um nichts entwenden zu können. Ein mohammedanischer Priester

da, wo sich jene Tuffsteine ins Meer erstreckten und schien uns von unserm Boot trennen zu wollen. Eine andere Menge schrie wild durcheinander, während wieder Andere laut lachten und mir die geraubten Sachen höhnend zeigten. Wir rückten im ruhigen Schritt näher; man machte uns gutwillig Platz, nur ungefähr zwanzig Eingeborne wollten nicht weichen, um uns zu unserm Boot zu lassen, doch war auch ihr Benehmen unschlüssig, sie machten keine entschieden feindliche Bewegung und trugen ihr Kris noch im Gürtel. Hinter uns war es frei, nur zu beiden Seiten und vor uns war der Raum von Maduresen eingenommen. Da ich es für unräthlich hielt zu warten, bis sie einen Entschluss gefasst hatten, so befahl ich den Matrosen, schnell ihr Messer zu ziehen, aber nur im Fall eines wirklichen Angriffs Gebrauch davon zu machen; ich entlösste rasch meinen Hirschfänger und wir rückten eilig und gewaltsam vor, indem wir die Maduresen zur Seite stiessen. Ein Paar derselben sprangen, um uns auszuweichen, auf jene Tuffmauer, diese warfen wir ins Wasser und gelangten so stürmend in unser Boot. Ich liess augenblicklich abstossen. Ein heftiges Geschrei und ein dichter Steinregen begleitete uns, ohne jedoch, einige kleine Quetschungen abgerechnet, den geringsten Schaden zu thun. Ohne Störung gelangte ich mit Sonnenuntergang nach der Bethsy und Sara.

Früher war die Insel Madura der Jurisdiktion der Residentschaft Surabaya untergeordnet, bildet aber jetzt eine eigene Residentschaft unter den Namen Madura und Sumanap, und hat in 1110 Dessa's 218,000 Einwohner.

Die besten Salinen sind in Sempeng und Tjandie, und liefern dem Gouvernement, welches sie unterhält, bedeu-

tende Einkünfte. Man bringt das Seewasser zu diesem Endzweck in grosse Wannen, und setzt es in diesen mehrere Tage der Luft aus, um ihm seine Bitterkeit zu benehmen, sodann wird es in grosse flache Pfannen gelassen, die Sonnenstrahlen dampfen es alsdann bis zur Krystallisation ab. Es ist ein Hauptgegenstand für den inländischen Handel, und unzählige Schiffe holen dasselbe für die verschiedensten ostindischen Inseln. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, dass dieser Handelsartikel auf Java und Madura der Regierung jährlich über zwei Millionen Gulden einbringt. Früher wurden diese Salinen verpachtet, während jetzt der Resident die Administration derselben zu besorgen hat. Auf Madura ist für den Salzhandel der kleine Hafen von Sumanap besonders wichtig.

Da die indianischen Vogelnester einen wichtigen Handelszweig ausmachen, so erlaube ich mir auch hierüber einige Worte hinzuzusetzen. Das Nest wird von einer kleinen Schwalbenart (hirundo esculenta) mit grau-blauem Gefieder gebaut, ist von weisslicher Farbe, und hat eine etwas längliche Form. Gekocht lösst es sich in schleimige Fäden auseinander, und wird zu Suppen, Pasteten u. dgl. gebraucht, sein Geschmack ist fade, und es scheint nur einen Nahrungsstoff zu enthalten. Die Schwalben nähren sich von Insekten, welche ihnen diesen Stoff liefern. Sie bauen ihre Nester in grosser Masse gemeinschaftlich in den tiefsten Spalten und Höhlen der Felsen, häufig in der Nähe des Meeres, oft aber auch in ziemlicher Entfernung davon. Die Eingebornen, welche die Nester sammeln, kriechen mit Hülfe von Bambusleitern in die tiefen Schlünde, nachdem sie vorher durchaus entkleidet sind, um nichts entwenden zu können. Ein mohammedanischer Priester

welche schneckenförmig um den Basaltfelsen herum oder daran herführen, bergmännisch eingehauen, von der einen Seite den Felsen selbst, von der andern eine vier Fuss hohe Mauer zur Sicherung darbietend; dennoch sind die Wege sehr steil. Zauberisch schön ist der Anblick etwa eine halbe Stunde hinter Jamestown auf dieses Städtchen selbst. Zwischen pittoresken, riesigen Felsenmassen, welche sonderbar zerrissen und zerklüftet, ausser grossem Kaktus und einzelnen Aloebüschen keine Vegetation zeigen, liegt das freundliche Städtchen malerisch ausgestreckt. Ein schmaler Bergstrom rauscht daneben her. Vor der Stadt sieht man die Schiffe auf der Rhede, welche wie Buchstaben mit dunkeln, unbekannten Zügen in den glänzenden tropischen Horizont eingezeichnet zu sein scheinen; noch weiter hinaus der unendliche Ocean, auf dessen Blau ein glänzender Sonnenduft liegt, in welchem sich ein fernes Segel zeigt wie eine Möve am äussersten Horizont. Von beiden Seiten sieht das Auge nur wieder die schwarzen Felsen, und links stürzt von der höchsten Spitze ein Bergstrom, welcher in einer Felsenspalte verschwindet.

Wir stiegen weiter hinauf zwischen denselben wilden Felsenmassen, welche sich spitz endigen und steil gegen den Grund hin abdachen. Alles ist öde, nur hie und dort sieht man Nadelhölzer, Aloebüsche, riesige Kaktus, Krüppelholz, und stundenweit auseinander auf dem Gipfel eines Berges oder in einer engen Schlucht ein verfallenes, niedriges Häuschen, fast immer von einer Sipahi-Familie bewohnt.

An der nordöstlichen Seite der Insel erhebt sich steil und pyramidenförmig ein Berg, welcher seiner Gestalt

wegen den Namen Zuckerhut (the Sugarloaf) erhalten hat. Auf der Spitze befindet sich ein Flaggentelegraph und an seinem Fusse liegen drei Batterien, Buttermilk, Bank's upper und Lower Battery. Südöstlich davon bemerkt man an dem Fusse des Rupertshill wieder eine Batterie, die aus einem steinernen Walle mit schweren Geschützen besteht. Daneben liegt ein Thal, das Mundens Point von James- oder Chapel-Valley trennt, in welchem letzteren das Städtchen liegt. Auf Mundens Point ist ein Fort gleiches Namens. An der südwestlichen Seite liegt der Ladder-Hill, auf welchem sich wieder ein starkes Fort befindet, welches die Stadt beherrscht. Er hat ohne Zweifel seinen Namen von einer Treppe, deren 800 Stufen in den Felsen eingehauen sind, so dass man von der Stadt in das Fort hinaufsteigen kann. Neben dem Fort befindet sich eine Winde, vermöge welcher man Munition und Proviant hinaufziehen oder herunterlassen kann. Die Insel ist durch eine hohe Kette von Bergen und Felsenspitzen, die von Ost nach West in einem Bogen sich hinziehen, in zwei ungleiche Hälften getheilt. Von dieser Kette laufen wieder Felsen und Thäler in verschiedenen Wendungen nach Nord und Süd ab. Der Dianas Peak an der Ostseite dieser Kette erhebt sich 2700 Fuss über der Meeresfläche. Von ihm sieht man die ganze Insel, ein wildes, groteskes Panorama, daliegen, in welchem das Grün der Bäume und die Vegetation des angebauten Landes mit den kahlen, zerrissenen und grauen Felsen abwechselt, von welchem das Auge wieder auf den blauen Spiegel des Oceans hinabgleitet, der brandend an den Fuss der Felsen anschlägt. Die höchsten Punkte auf der Insel, die man hier überblickt, sind folgende:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Dianas Peak | 2697 | Fuss | über | der | Meeresfläche *). |
| Cuckolds Point | 2677 | „ | „ | „ | „ |
| Halleys Monnt | 2467 | „ | „ | „ | „ |
| Flagstaff Hill | 2272 | „ | „ | „ | „ |
| Born Hill | 2215 | „ | „ | „ | „ |
| Sandy Bay Ridge Gate | 2200 | „ | „ | „ | „ |
| Long Range | 2000 | „ | „ | „ | „ |
| High Knoll | 1903 | „ | „ | „ | „ |
| Longwood New House | 1730 | „ | „ | „ | „ |
| Lot | 1444 | „ | „ | „ | „ |
| Lots Wife | 1423 | „ | „ | „ | „ |
| Turks Kap | 750 | „ | „ | „ | „ |
| Ladder Hill | 600 | „ | „ | „ | „ |

Hiezu kommt noch Alarm House und Longwood.

Einen lieblichen Garten, der viele Gewächse Europa's neben der reichen Flora Indiens enthält, sah ich in der Sommerwohnung des Gouverneurs Plantation House. Man wählte für sie den günstigsten und fruchtbarsten Theil der Insel, wo sie im Jahre 1792 angelegt wurde. Sie liegt so geschützt, dass man daselbst selten von Unwetter und Sturm etwas gewahr werden soll. Die höchste Wärme ist nach Messungen, welche an Ort und Stelle vorgenommen wurden, 72 °, und der tiefste Stand des Thermometers 55 °. Juli, August und September sind die sogenannten Wintermonate.

Der Boden, welcher an den fruchtbarsten Theilen der Insel den Felsen bedeckt, ist eine schwere, schwarze Thonerde und nur hin und wieder ein sehr fruchtbarer Humus. In ihm findet man Weintrauben, Pfirsiche, Simonen, Pisang-

*) Der Fuss = 13,513 Pariser Linien.

bäume, Orangen, Apfelsinen, Feigen, Guavas u. s. w. Zwischen den Gebirgen Gras. Schaafe und Ziegen sind aus England hinüber gebracht, Kanarienvögel fliegen überall wild umher und das Meer besitzt einen ausserordentlichen Reichthum an Fischen.

St. Helena liefert nichts für den Ausfuhrhandel; seine Produkte beschränken sich auf herrliches Wasser, Kartoffeln und anderes Schiffsproviant für die nach Europa zurückkehrenden Ostindienfahrer. Man hat den Versuch gemacht, Indigo, Kaffee und Zucker zu kultiviren, aber die Ergebnisse dieser Kultur waren ungenügend. Grundbesitzer können unter diesen Umständen natürlich keinen günstigen Ertrag des Bodens erwarten, welcher noch durch die Kostbarkeit der Arbeiter verringert wird. So beträgt z. B. der tägliche Lohn eines Zimmermanns 8—10 engl. Schilling. Der Preis eines Sklaven beträgt 30—150 Pfund Sterl. Auf vielen Bergspitzen stehen kleine Wachtthürme, in denen Wächter mit Fernröhren auf die nahenden Schiffe zu achten haben und deren Erscheinen durch Signiren mit Flaggen anzeigen müssen. Man sieht von diesen Punkten aus auf 16 deutsche Meilen in der Rundung die ankommenden Schiffe.

Zuerst wanderten wir nun nach Longwood, welches nach einer Messung, die ich vornahm, 1765 Fuss über dem Wasserspiegel liegt. Die Wohnung Napoleons sieht zerfallen aus, und erweckt hiedurch im Verein mit ihrer Beschränktheit und öden Lage eine schmerzliche Erinnerung an den misshandelten Todten, dem Europa bei seinen Lebzeiten zu klein war, und wehmüthige Gedanken an die Hinfälligkeit menschlicher Grösse! Das Gebäude ist niedrig und dem feuchten Südostpassat ausgesetzt, welcher unaufhörlich über die Bergspitze streicht. Von einer

Seite hat man die Aussicht auf das Meer, von allen andern auf die todten Klippen der Insel. Ein Weg führt von hier nach dem Dianapic, dem gewöhnlichen Spaziergange Napoleons.

Wir liessen das Haus öffnen. Das erste Zimmer, in welches man tritt, war das Billardzimmer. Es ist öde und verfallen, und die Wände bilden ein Album von Inschriften der Hiehergewanderten. Namen von Engländern, Holländern, Amerikanern und Franzosen sind eingekritzelt, Devisen und Betisen daneben, von denen namentlich die englischen den im Leben Misshandelten auch noch im Tode höhnen. Es folgt das Kurzimmer, das wie das vorige beschaffen ist, und zur Aufbewahrung von Ackergeräth benutzt wird. Man tritt sodann in das Sterbezimmer, dessen an sich enger Raum durch eine Handmühle eingenommen ist; nur die Ecke, worin das Todtenbette stand, ist freigelassen, und die Wand an dieser Stelle zerschnitten von den Hieherreisenden, um einen Spahn Holz als Reliquie mitzunehmen. Hieran schliesst sich das in einen Stall verwandelte Schlafzimmer. An der Decke desselben sieht man noch entfernte Spuren der Tapete, welche, wie der englische Cicerone sagte, von den Franzosen abgerissen war, um ein Andenken an ihren misshandelten Kaiser zu besitzen. In einem Flügel nebenbei sind die Zimmer O'Meara's, Bertrand's, Montholon's und der Dienerschaft Napoleon's. In der Nähe und etwas tiefer liegt die für Napoleon bestimmte bessere Wohnung, Longwood New House, welche jedoch während seiner Lebenszeit unvollendet und unbewohnt blieb. Ein pensionirter Kapitän der ostindischen Kompagnie hat das Ganze nebst dem dazu gehörigen Lande gepachtet, und lässt durch erwähnten Cicerone die Wohnung gegen eine Taxe von 3 fl. für den Mann zeigen.

Mit einer Erlaubnisskarte vom englischen Gouverneur Sir Charles Dallas versehen, wanderten wir nun zum Grabe Napoleon's. Es liegt etwa eine englische Meile von hier entfernt. Ein alter, englischer Sergeant, welcher früher den Lebenden mit bewacht hatte, hütete auch jetzt noch den Todten. Der Ruheplatz selbst liegt tief, und ist von riesigen Felsen umschlossen, welche, nur nach einer Seite einen Eingang darbietend, einen flachen Grund von etwa 18 Schritten im Durchmesser zwischen sich fassen. In der Mitte dieses Grundes liegt Napoleon von einem einfachen Sandstein ohne Inschrift bedeckt *). Das Grab ist von einem eisernen Geländer umfasst und von wenigen Blumen, welche die Gräfin Bertrand hieher pflanzte. Das Ganze umgeben ein Paar schlanke Cypressen.

Der General Bertrand wollte eine Inschrift auf den Stein setzen, aber es wurde von Hudson Lowe verboten, weil in dem Epitaph Kaiser Napoleon geschrieben war.

Auch ich brach einen Zweig von der Cypresse und legte ihn sinnend in mein Taschenbuch, als der alte Sergeant ein voluminöses Album zur Einschrift präsentirte. Wieder die Gemeinheit englischer Patrioten schwarz auf weiss! Ich schrieb mich ein und ging wehmüthig von dannen. —

Da man vielfach für und wider die Gesundheit des Klima's auf St. Helena gestritten hat, so will ich statt der Raisonnements, wodurch die Sache entschieden werden sollte, durch Thatsachen diesen Streit zu entscheiden suchen.

---

*) Die Ueberreste Napoleon's sind indessen von dem französichen Prinzen Joinville abgeholt und im Dome der Invaliden zu Paris beigesetzt.

Nach einer Sterbeliste, welche ich auf St. Helena erhielt, und die mit vielem Fleiss geführt ist, starben im Jahre 1836 auf dieser Insel, welche, wie ich schon bemerkte, 4977 Einwohner hat, 120 Personen.

Unter diesen:

| | |
|---|---|
| Unter dem ersten Lebensjahre . . . . . | 26. |
| Vom 1sten Lebensjahre bis zum 20sten . . . . | 27. |
| „ 20 - „ „ „ 40 - . . . . | 29. |
| „ 40 - „ „ „ 70 - . . . . | 28. |
| „ 70 - „ „ „ 88 - . . . . | 10. |

Unter diesen Gestorbenen waren 13 Fremde, welche von den Schiffen hier zurückgelassen wurden, 93 Einwohner, 7 Soldaten und 7 Invaliden. Zieht man von der Totalsumme der Sterbefälle die Fremdlinge ab, so bleiben nur 107 Todte. Hiernach stirbt von 466 Personen jährlich nur Eine. Zieht man von den 107 Todesfällen diejenigen noch ab, welche durch Selbstmord und besondere Unglücksfälle veranlasst sind, deren Zahl in diesem Jahre 9 betrug, so kommt erst auf 50 Lebende ein Todter. Ueberaus günstig erscheint diess Verhältniss im Vergleich mit den Resultaten der europäischen Sterbelisten. Im Durchschnitt stirbt jährlich in Europa von 35 Menschen Einer. Nach Schübler und Süssmilch starb in Würtemberg jährlich Einer von 31, in Hannover nach Süssmilch von 34, in Schweden nach demselben von 36, in England im Jahre 1812 von 38, in Frankreich von 39, in Russland nach Wichmann von 40, in den Niederlanden nach Quetelet von 42, im Jahre 1825 von 41. Die Zahl der Lebenden, von welchen jährlich Einer starb, betrug nach Süssmilch in Stockholm und Amsterdam 24, in Rom und London 25, in Berlin 28, nach Hahn in Breslau 29. Nach Süssmilch ist

die Zahl der Einwohner, von welchen jährlich Einer stirbt, in Europa auf dem Lande 40, in kleinen Städten 32, in grössern Städten 28, in sehr grossen Städten 24.

Aus dieser vergleichenden Uebersicht ersieht man, dass die Sterblichkeit auf St. Helena geringer ist, als unter den günstigsten Verhältnissen in Europa, und dass in unsern grössten Städten beinahe noch einmal so viel Menschen sterben, als auf dieser tropischen Insel. Was den zweiten Vorwurf anbetrifft, welchen man der Insel macht, nämlich: dass besonders Leberkrankheiten und andere hier endemisch und besonders bösartig seien, so widerlegt sich diess von selbst durch folgende Angaben:

Unter der oben angegebenen Todtenzahl von 120 starben 12 an Zehrungskrankheiten, 12 an Altersschwäche, 10 an Schwäche bei der Geburt, 8 an Apoplexie, 7 an Konvulsionen, 6 an Wassersucht, 5 an Influenza, 5 an Kopfwassersucht, 5 an schleichendem Fieber, 4 an Lungenentzündungen, 4 an Krankheiten der Harnorgane, 4 an der Ruhr, 3 an Leberkrankheiten, 12 an eben so vielen verschiedenen Krankheiten, 14 durch unbestimmte Krankheiten, ausserdem durch ausserordentliche Unglücksfälle 7, und durch Selbstmord 2.

Da die Fremden, welche hier sterben, gewöhnlich als Unheilbare von den St. Helena passirenden Schiffen daselbst zurückgelassen werden, eben diese Schiffe aber fast alle von Ostindien zurückkehren, und aus Gegenden kommen, in denen Leberkrankheiten und Ruhren wirklich endemisch sind, so muss man sicher von den wenigen Todesfällen, welche durch diese Krankheiten veranlasst sind, einige, wenn nicht alle, auf die 13 Fremden rechnen, welche hier starben. Ich bin um so mehr geneigt, diese Fälle alle

auf die Fremden zu rechnen, da mir aus eigner Erfahrung bekannt ist, dass sich fast auf jedem Schiffe, welches nach mehrwöchentlichem Aufenthalte von Ostindien zurückkehrt, Kranke befinden, die an Ruhren und Leberkrankheiten leiden. Die Ruhr herrscht in einer ausserordentlichen Ausbreitung in dem ostindischen Archipel. Die Krankenbücher im Hospital zu Surabaya auf Java, welche ich in Bezug auf diese Krankheit durchsah, zeigen, dass unter 84 Todten, welche in der ersten Hälfte des Jahres 1837 im Krankenhause starben, 43 waren, welche unmittelbar durch die Ruhr getödtet, andere nicht mitgerechnet, welche in Folge dieser Krankheit durch Bauchschwindsucht u. s. w. hinweggerafft wurden.

Doch muss ich noch bemerken, dass freilich die Wohnung Napoleon's auf einem Bergrücken 1760 Fuss über dem Meere nicht die wohlthätigen klimatischen Einflüsse wie das Städtchen darbietet. Jamestown ist von allen Seiten gegen den feuchten und oft kalten Wind durch seine eigenthümliche Lage zwischen hohen Felsen gedeckt; Longwood dagegen ohne Schutz dem Südostpassat frei gegeben, welcher, in der leicht gebauten Wohnung fortwährend Zugluft bewirkend, die Haut, welche durch die Glut der tropischen Sonne verweichlicht ist, durch seine Frische und Feuchtigkeit unangenehm berührt. Durch diese physischen Verhältnisse ist es auch erklärlich, dass der Temperaturwechsel zwischen Tag und Nacht eine grössere Differenz macht und in schnellerem Uebersprunge hier erfolgt, als in der Stadt. Es regnet selten auf St. Helena, aber die oberen Spitzen der Insel sind häufig ganz in Wolken eingehüllt. Durch alles diess wird es auch erklärbar, warum fast das ganze Jahr hindurch Napoleon's

Wohnung künstlich erwärmt werden musste, welches in der Stadt das heisse und gleichmässige tropische Klima unnöthig macht.

Einige geschichtliche Momente, welche die Insel St. Helena betreffen, setze ich hierher, weil sie zum Theil weniger allgemein in Europa bekannt sein möchten.

Im Jahre

1502, den 21. Mai, wurde die Insel durch den Portugiesen Juan de Nova Castella entdeckt.

1645 wurde sie von den Portugiesen verlassen und durch die Holländer in Besitz genommen und bevölkert.

1651 wieder von den Holländern verlassen und von der englischen Kompagnie in Besitz genommen, welche

1658 ein Fort daselbst anlegte.

1672 wurde die Insel von den Holländern wieder erobert, und fiel

1673 wieder in die Hände der Engländer durch Richard Munden.

1719 wurde durch eine Wasserhose beinahe die ganze Insel überströmt.

1756, am 16. Juni, wurde sie durch ein Erdbeben erschüttert, das sich

1780 wiederholte.

1782 wurde die Wasserleitung von Chubbs Spring angelegt, welche die Stadt und die Schiffe versorgt.

1789 wurde auf dem Lodder-Hill das Fort angelegt, die Werfte und der Krahn hergestellt.

1791 der Grund von Plantation-House gelegt.

1795 wurden 8 holländisch-ostindische Kompagnieschiffe genommen und 4 Schiffe ausgeschickt, das Kap zu nehmen.

1800 Anlage eines Fonds für invalide Sklaven.

1805 3 Kompagnieschiffe abgeschickt, um Buenos-Ayres zu nehmen.

1807 grosse Sterblichkeit durch die Masern.

1810 chinesische Handwerker eingeführt.

1813 eine Buchdruckerei angelegt.

1814 Anlage eines Fonds zur Ernährung und Erhaltung von Armen und Einrichtung einer Schule zu Jamestown.

1815, am 15. October, Napoleon's Ankunft.

1817 Schule zu Plantation-House gestiftet. — Erdbeben.

1818 Bekanntmachung des Gesetzes, dass alle Sklavenkinder, die nach dem Weihnachtsfeste des Jahres geboren werden, frei sein sollen.

1821, am 5. Mai, starb Napoleon.

1822 trat die Agrikultur-Gesellschaft in Wirksamkeit.

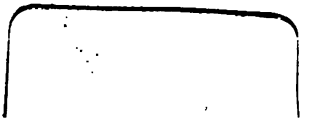
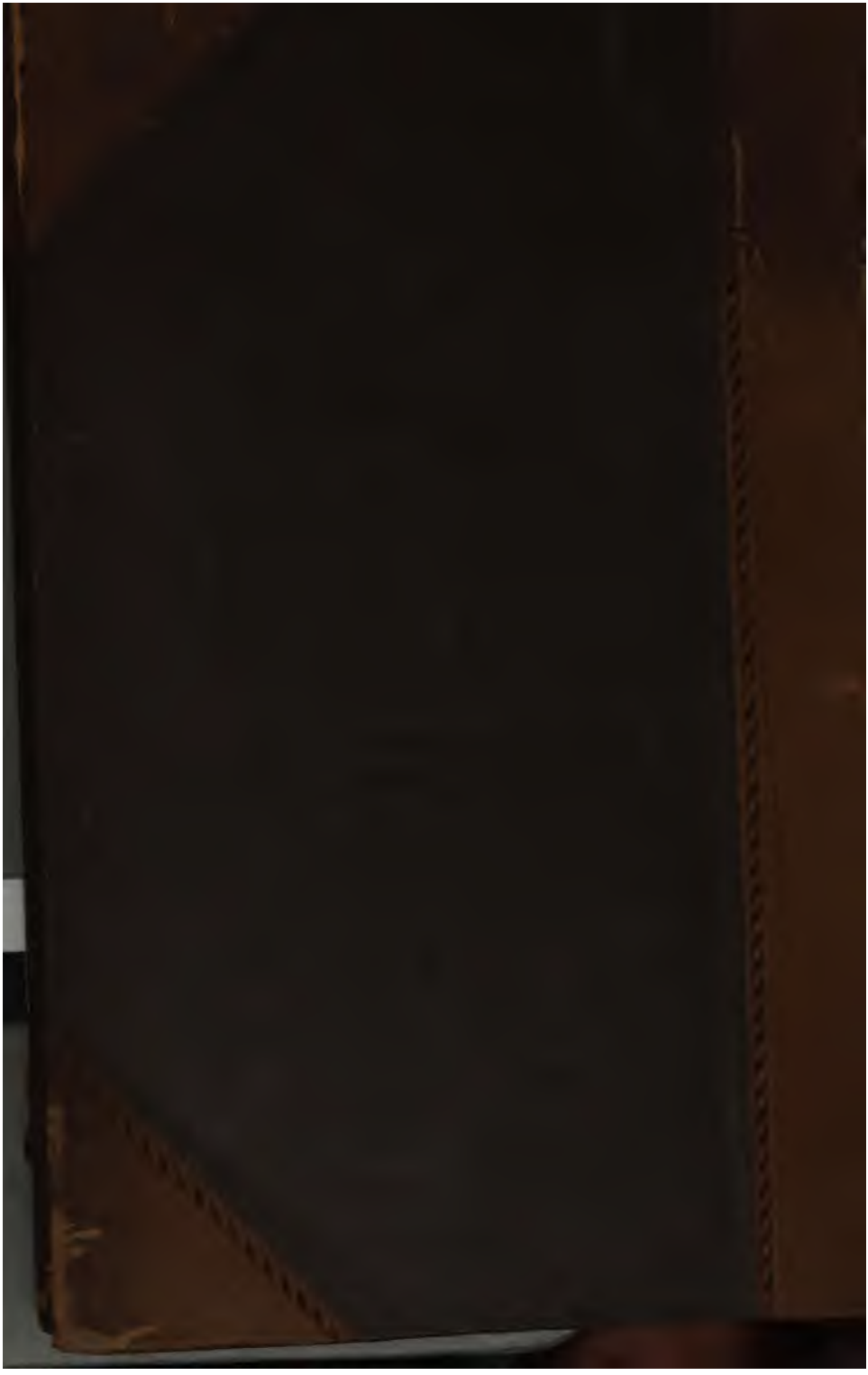
1824 verschiedene Arten Singvögel werden von England auf St. Helena eingeführt.

1826 eine Ziegelbrennerei angelegt. Das Museum errichtet.

1829 die Wege um Jamestown angelegt.

1831 Baracken für die Besatzung gebaut.

1832 jährlicher Ankauf von 125 Sklaven von Seiten der Kompagnie, um ihnen die Freiheit zu geben.

Durch einen Parlaments-Beschluss vom 28. August 1833 musste die Insel den 22. April 1834 an die britische Regierung abgegeben werden.

BATAVIA
und
Umgebungen
Maßstab von 900 Rheinl. Ruthen.
S E A N D
Sümpfe
Ankee
Irrenhaus
Piesing
Sumpfige
Wiesen
C. Kandangsapier
C. Bandang
C. Mateyne
S S
C. Poelo Gedoeng
Bassaar
Poelo Gadong
L D E R
C. Jatrenaga
C. Tara koja
C. Consi van het Land Selombach
R. Southaar
Camp Karol
Weg nach Buitenzorg